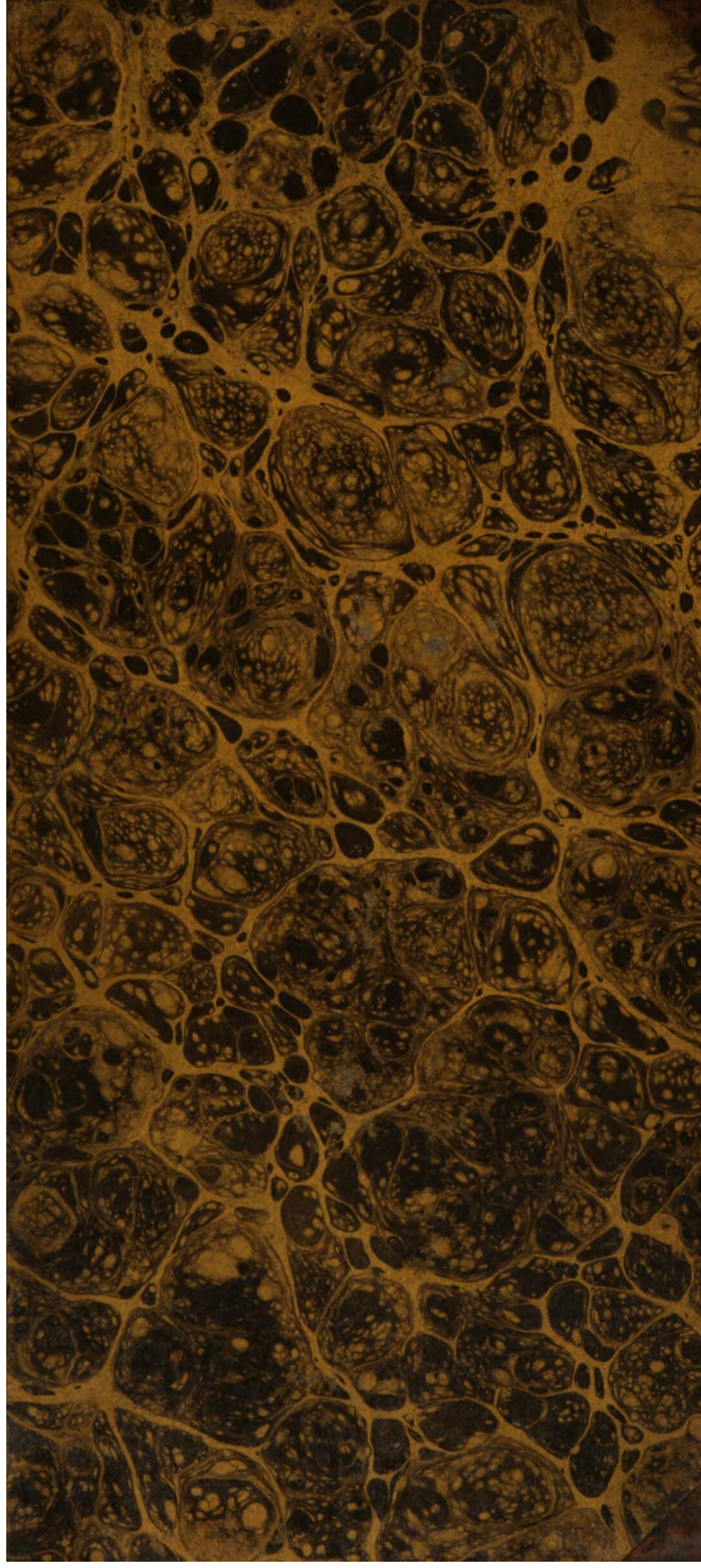

Bor. 193 m-1

<36626191740010

<36626191740010

Bayer. Staatsbibliothek

Borus. 1793 m

R

P. Haas fecit.

FRIEDRICH WILHELM DER GROSSE

Churfürst von Brandenburg

Gebor. den 6 Februar 1620.

Gestor. den 19 April 1688.

Brandenburgisch-Preußische

Regenten- und Volksgeschichte

von

den ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Der Jugend

und

allen

Vaterlandsfreunden

aus

den gebildeten Ständen gewidmet.

Von

Karl Friedrich Tzschucke,

Geheimer expedirender Secretär der Königl. Schauspiele.

Erster Theil.

Mit vier historischen Kupfern.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

1817

In der C. G. Flittnerschen Buchhandlung in Berlin und Frankfurt an der Oder.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geschichte

der

Mark Brandenburg

oder

Brandenburgisch-Preußische Regenten- und Volksgeschichte.

Erster Theil.

Von den ältesten Zeiten, bis zum Jahre 1740.

Seiner

Königlichen Hoheit

Friedrich Wilhelm

Kronprinz von Preußen

in

tiefster Ehrfurcht und Unterthänigkeit

zugeeignet.

Durchlauchtigster Kronprinz,

Gnädigster Prinz und Herr!

Die glänzenden Siege des Genies über die Macht eines feindlichen Schicksals, der hohe Aufschwung unter der Regierung der weißesten und musterhaftesten Fürsten, in denen die Menschheit ihre Vormünder auf ewig verehrt, hat die Brandenburgische Geschichte schon längst zur Weltgeschichte erhoben, und in ihr ein gro-

ßes Denkmal aufgestellt, was Menschenkraft ver-

mag, im Bunde mit menschlicher Weisheit. Ich habe gewagt, dies höchst anziehende, genuß- und lehrreiche Gemälde, was bis jetzt noch nicht geschehen ist, bis auf die neuesten Zeiten fortzusetzen, und indem ich solches der vaterländischen Jugend übergebe, erkühne ich mich, dasselbe Euer Königlichen Hoheit allerunterthänigst zu Füßen zu legen. Darf ich hoffen,

mit einem Beifall winkenden Blick begnadigt zu

werden, so habe ich meinen theuern Wunsch er-

reicht, zu welchem ich nur noch den einzigen und

höchsten füge, daß Eure Königliche

Hoheit, von der Vorsehung bestimmt, sich

an diese erhabene Regenten-Gallerie zu reihen,

im glücklichsten Genusse des Lebens diesem großen

Ziel entgegen gehen möchten.

In den reinsten Empfindungen der Ehr-

furcht ersterbe ich

Euer Königlichen Hoheit

Berlin,

den 15ten October 1803.

Unterthänigster

Karl Friedrich Tzschucke.

Vorbericht
zur ersten Ausgabe.

Bekanntlich haben wir weder eine vollständige, noch für das jugendliche Alter zweckmäßige Geschichte der Mark Brandenburg. Das vortreffliche Werk von Gallus in fünf Bänden ist für die ersten Anfänger zu weitläuftig, für viele zu kostspielig, und so wie das von Hartung in zwei Bänden, bis jetzt noch unvollendet. Unterdeß hat in unsern Zeiten die Geschichtskunde ein allgemeines Interesse gewonnen; man findet in allen Ständen ihre Freunde und Verehrer, und der Zeitpunkt scheint nicht weit entfernt, wo sich jeder, nur einigermaßen gebildete, Bürger schämen wird, ein Fremdling in der Geschichte seines Vaterlandes zu seyn. Gewiß wird dies der Fall in den Preußischen Staaten seyn, wo man schon nicht selten über den Mangel eines Geschichtsbuches klagen hört, woraus die Jugend die merkwürdigsten Begebenheiten ihres Vaterlandes in einer kurzen Uebersicht kennen lernen kann. Und wo giebt es wohl eine Staatengeschichte,

die wie die Brandenburgische (Preußische), ein so hohes, vielseitiges Interesse in dem überall glänzenden Wechsel der Höhe und Tiefe des Glücks darbietet! Der Verfasser schmeichelt sich daher, durch die Ausfüllung dieser Lücke ein verdienstliches Werk unternommen zu haben, und auf den Beifall aller Preußischen Patrioten rechnen zu dürfen. Er hat sich vorzüglich Gallus und Hartung zu seinen Führern gewählt, und wenn er ihnen bisweilen wörtlich gefolgt ist, so war es ihm nicht möglich, der Sache eine bessere Einkleidung zu geben, als sie jenen Männern gelang. Er wollte der Jugend ein durch Kürze gefälliges, zugleich aber auch durch Aufstellung der Ursachen der Veränderungen verständliches und gründliches Lesebuch der Brandenburgischen Geschichte in die Hände geben; er wollte durch Wohlfeilheit den Ankauf desselben erleichtern, hierdurch das Lehren und Lernen derselben allgemeiner verbreiten, und somit die Liebe und Anhänglichkeit fürs Vaterland erhöhen, und den alten Nationalstolz der Brennen von neuem beleben. In der Erreichung dieses Ziels wünscht er seine süßeste Belohnung zu finden, und blos aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt zu werden.

Vorrede

zur zweiten Ausgabe.

Die günstige Aufnahme der ersten Auflage meiner Brandenburgischen Geschichte, welche schon seit längerer Zeit ganz vergriffen ist, war für mich ein ehrenvoller Beweis, daß man meine Absicht und meine Bemühungen bei Bearbeitung derselben nicht verkannt hatte, und deshalb habe ich, außer mehreren, zur Vollständigkeit des Ganzen gehörenden Zusätzen und den nöthigen Verbesserungen, im Allgemeinen bei dieser zweiten Ausgabe keine wesentliche Abänderungen vorgenommen.

Da indeß mit Friedrichs des Zweiten so höchst merkwürdiger und thatenreicher Regierung gleichsam eine neue Volks- und Menschen-Geschichte sich entwickelt, so habe ich es für zweckmäßig erachtet, mit derselben einen neuen Abschnitt und ein zweites Bändchen beginnen zu lassen, um dieses ausgezeichnete Denkmal des höchsten Genies und der seltensten Fürstengröße, welches noch die Bewunderung der spätesten Nachwelt auf sich ziehen wird, der Jugend und allen Verehrern des Vaterlandes desto anschaulicher darstellen zu können; und füge nur noch den Wunsch hinzu, daß das Publikum und meine Herren Beurtheiler diesen Versuch mit Güte und Nachsicht aufnehmen mögen!

Der Verfasser.

Chronologische Uebersicht der ganzen Geschichte.

Erster Theil.

Erster Zeitraum.

Das Land, seine Bewohner und deren Zustand bis zur Bildung eines Staatskörpers unter Markgraf Albrecht dem Bär 1134.

Einleitung - - - - - - - Seite 1.
Die Sueven. - - - - - - - — 2.
Die Wenden. - - - - - - - — 19.
Es werden Markgrafen oder Grenzstatthalter angesetzt. - - - - - — 32.

Zweiter Zeitraum.

Von Markgraf Albrecht dem Bär bis Churfürst Wilhelm den Großen von 1134 - 1640.

Albrecht der Bär. 1134 — 1168. - - Seite. 48.
Otto I. 1168 — 1184. - - - - — 61.
Otto II. 1184 — 1205. - - - - — 63.
Heinrich I. 1184 — 1192. - - - — 63.
Albrecht II. 1184 — 1220. - - - — 63.
Johann I. 1220 — 1266. - - - — 66.
Otto III. 1220 — 1267. - - - — 66.
Otto IV. mit dem Pfeile. 1266. (67.) — 1308. — 71.
Waldemar. 1304 — 1319. - - - - — 79.
Heinrich III. 1319 — 1320. - - — 83.

Länderbestand und ihre Verfassung unter der Regierung der Ascanischen Fürsten. — 84.

Markgrafen von Brandenburg aus dem Baierschen Hause. Von 1324 bis 1373. - - - — 101.
Ludwig I., der Aeltere. 1324 — 1351. - — 103.
Ludwig II., der Römer. 1351 — 1365. - — 116.
Otto der Finner, oder der Faule. 1365—1373. — 120.

Länderbestand und ihre Verfassung unter der Regierung der Baierschen Fürsten. — 123.

Markgrafen und Churfürsten von Brandenburg aus dem Luxenburgischen oder Lützelburgischen Hause. 1373 - 1415. (17.) - - - — 134.

Wenzel. 1373 — 1378. - - - - Seite 135.

Siegismund. 1378 — 1415. (17.) - - - — 139.

Jobst, Pfandinhaber der Churmark. 1388 bis 1411. - - - - - - — 141.

Länderbestand und ihre Verfassung unter der Regierung der Luxenburgischen Fürsten. — 149.

Die Churfürsten von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern. — 155.

Friedrich I. 1415 — 1440. - - - — 158.

Friedrich II. 1440 — 1470. - - - — 169.

Albrecht Achilles. 1470 — 1486. - - — 179.

Johann Cicero. 1486 — 1499. - - — 188.

Joachim I. 1499 — 1535. - - - - — 193.

Joachim II. 1535 — 1571. - - - — 205.

Johann George. 1571 — 1598. - - — 223.

Joachim Friedrich. 1598 — 1608. - - — 231.

Johann Siegismund. 1608 — 1619. - — 238.

George Wilhelm. 1619 — 1640. - - — 247.

Dritter Zeitraum.

Von Friedrich Wilhelm dem Großen bis auf König Friedrich Wilhelm III.

Friedrich Wilhelm der Große. 1640 bis 1688. — Seite 265.

Friedrich III., als König I. 1688 — 1713. — 320.

Friedrich Wilhelm I. 1713 — 1740. — 345.

Geschichte der Mark Brandenburg.

Erster Zeitraum.

Das Land, seine Bewohner und deren Zustand bis zur Bildung eines Staatskörpers unter Markgraf Albrecht dem Bär 1194.

Einleitung.

Das Land, welches wir unter der Mark Brandenburg begreifen, war einst, wir wissen nicht, wie lange vor Chr. Geburt, ein Theil von den Wohnsitzen der alten Deutschen. Die früheste Geschichte unserer deutschen Vorfahren verliert sich in der Nacht der Vorwelt. Selbst das stolze Rom, das ungeheure Länder und Völker in allen drei Erdtheilen unterjocht hatte, ahnete nicht, daß in seinem nachbarlichen Norden ein Volk wohne, das ihm trotzen und sogar furchtbar werden könne, bis auf einmal, 113 Jahre vor Chr. Geburt, zahllose Schaaren von deutschen Völkern, Cimbern und Teutonen, den römischen Grenzen sich näherten, drei ihnen entgegen gestellte Heere schlugen, nach Italien drangen, und in diesem Augenblick Roms Weltherrschaft zittern machten. Nur erst nach einem zwölfjährigen (dem cimbrischen) Kriege,

gelang es dem eben so tapfern als listigen römischen Feldherrn Marius, die Deutschen aus Italien zu vertreiben. Von nun an ward ein Land voll der streitbarsten Männer in Roms Augen wichtig, und die deutsche Nation erscheint in der Weltgeschichte. Cäsar griff hierauf, 50 J. vor Chr. Geburt, die Deutschen in ihrem eigenen Lande an, und eroberte das südliche Deutschland. Auf seinen Feldzügen beobachtete er zugleich die Verfassung und die Sitten der Deutschen und beschrieb sie als Augenzeuge. Ein Gleiches that Plinius, der in der römischen Armee, die gegen die Deutschen focht, als Officier diente, und vorzüglich Nachrichten über die Naturbeschaffenheit des Landes sammelte. Unter Drusus und Tiberius drangen die Römer bis an die Elbe; viele Deutsche kamen nach Rom, viele dienten im römischen Heere, und Deutschland ward den Römern so bekannt, daß der römische Geschichtschreiber Tacitus im Stande war, ein ausführliches Werk über die Verfassung und Sitten der Deutschen zu entwerfen. Aus diesem wissen wir, daß die Deutschen in ihrer äußern Bildung, in Sprache und Sitten einen gemeinschaftlichen Ursprung verriethen, aber doch, weil sie kein gemeinschaftliches Interesse verband, nicht Einen Staat ausmachten. Sie waren in mehrere, anfänglich kleinere Staaten, und da dieser Unterschied sich allmählich durch Kriegs- und Raub-Bündnisse und Wanderungen verlor, in Hauptvölker abgetheilt. Eines von diesen Hauptvölkern waren

die Sueven,

welche von der Ostsee an, zwischen der Elbe, Saale, Donau und Weichsel wohnten, und in einem Verein von

mehrern kleinern Nationen bestanden. Unter diesen nennt Tacitus die Semnonen, als die ältesten und edelsten, die den Stamm des suevischen Bundes und der Eidgenossenschaft ausmachten, und die an der Oder, Havel und Spree oder im heutigen Schlesien, in der Lausitz und in der Mittelmark, die Longobarden, vielleicht von ihren langen Bärten so genannt, die in der Altmark und Priegnitz ihre Wohnplätze hatten. Letztere waren minder zahlreich, als die umher wohnenden suevischen Volkszweige; aber an Muth und Tapferkeit übertrafen sie viele andere.

Ganz Deutschland war vor zwei tausend Jahren fast ein einziger großer Wald, der mit Sümpfen und Morästen und nur selten mit ofnem Lande abwechselte. Rennthiere, Bären, Wölfe, Auerochsen und wilde Pferde wohnten Heerdenweise in demselben. Das nördliche Klima des Landes ward durch seine Wildnisse noch unfreundlicher und rauher; die Luft war stets feucht und kalt; die Natur selbst härtete hier den Körper zu jedem Ungemach ab, und bestimmte im Voraus die Lebensweise des Menschen. Die römischen Geschichtschreiber schildern die Sueven und andere deutsche Völker als überaus große, starke und wohlgebaute Menschen. Sie hatten große blaue Augen, langes, blondes Haar, eine blendend weiße Haut, kleine, weiße Zähne, einen schlanken Wuchs, einen kühnen, feurigen Blick. Die Römer staunten die Größe und Stärke des deutschen Mannes an, und bewunderten die Schönheit des Weibes. Ihre Kleidung war so einfach, wie ihre übrige Lebensart. Eine Hirschhaut oder ein Schafpelz um die Schulter gehangen, zierte den Mann, so wie das Weib; Kinder gingen ganz nackt. Auf ihren Kriegeszügen tru-

gen sie Felle von wilden Thieren, woran man noch die Hörner und Klauen sah. Der ganze übrige Theil des Körpers blieb unbedeckt. Nur die Reichern und Vornehmern zeichneten sich durch eine mehr anschließende Kleidung aus, durch Felle von seltnen Thieren, welche sie mit andern Pelzflecken besetzten. Ihre Weiber lernten in der Folge, durch Bekanntschaft mit den Römern, Leinwand zu ihren Gewändern weben. Milch, Käse, wildes Obst, wildwachsende Kräuter, Wurzeln, zahmes und wildes Fleisch und Fische, waren abwechselnd ihre gewöhnlichen Speisen. Reines Quellwasser, oder ein aus Hafer oder Gerste gepreßter Saft, eine Art von Bier, war ihr Getränk. Ihre Wohnplätze wählten sie am liebsten an den Ufern eines Flußes, oder am Fuße eines Berges. Ihre Hütten lagen weit auseinander, hatten eine unförmliche Gestalt, und bestanden aus Baumstämmen und einem mit Fellen, Laub oder Rasen bedeckten Dach. Um ihnen eine zierliche Außenseite zu geben, bemalten sie dieselben mit verschiedenen glänzenden Erdarten.

Um sich diese einfachen Bedürfnisse zu verschaffen, war wenig Arbeit erfoderlich. Sie befriedigten sich mit dem, was ihnen der ungebaute Boden, die unfreundliche, sich selbst überlassene, Natur darbot. Sie haßten zwar, als ein kriegerisches Volk, die Ruhe, aber eben so sehr liebten sie den Müßiggang, das heißt, sie suchten sich auf alle Weise von anhaltenden Arbeiten zu befreyen. Ihre Beschäftigung war Krieg gegen Menschen und wilde Thiere. Ackerbau trieben sie als Barbaren aus der eben angeführten Ursache, und aus Mangel des tauglichen Bodens und der erforderlichen Feldgeräthe, entweder gar nicht oder nur wenig und so viel, als sie zum Gewinn einiges Getreides, zur Berei-

tung ihres Getränkes bedurften; dieses Geschäft wurde von den Weibern, den Alten, Schwachen und Knechten besorgt. Jährlich wechselte man mit dem Laude, ließ den alten Acker Brach liegen, und bestellte nur eine einzige Feldsaat. Dagegen war ihre Viehzucht desto bedeutender; zahlreiche Viehheerden waren ihre einzigen und angenehmsten Reichthümer, denn vortrefliche Weiden gehörten zu den freiwilligen Geschenken der Natur; ihr Vieh war, wie in jedem rauhen Erdstrich, nur klein.

Freiheit und Unabhängigkeit war der Stolz der alten Deutschen, und diesen zu behaupten und zu vertheidigen, war Krieg das einzige Mittel, die ehrenvollste Bestimmung, der sich der deutsche freye Mann widmete. Und auf diese Bestimmung war schon die früheste Erziehung der Jugend gerichtet.

Kaum waren ihre Kinder geboren, so badete man sie in kaltem Wasser; und kaum waren sie der mütterlichen Brust entwöhnt, so übten sie sich schon im Schwimmen, Laufen, Springen, Werfen des Wurfspießes ꝛc. und verschaften dadurch ihrem Körper Festigkeit und Gelenkigkeit. So erzogen, wuchs der Knabe zum starken, brauchbaren Jüngling auf, und wurde nun, da er bisher nur unter den Knechten lebte, mit vieler Feierlichkeit vom Vater in eine ehrwürdige Volksversammlung eingeführt, und durch Anlegung der Waffen als Mitglied des Staats erklärt und unter die freyen Männer aufgenommen. Seine Vergnügungen und Erholungen zweckten nur allein darauf ab, wie er diese Waffen, die er nie von sich legte, die ihn in Gesellschaften, Volks- und Religions-Versammlungen und selbst ins Grab begleiteten, mit Vortheil brauchen und ein guter Krieger werden könnte. Eine vor-

treffliche Vorbereitungsschule zu diesem Zwecke war die Jagd; die Neigung dazu durch Lob und Beifall zu beleben, ward jede Gelegenheit benutzt. Hatte der kühne Jüngling einen Auerochsen erlegt, so bereitete er aus dessen Hörnern Trinkgeschirre, und brachte sie als ein Siegeszeichen in die öffentlichen Versammlungen. Man rühmte seine Geschicklichkeit, und trank ihm zu Ehren aus seinen Pokalen. Dies reizte ihn zu neuer Beute. Er durchstrich die ungeheuren Wälder, achtete weder Kälte noch Hunger, erlegte Bären und ereilte den Hirsch in seinem schnellen Laufe, unterdeß das Mädchen zu Hause an den Arbeiten der Mutter Theil nahm. Unter dieser anstrengenden Lebensweise reifte der Jüngling zwar langsam, aber mit einem desto kraftvollern Körper dem männlichen Alter und dem Zeitpunkt entgegen, wo er sich die Gefährtin seines Lebens wählte. Ein paar Ochsen, ein aufgezäumtes Pferd und Waffenrüstungen waren die Geschenke, die er seiner Braut, unter den Augen der versammelten Familie, als Morgengabe brachte, und die sie erinnern sollten, daß sie die Theilnehmerin der Gefahren und Sorgen ihres Gatten seyn, mit ihm im Kriege leiden und im Frieden sich freuen sollte. Jungfräuliche Reinheit und Unschuld war der Stolz der Mädchen. Verletzte Keuschheit fand keine Verzeihung, und eine entehrte Jungfrau, sie mochte noch so schön, so vornehm und reich seyn, fand nie einen Mann, der ihr als Gattin die Hand gereicht hätte. Eben so war die Beobachtung der ehelichen Treue, sowohl durch die Reinigkeit der Sitten, als durch die beschimpfendsten Strafen gesichert. Denn die Verbrecherin wurde von ihrem Manne, auch wohl von ihren eigenen Aeltern, in Gegenwart ihrer Anverwandten und Bekannten, mit abgeschnittenen Haaren, nackend aus seiner Wohnung hinaus-

gepeitscht; niemand nahm sich der Verstoßenen an, und in Traurigkeit und Verachtung mußte sie ihre übrigen Tage verleben.

Ehrlichkeit, Treue und Gastfreundschaft waren eben so hervorstechende Züge in dem Karakter der alten Deutschen. Jedes Versprechen war ihnen heilig. Ein Wort, ein Händedruck galt bei ihnen, was der Eidschwur bei uns gilt. Nur bei wichtigen Angelegenheiten und Verbindungen schwuren sie, und alsdann jedesmal bei der Spitze ihres Degens. Ihre Treue war so berühmt, daß selbst der römische Kaiser Augustus sich bei einer deutschen Leibwache sicherer glaubte, als bei einer römischen. Jedem Fremdling aus ihrer Völkerschaft reichten sie willig das Beste, was sie hatten, und entließen ihn beim Abschiede mit Geschenken. Wer dies heilige Recht der Gastfreundschaft verletzte, war ein Gegenstand des Abscheues und des Hasses der ganzen Nation.

Diese liebenswürdigen Eigenschaften des deutschen Nationalkarakters waren jedoch durch einige Flecken verdunkelt, die aus ihrer Lebensart entsprangen. Häusliche Arbeiten waren kein Gegenstand für den ehrgeizigen Deutschen; kam er von der Jagd oder aus dem Kriege zurück, so überließ er sich der Ruhe und dem Müßiggang, und ergab sich, um in einem kalten Himmelsstrich seinen Geist zu leidenschaftlicher Kraftäußerung zu beleben, dem erhitzenden Trunk, oder um, besonders in größeren Gesellschaften, die Zeit zu vertreiben, dem Glücksspiel. Ganze Nächte wurden in lärmenden Zechgesellschaften zugebracht; politische und religiöse Versammlungen durch ausschweifendes Trinken zu entweihen, hatte das Herkommen zur Tugend erhoben. Alle wichtige Angelegen-

heiten wurden im Trunke überlegt; Ehen, Freundschaften, Bündnisse im Rausche errichtet; Krieg und Frieden trunken beschlossen; Anführer und Oberhäupter bei vollen Pokalen erwählt. Eine eben so starke Leidenschaft hatten sie für das Würfelspiel. Sie setzten nicht nur ihr Hab und Gut auf das Spiel, sondern sogar zuletzt sich selbst und ihre Freiheit. Willig und gern folgte dann der Unglückliche, dem sein gegebenes Wort unverbrüchlich war, seinem neuen Herrn als Sklave. Der Stärkste ließ sich vom Schwächsten, der Angesehenste vom Niedrigern binden, fortschleppen und als Leibeigener verkaufen. —

Alle jene edlen Züge des sittlichen Karakters der Deutschen waren unterdeß keine Tugenden, die sie sich durch Bildung des Verstandes erworben hatten; es waren die angebornen Eigenschaften, die ihnen von einer glücklichen Organisation verliehen waren, und die sie so lange unentweiht erhielten, als sie sich in ihrem rohen, von allen Anreizungen zur Lasterhaftigkeit entfernten, Naturzustande befanden. Weder von Handwerken, noch weniger von Künsten und Wissenschaften war eine Spur unter ihnen zu finden. Zwar scheinen ihre Priester eine Art von Gelehrten gewesen zu seyn, aber ihre Kenntnisse erstreckten sich nicht über den engen Kreis einiger Erfahrung in der Heilkraft der Kräuter, in dem Laufe der Gestirne, oder in den Erscheinungen der Natur. Da unterdeß die Sinnwerkzeuge des rohesten Barbaren für Ton- und Dicht-Kunst nicht unempfindlich sind, so finden wir auch diese erste Blüthe der menschlichen Kultur bei den alten Deutschen. Ihre Dichter nannten sie Barden. Bei ihren festlichen Opfern und vor dem Anfange einer Schlacht erweckten sie durch ihre

Gesänge (Bardieten), welche die großen und lobenswürdigen Thaten ihrer Vorfahren priesen, die Nachkommen zu ähnlichen Thaten. Jeder Deutsche lernte diese Volkslieder, welche zugleich, ohne aufgeschrieben zu seyn, die Stelle der Geschichtsbücher vertraten, auswendig, und pflanzte sie von Mund zu Mund auf die folgenden Geschlechter fort*). — Ihre Musik, welche in einem wilden, dumpfen Getöse ihrer Widderhörner und einem eben so dumpfen Brummen in ihre Schilder bestand, war nichts weniger, als ein harmonischer Ausdruck ihrer Gefühle.

Die deutschen Völkerschaften und also auch die Sueven waren in vier Stände getheilt: Edle, Freigeborne, Freigelassene und Sclaven. Jede Völkerschaft theilte sich in mehrere kleinere Horden oder Gaue und Zente. Ein Gau war die Verbindung mehrerer Stämme und eine Vereinigung, die einen ganzen Distrikt in sich begriff. Die Unterabtheilungen hiervon waren Zente, wovon jede sich einen Vorsteher wählte. Die Semnonen bestanden aus hundert Gauen. Jeder Gau hielt seine eigenen Versammlungen, wählte sich da seine Richter, und unterhielt sich über das Wohl des Ganzen; nur zu Anfange des Frühlings versammelte sich die ganze Nation in einem ehrwürdigen Eichenhaine, erwählt dort ihren gemeinschaftlichen Anführer, und be-

---

*) Diejenige Geschichte, welche man durch mündliche Erzählung auf die Nachkommen fortzupflanzen gesucht hat, benennet man in der Kunstsprache gewöhnlich mit dem Namen Tradition.

schloß Krieg und Frieden. Jeder Mann konnte hier seine Meinung vortragen und auf tiefe Stille und ununterbrochene Aufmerksamkeit rechnen. Erregte sein Vortrag Mißfallen, so gab man dies durch ein dumpfes Gemurmel zu erkennen, erhielt er aber Beifall, so drückte man dies am ehrenvollsten durch das Zusammenstoßen der Spieße und Schwerter aus. In jedem Gau erhielt ein, aus den Aeltesten gewählter, Graf (Grauer d. i. alter Mann) die Ruhe und Ordnung. An ihn wandte man sich bei vorfallenden Zwistigkeiten; ihn bat man um seinen Rath, und mit Freuden gab ihm jedes Mitglied des Gaues jährlich ein freiwilliges Geschenk an Getreide, Vieh und andern gewonnenen Produkten. Aus ihnen gewöhnlich, doch auch bisweilen aus andern berühmten Helden, wählte man den Anführer im Kriege, den man, weil er vor dem Heere herzog, den Herzog nannte. Nur Eingeborne konnten mit in den Krieg ziehen. Die Tapfersten nannten ihre dankbaren Zeitgenossen Edelinger, und wählten aus ihnen ihre Grafen und Herzoge. Die Bewaffnung der Deutschen bestand in Schwertern, Lanzen, Pfriemen und leichten Schildern. Die Pfriemen waren kleine Spieße mit schmalen, kurzen, scharfen Eisen. Wenige trugen Panzer, und noch wenigere Helm und Sturmhaube. Ihre Schlachten ordneten sie keilweise. Diese Keile bestanden aus ganzen Familien, und wenn mehrere Völker zusammentraten, so bildete jede Nation eigene Haufen. Haufenweise rückten sie gegen den Feind. Von den feinen Künsten des Krieges, von geschlossenen Reihen, von Schwenkungen, von überlistenden Märschen wußten sie nichts; aber ihr persönlicher Muth, die Kraft ihres Arms, die Schnelligkeit ihrer Glieder, der Donner ihrer Stimme, der Feuerblick ihres Auges, das Ausdauern in Gefahren und in der

Arbeit, und ihre Verachtung des Schmerzes und des Todes, das alles machte sie furchtbar; daher konnten sie von Meistern in der Kriegskunst wohl geschlagen, aber nicht überwunden werden. In der Nähe befanden sich ihre Weiber und Kinder, die durch Weinen, Schreien, die Tapferkeit der Kämpfenden zur Wuth entflammten. Ihre größte und vorzüglichste Stärke bestand in ihrem Fußvolke; die Reuterei war wegen der schlecht gebauten Pferde weniger furchtbar.

Feigherzige und Flüchtlinge wurden von allen Volks- und Religions-Versammlungen ausgeschloßen, und mußten in der größten Verachtung ihre übrigen Tage zubringen. Selten überlebte indeß Einer diese Beschimpfung, sondern machte durch einen Selbstmord seinem traurigen Leben ein Ende. — Ueberläufer und Verräther des Vaterlandes wurden in den Volksversammlungen durch ihre Priester, denen es allein zustand, im Namen der Gottheit über das Leben der Menschen zu entscheiden, zum Tode verurtheilt. Kein anderes Vergehen wurde so hart geahndet. Für jedes Verbrechen, selbst den Mord, war ein Ersatz an Vieh, eine hinlängliche Genugthuung. Ihre Knechte oder Sclaven, die es ursprünglich entweder durch Gefangenschaft oder durch ihre im Spiel verlorne Freiheit wurden, behandelten sie mit vieler Schonung. Selten wurden sie mit Gefängniß, harter Arbeit oder Schlägen bestraft; noch seltener, ob es gleich das Gesetz erlaubte, und nur in der Hitze, nur im Zorne getödtet.

Es giebt vielleicht keine Nation auf der Erde, so barbarisch sie auch sey, die keine Idee von einem höchsten Wesen haben sollte. Die großen Gegenstände der Natur wecken und nähren selbst bei dem noch ungebildet-

sten Menschen ein dunkles Gefühl von einer höchsten, weltregierenden Macht, das er von seinem Daseyn nicht zu trennen vermag. Die Verhängnisse, die Wirkungen einer unbegreiflichen Macht erschüttern das roheste Gemüth, und das unbesiegliche Gegengewicht erzeugt jene Mannigfaltigkeit der Vorstellungen von einem höchsten Wesen, wie wir sie noch jetzt bei den unmündigen Völkern unter allen Zonen des Erdkreises antreffen. So war denn auch die Religion der alten Deutschen eine einfache Naturreligion. Die Sonne schien in ihre kalten Hütten so freundlich, wärmte so mild ihre Fruchtfelder, der Mond schien so sanft durch die Blätter, wenn sie Abends am Hayne die Thaten ihrer Vorfahren sangen, oder ihrem Feinde auflauerten, oder ein Wild, die Speise des kommenden Tags, verfolgten, der Donner brüllte so fürchterlich durch ihre hohen Wälder; was war natürlicher bei einem so ganz sinnlichen Volke, als auf die Vorstellung zu kommen: das sind unsere Götter! Außer diesen verehrten sie noch verschiedene andere Wesen, als den Thuisto, Teut, Alcis (Alles ist), den sie für ihren ältesten Stammvater hielten, und von ihm sich mit dem Namen, den noch jetzt ihre Nachkommen führen, Teutsche oder Teutonen nannten. Die Erde verehrten sie, unter dem Namen Hertham (Erdamme, Erdmutter), mit vorzüglicher Ehrfurcht, als eine besondere Göttin. — Diese Gottheiten wurden nicht in enge Tempel eingeschlossen, wurden nicht durch menschliche oder thierische Abbildungen dargestellt. Beides schien ihnen für die Würde und Majestät des höchsten Wesens entehrend *). Dichte, mit hohen Eichen besetzte schat-

*) So urtheilt Tacitus und wollte wahrscheinlich dadurch die Götzenbilder der Römer in Schatten stellen. Es scheint

tigte Haine, welche durch ihr Dunkel ein heiliges Schaudern erregten, waren ihre gottesdienstliche Versammlungsplätze. In einem derselben, der im Lande der Semnonen lag, feierte die ganze Nation der Sueven jährlich ein allgemeines Versöhnungsfest, wozu jeder einzelne Stamm seinen Gesandten schickte. Ein Menschenopfer, wozu man gewöhnlich einen Gefangenen wählte, eröffnete diese Feierlichkeit.

Ihre Priester, die Druiden, waren zugleich ihre Aerzte, ihre Wahrsager, oft auch ihre Richter, ihre Lehrer. Sie entschieden die Angelegenheiten des Volks durch das Loos, um den Willen der Gottheit zu erfahren, weil sie glaubten, daß das Loos unter dem besondern Einfluß der letztern stehe. — Auch die Barden gehörten mit zu ihren heiligen Personen, und besangen am Opferaltare das Lob der Gottheit. Bei wichtigen Angelegenheiten fragten sie die Alraunen, ihre Wahrsagerinnen, um Rath. Diese unterhielten weiße, noch zu keinem Dienste gebrauchte, Rosse in ihren Wäldern, aus deren Wiehern und Schnauben sie den glücklichen oder unglücklichen Ausgang einer Unternehmung verkündigten.

---

aber nicht, daß die Deutschen wegen aufgeklärter Begriffe von ihres Gottes Erhabenheit, demselben kein Bild gegeben haben; vielmehr ist es glaubhafter, daß sie, wegen Mangel an Aufklärung, an Geschicklichkeit in der Baukunst, wegen gänzlicher Unerfahrenheit in der Bildnerei, nicht im Stande waren, ihre Vorstellungen von der Gottheit durch Idole auszudrücken.

Von einem künftigen Leben hatten sie eine dunkle, ganz nach ihrem kriegerischen Geiste geformte Vorstellung, die aber späterhin durch Vermischung der nordischen Lehren von dem Kriegsgott Odin oder Wodan *) noch mehr entstellt wurde. Nur diejenigen, welche im Kriege gefallen oder eines gewaltsamen Todes gestorben waren, konnten an den Freuden dieses Himmels, den sie Walhalla nannten, Antheil nehmen. Dieser Pallast hatte, nach ihrer Meinung, 600 Thore, welche so breit waren, daß acht Helden mit ihrem Gefolge zugleich durchziehen konnten, und 50 Pforten. Den Morgen zogen sie von hier aus zum Kampfe, hieben sich da zuweilen in Stücken, kehrten aber alle zur Mittagsstunde frisch und gesund wieder zurück, und tranken dann, in Odins Gesellschaft, aus den Hirnschädeln ihrer Feinde Meth und Bier. Das berühmte wilde Schwein Scrimmer, welches alle Tage wieder wuchs, reichte alle den Tausenden hinlängliches Fleisch zum Essen dar. Die himmlische Ziege Heidrun gab immerwährende Milch, welche ihnen, so wie die übrigen Getränke, von schönen Jungfrauen, Valkyrien, gereicht wurden. — Trauriger und martervoller war der Zustand derer, welche an Krankheiten oder vor Alter, kurz eines nicht gewaltsamen Todes starben. Sie kamen zur Göttin Hela (Hölle) und litten unaussprechliche Qualen.

Auf diese irrigen Vorstellungen gründete sich ihre Verachtung des Todes und ihr unerschütterlicher Muth;

---

*) Wahrscheinlich war dieser Odin oder Wodan, der von allen Scythischen Völkern in Asien verehrt wurde, einst ein berühmter Feldherr dieser Nation, den man nach seinem Tode unter die Götter versetzte.

hiervon hingen die Gebräuche bei ihren Begräbnissen ab. Ihre Todten wurden meistentheils mit ihren besten Sachen, Pferden, Hunden, bisweilen auch Sclaven, verbrannt, ihre Asche in Urnen gesammelt und in die Erde vergraben, und dem Helden seine Waffen, die er in Walhalla so nothwendig brauchte, mitgegeben. Große Kriegshelden allein ehrten sie durch Grabstätte unter Bäumen, auf welche sie ungeheure Steine wälzten. Hie und da findet man noch in der Mark solche Denkmäler, welche man mit dem Namen Riesenbetten zu bezeichnen pflegt.

Aus diesem kurzen Gemälde von unsern alten deutschen Vorfahren lernen wir, daß wir uns ihrer nicht zu schämen haben, und mit Recht ehren und rühmen wir das Andenken an ihre Vorzüge, an ihre herzliche Treue, an ihre unverfälschte Redlichkeit, an ihren unerschütterlichen Muth, durch das Beiwort alter Deutscher, in dem, der in Rücksicht auf diese Tugenden seinen biedern Vorfahren gleich thut; selbst die Römer deuteten durch den Ausdruck germana fide (deutsche Treue) einen der ehrenvollsten Karakter an.

Die Nachbarschaft der Deutschen war den Römern unterdeß so verhaßt, daß sie, sobald sie ihre Tapferkeit kennen gelernt hatten, Versuche machten, dieses furchtbare Volk zu überwinden. Julius Cäsar ging verschiedenemale, wie wir schon erwähnt haben, mit zahlreichen Truppen über den Rhein; aber der Anblick der muthigen, riesenmäßigen Deutschen setzte die sonst so tapfern Römer jedesmal so in Schrecken, daß sie sich, ohne eine Schlacht zu wagen, immer wieder zurückzogen.

Der erste Römer, welcher, aller Schwierigkeiten ungeachtet, es unternahm, bis mitten in Deutschland einzudringen, war Nero Claudius Drusus, des Kaisers Augustus Stiefsohn. Er trieb die Longobarden, welche am linken Ufer der Elbe wohnten, über diesen Fluß zu ihren Freunden, den Semnonen, erkühnte sich aber nicht, sie weiter zu verfolgen. Drusus stürzte bei seinem Rückzug an der Saale mit dem Pferde, und sein Bruder Tiberius, nachheriger römischer Kaiser, erhielt den Oberbefehl über die in Deutschland stehenden Truppen. Dieser machte viele Völker der Deutschen durch gütliche Unterhandlungen zu seinen Freunden und Bundesgenossen, versetzte aber mehrere Tausende von ihnen, da er ihre Denkungsart nur zu gut kannte, um auf ihre stete Ergebenheit zu bauen, in entferntere römische Provinzen, beraubte sie der jungen Mannschaft und ihrer Anführer, und glaubte sie so den Römern desto treuer zu machen, je mehr er sie schwächte.

Allein die Deutschen merkten früh diese listigen, ihre Freiheit untergrabenden Maasregeln, Sie schloßen sich daher an einen Mann an, der mit einem starken Körper und einer unternehmenden Seele, die größten Kriegskenntnisse und die feinste Staatskunst verband; der seine Jugendzeit in Rom zugebracht und von den Römern selbst die Kunst gelernt hatte, sie zu überwinden und sich ihnen gefährlich zu machen; der sich mit gewafneter Hand den Weg zum Throne gebahnt und mehrere benachbarte Völker unter sein Scepter vereinigt hatte. Dies war Marbod, König der Markomannen, die das heutige Böhmen inne hatten. Er machte sich auch bald so furchtbar, daß Tiberius sich genöthigt sah, Friede mit ihm zu schließen und ihn zu seinem Bundesgenossen aufzuneh-

mein. Marbod wurde aber jetzt so übermüthig, drückte seine Bundesgenossen so sehr, daß die Semnonen und Longobarden sich entschlossen, dieses Joch, welches sie sich aufgebürdet hatten, wieder abzuwerfen. Sie entsagten daher seiner Herrschaft, und erklärten sich, nebst noch mehreren suevischen Völkern, für einen Fürsten der Cherusker, Herrmann oder Arminius, der durch seinen Muth und durch seine List über den römischen Feldherrn Quintilius Varus, zwischen Horn und Detmold in Westphalen, im J. 9. nach Christi Geburt, einen so vollkommenen Sieg erhielt, daß er dadurch die Freiheit Deutschlands rettete. Doch auch Herrmann genoß sein Glück nicht lange. Er wurde ebenfalls der Tyrannei beschuldigt, und von seinen eigenen Anverwandten, im 37sten Jahre seines Alters und im 12ten seiner Regierung, des Lebens beraubt. —

In der Folge thaten die Semnonen, deren Name nach Herrmanns Tode sich unter dem des ganzen Haufens der suevischen Nation verliert, noch häufige Streifereien in das Gebiet der Römer, führten öfters Kriege mit ihnen, und verließen endlich, im fünften und sechsten Jahrhunderte nach Christi Geburt, bei der allgemeinen Völkerwanderung*), ihr Vaterland fast gänzlich,

*) Im 5ten und 6ten Jahrhundert waren die nördlichen Bewohner Europens und Asiens in der größten Bewegung, zogen hin und her, eroberten nach und nach alle römische Provinzen im südlichen Europa und nördlichen Afrika und bewirkten dadurch ungeheure Staatsumwälzungen. Alle diese Völker lebten übrigens von Vieh und Ackerbau. Entstand an einem Orte Mangel, so zogen sie weiter. Auch

und stifteten in Pannonien, Gallien, Spanien, Italien und Afrika neue Reiche.

Die Longobarden brachen im Jahr 568, unter Anführung ihres Königs Alboin, in Italien ein, eroberten den obern Theil desselben, und gründeten das mächtige lombardische Reich, welches sich über 200 Jahre in Ansehen erhielt, bis es endlich vom Kaiser Karl den Großen, im Jahre 774, gänzlich zertrümmert

---

Liebe zum Kriege, Lüsternheit nach den schönen Gegenden besserer Himmelsstriche, Mißwachs, Ueberschwemmungen von Flüssen und stärkere Völker trieb viele aus ihren alten Wohnsitzen. Dieses Hin- und Herziehen ganzer Völker nennt man die große Völkerwanderung. Vorzüglich trugen dazu bei:

1. Die Deutschen, von denen verschiedene Stämme, als Vandalen, Sueven (Schwaben), Burgunder, Sachsen, Franken, Longobarden ꝛc. neue Reiche ausser ihrem Vaterlande gründeten.

2. Die Gothen, ein ursprünglich deutsches Volk, dessen erster Wohnsitz wahrscheinlich in der Gegend des heutigen Preussens war. Ihr blühendes Reich an den Mündungen des Niepers, Niesters und der Donau, wurde von den Hunnen zerstört, so wie nachher einer ihrer Anführer, Nahmens Alarich, Rom mit Sturm eroberte.

3. Die Hunnen; sie kamen wahrscheinlich aus dem nördlichen Asien und setzten bei ihrer Ankunft ganz Europa in Furcht und Schrecken.

4. Die Slaven, ebenfalls ein asiatisches Volk, welche in der Folge der Geschichte noch vorkommen werden.

wurde. Nichts, als der bloße Name Lombardei, hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten.

Die Wenden.

Kaum war es den deutschen Völkern gelungen, die Grenzen des römischen Reichs am Rhein und an der Donau durchzubrechen, so verließen auch die nordöstlichen Bewohner Deuschlands ihre Wohnsitze, und rückten ihnen nach. Diese Gegenden blieben vielleicht länger, als ein Jahrhundert eine verlassene und wenig bewohnte Wildniß. Erst im sechsten Jahrhundert (um das J. 534) kommt ein neues Volk unter dem Namen Wenden*) in dem alten Suevenlande an der Elbe zum Vorschein, und vermischte sich mit den wenigen zurückgebliebenen deutschen Familien. Die einzelnen Zweige dieses Stammes wurden in der Folge durch verschiedene Namen bezeichnet. In der Mark hießen sie die Wilzen**); an dem linken Ufer der Oder von der Lausitz an bis an die pom-

*) Die Wenden sind ein slavischer Völkerzweig, der das westliche Asien und das östliche Europa bewohnte und noch bewohnt. Die Slaven sind wahrscheinlich die Scythen und Sarmaten der alten Griechen und Römer, und der slavische Völkerstamm ist einer der ausgebreitesten der Welt. Einer von den sieben Hauptzweigen dieses großen Völkerstammes ist der deutsche oder wendische.

**) Am besten leitet man ihren Namen her von Wilk, welches in der slavischen Sprache einen Wolf bedeutet, den auch in der Folge die Oberherren der Wenden als Sinnbild in ihren Wappen führten.

merschen Küsten, die Lutizer; Wenden in den Brüchen, zum Unterschied der Obotriten in Mecklenburg.

Die ältern Schriftsteller schildern die Wenden mit den schwärzesten Farben, wahrscheinlich um die Grausamkeiten zu rechtfertigen, welche sich die Bekehrungswuth der christlichen Eroberer gegen dieses Volk erlaubte. Der Nationalhaß der Deutschen gegen die Wenden hat sich bis in die neuesten Zeiten fortgepflanzt, und ging so weit, daß nach einer allgemeinen Verordnung kein Wende ein Handwerk oder eine Kunst erlernen sollte. Daher mußte ein jeder Deutsche, welcher als Lehrling in eine Zunft aufgenommen werden wollte, beweisen, daß er aus gutem deutschen, nicht wendischen Geblüte, d. h. nicht unehrlichem Geschlechte abstamme. Die Wenden hatten zwar als ein noch ungebildetes und armes Volk verschiedene unmenschliche Gebräuche, dagegen aber auch viele ausgezeichnete Vorzüge. Nachfolgendes Gemälde ihres Zustandes zeigt uns, daß sie von den Deutschen verkannt und auf eine sehr unwürdige Art behandelt worden sind.

Die Wenden zeichneten sich durch Größe und Stärke des Körpers aus. Jagd und Krieg waren ihre angenehmsten Beschäftigungen, und dienten dazu, ihren Körper abzuhärten. Vorzüglich fand unter den Wenden in der Mark Brandenburg, Pommern und Mecklenburg schon einige Kultur statt; sie wohnten nicht mehr so einzeln und zerstreut, als die Sueven, sondern errichteten Häuser in zusammenhängenden Reihen, aus denen Flecken und Dörfer entstanden, sie führten Gards oder Grods (Schlösser) auf, welche bald zu Städten anwuchsen. Die Städte Stettin und Ju-

lin, auf dem jetzigen Werder Wollin in Vorpommern, so wie Brennabor oder Brandenburg, verdanken ihnen ihren Ursprung. Als Handelsplatz war vorzüglich Wineta auf einer Insel der Ostsee, ohnweit Usedom gelegen, berühmt, welche aber, nebst der Insel, im 12ten Jahrhundert von dem Meere verschlungen wurde. Ihre Häuser bestanden zwar blos aus Holz und Leim; daß sie aber in der Baukunst nicht ganz unerfahren waren, beweisen ihre ehemaligen, mitunter sehr prächtigen Tempel, welche mit Schnitzwerken, mit goldenen und andern metallenen Götzen, mit Bildern von Menschen, Thieren, besonders Vögeln geschmückt waren.

Ihre Nahrungsmittel waren mannichfaltiger und mehr durch Kunst bereitet, als die der alten Deutschen. Sie beschäftigten sich, außer der Jagd, mit der Fischerei, dem Ackerbau, der Viehzucht und dem Gartenbau. Ihre zahlreichen Seen und Flüße, so wie die nahe gelegene Ostsee, gaben ihnen Fische aller Art und besonders Heringe im Ueberfluß, welche ihre Industrie zu räuchern und einzusalzen verstand. Ihre Felder trugen Walzen, Hanf, Mohn, mehrere Arten Hülsenfrüchte, mannichfaltige Gartengewächse und fruchtbringende Bäume. Ihre zahlreichen Rinder- und Schaafs-Heerden versorgten sie mit Butter, Milch, Käse und Wolle, ihre Bienenzucht mit Honig und Wachs. Ein aus Honig zubereitetes Getränk gehörte zu ihren Lieblingsgenüßen und war berauschend. Auch Handel und Gewerbe blühte bei diesem schon etwas verfeinerten Volke. Ihre vorzüglichsten Produkte waren Heringe und andere Fische, grobe wollene Tücher, Leinewand, Bier, Meth, Salz, Waffen und andere metallene Geräthschaften, welche sie sehr gut zu verarbeiten verstanden. Auch

ihre Kleidung bestand nicht mehr aus bloßen Thierfellen, sondern aus wollenen Zeugen und grober Leinewand, mit Pelzwerk besetzt. Sie waren, nach morgenländischer Art, lang und weit, nur die Aermel lagen enge an.

Die häusliche Verfassung der Wenden war noch patriarchalisch. Der Mann war das Haupt der Familie und herrschte uneingeschränkt selbst über das Leben seiner Knechte, Frau und Kinder. Die Frau wurde entweder geraubt oder dem Vater abgekauft, und so in jedem Falle das volle Eigenthum, die Sclavin des Mannes; ihr lagen mit den Knechten und Mägden alle Hausgeschäfte ob, ohne anders als diese behandelt zu werden. Sie durfte nicht mit dem Manne essen; sie mußte ihm und seinen Gästen die Füße waschen, auch erhielt sie ihre Schlafstelle nur auf der Erde neben dem Bette des Mannes. Aus seinen Mägden wählte sich der Hausherr eine zweite und dritte Frau, welche Sitte den orientalischen Karakter der Slaven verräth und die so lange dauerte, bis das Christenthum die Vielweiberei aus diesen Gegenden verdrängte. Nach dem Tode des Mannes mußte die Frau, es sey aus Hülflosigkeit, oder aus Gebrauch, oder aus beiden Gründen zusammen, ihr Leben gleichfalls beschließen; wenn sie sich nicht selbst entleibte, so wurde sie mit ihm zugleich verbrannt, oder zeitlebens beschimpft. Ausnahmen, besonders bei noch jungen Wittwen, scheinen hiervon jedoch hin und wieder statt gefunden zu haben. Die neugebornen Kinder, besonders die Töchter, wurden von der Mutter ausgesetzt, wenn sie besorgte, sie nicht ernähren zu können; und umgekehrt wurden die Aeltern, wenn sie alt und schwach geworden waren, aus einer gleichen Besorgniß, sie darben lassen zu müssen, umgebracht; ein Gebrauch,

der es ganz verräth, wie groß noch die Armuth der Slaven in jenen Zeiten war. Auch scheint religiöse Schwärmerei diese Unmenschlichkeit geheiligt zu haben, nemlich die Meinung, daß nur diejenigen der Freuden des Himmels theilhaftig werden könnten, welche eines gewaltsamen Todes gestorben waren. Dieser Lehre hingen sie so fest an, sie hatte so viel Reize für sie, daß sich der bejahrte oder kranke Fürst durchs Schwert eines berühmten Kriegers oder des Wodans selbst ermorden ließ; daß sich viele mit einem Stricke erwürgten, oder mit dem Dolche durchbohrten.

Mit diesem, die Natur empörenden, Gebrauch standen die Züge eines heitern und sanften Sinnes der Wenden in einem auffallenden Kontrast. Gastfreundschaft, Mildthätigkeit und Ehrlichkeit zeigten sich bei ihnen in einem ausgezeichneten Grade. Ohne Ausnahme nahmen sie jeden Fremden gern auf, und suchten eine Ehre darin, ihn recht verschwenderisch zu bewirthen. Wer einen Fremden abwies, wurde für ehrlos gehalten, sein Haus angezündet und alle Geräthschaften den Flammen übergeben; willig nahmen sie sich eines jeden an, und sorgten menschenfreundlich für seine Verpflegung. Bettler fand man daher unter ihnen gar nicht. — Betrug, Diebstahl und Straßenraub waren ihnen wenigstens unter den Nationalverbündeten ganz unbekannte Laster. Ihr gegebenes Wort bekräftigten sie nie durch Eidschwüre, weil sie glaubten, daß dies vorausseßen hieße, als könnten sie unehrlich handeln.

Die Volksverfassung der Slaven war noch sehr unvollkommen: sie hatten in den ersten Jahrhunderten noch kein gemeinschaftliches Oberhaupt. Nur bei

gemeinschaftlichen Gefahren pflegten sie sich bald in grösserer, bald in geringerer Anzahl unter einem Anführer zu vereinigen; die Pommern wurden dazu vornehmlich durch die Angriffe von den Polen an der Warthe, und die Lutizer und Wilzen hauptsächlich durch die Feindseligkeiten mit den Deutschen veranlaßt. Ein solches Oberhaupt nannten sie Krole, das jedoch weiter keine Einkünfte hatte, als die, welche ihm seine eigenen Felder, Gärten und Heerden gewährten. Seine Macht war indessen durch die Knesen, Gerichtsherrn in einzelnen Distrikten, welche aus den Pans oder Edlen des Volks gewählt wurden, sehr beschränkt. Wagte er es jedoch, diese zu weit auszudehnen, so war dies Volk auch eben so kühn, seine grausamen Tyrannen selbst zu züchtigen, und sie ihrer Würde zu entsetzen, als es im Gegentheil mit Herzlichkeit an seinem billig denkenden Krole hing. Selbst das Schloß, welches er bewohnte, hielten sie für heilig, und für eine sichere Freistätte, wohin jeder Verfolgte seine Zuflucht nehmen konnte.

War ein Krieg beschlossen worden, so konnte der Krole zwar niemand zwingen, ihn zu begleiten, aber ganze Schaaren tapferer Krieger, die Muth und Herzhaftigkeit beseelte, ergriffen ihre dicken Keulen, langen Pfeile und langen Streitmesser, eilten unaufgefordert, ohne Sold zum Kampfe, und erfochten sich Ruhm und Ehre, oder fanden den Tod. Aber Denkmähler der rohsten Kriegswuth ließen sie auch hinter sich zurück. Städte und Dörfer wurden in Aschenhaufen, blühende Fluren in Wüsteneien umgewandelt; nicht zitternde Greise, nicht wehrlose Kinder, nicht Säuglinge an der Mutter Brust wurden verschont; Grausamkeiten, zu welchen sie durch ähnliche Behandlung der Christen bewogen wurden, die

ihnen ihre Freiheit rauben und mit dem Schwerte in der Hand eine Religion aufdringen wollten, deren damalige Diener goldgierige und herrschsüchtige Männer waren.

Ein wichtiges Band unter den Wenden knüpfte die Religion. Diese hatte, wie alle Volksreligionen, mehrere eigenthümliche Gottheiten, die anfangs in bloßen Gegenständen der Natur bestanden, nachher aber in Bildern vorgestellt und in Tempel eingeschlossen wurden. Sie theilten ihre Götter in zwei Klassen ein. Einige waren gute, andere böse Wesen. Jene nannten sie Belbocg's, die weißen, diese aber Zernebocg's, die schwarzen.

Zu den guten Wesen zählten sie den Radegast (Geist des Raths), welchem man das Vorhersagungsvermögen zuschrieb. Er wurde zu Rhetra, einem unbekannten Ort im Mecklenburg-Strelitzischen, verehrt, wo er einen Tempel hatte, von dem man noch im 12ten Jahrhundert Spuren antraf. Er wurde als ein nackter Mann abgebildet, der in der linken Hand eine Hellebarde, in der rechten einen Schild mit einem Löwenkopf auf der Brust hält, und auf dem Kopfe einen Helm mit einem ausgebreiteten fliegenden Adler trägt. Ihm opferte man gewöhnlich Ochsen und Schaafe, aus deren Eingeweiden der Priester weissagte, nicht selten aber auch Kriegsgefangene und vorzüglich Christen.

Swantewit, der Gott des heiligen Lichts, wurde als ein Riese mit sieben Gesichtern, sieben Degen an der Seite, einem Horn in der rechten Hand vorgestellt, und besonders auf der Insel Rügen verehrt. Wodan, der Gott des Krieges, der in Wahalla wohnte und dort die erschlagenen Helden belohnte, nebst seiner Gemahlin

Frigga oder Freia (von ihr soll die Benennung unsers Freitags abstammen), gehören ebenfalls hierher. Der Gott Triglaff mit drei Köpfen wurde eine Zeitlang auf dem Harlungerberge bei Brandenburg in Stettin, in Colberg und in mehrern Städten in besondern Tempeln verehrt. König Heinrich I. zerstörte den Tempel und zertrümmerte den Götzen. Podaga war der Gott der Zeiten, des Segens und des Ueberflusses. Er wurde mit einem doppelten Gesicht und einem Füllhorn abgebildet. Perkunust oder Perkuns, den man für eine eigenthümliche Gottheit der preußischen Wenden hält, war der Gott des Donners, des Blitzes und des Regens. Seinen Vorderkopf umgaben Blitzstrahle, und ein fürchterliches Löwenhaupt zierte seine Rückseite. Im Tempel zu Rhetra stand sein Bildniß ebenfalls.

Unter die bösen Wesen gehörte der Pya, welcher der eigenthümliche wendische Satan gewesen zu sein scheint. Er wurde als ein grimmiger, auf den Hinterfüßen sitzender, Löwe abgebildet. Ferner der Flins, der Gott des Todes. Ihn stellte man als ein Knochengerippe, auf dessen Schultern ebenfalls ein Löwe mit aufgesperrtem Rachen ruhte, vor. — Ausser diesen verehrten die Wenden noch einige Hausgötter. Ihre Namen waren: Berstuk's, dienstbare Geister; Markopeten, Geschäftigte bei der Abenddämmerung und Kobolde. Sie trugen Schätze in die Wohnungen, brachten ihnen allerlei Vorräthe und leisteten anderweitige gute Dienste, oder thaten auch von alledem das Gegentheil.

Ihre Priester hießen Mikki, Waidelotten (Gelehrte) und Pupen. Der oberste Priester hieß Crive und stand in vorzüglichem Ansehen. Wenn er alt wurde,

so setzte er sich auf einem Scheiterhaufen und verbrannte sich den Göttern zu Ehren. Das Geschäft der Priester war dreifach: sie opferten, weissagten und richteten. Ihre Opfermahlzeiten wurden mit Musik (Flöte und Sackpfeife) begleitet und mit Tänzen beschlossen.

Vorzüglich feierliche Tage für die ganze Nation waren: ihr Todten- und ihr Erndte-Fest. Zu Anfange des Frühlings zogen sie auf den Todtenacker, wo die Gebeine ihrer Vorfahren verbrannt zu werden pflegten. Hier erinnerte sich ein jeder noch einmal seiner verstorbenen Geliebten, wünschte ihnen fröhliche Stunden in Walhalla, und dachte mit Freuden an das Ende seiner Tage, an die Wiedervereinigung mit seinen Freunden und die Vergnügungen des Himmels. Ein allgemeines Versöhnungsopfer für die Ruhe der Verstorbenen, unter Absingung feierlicher Todtengesänge, beschloß das Fest, das unstreitig auf ihren Karakter und auf die durchgängige Verachtung des Todes den vorzüglichsten Einfluß hatte.

In einiger Verbindung mit der Religion stand der Ackerbau durch das jährliche Erndtefest. Nach geendigter Einsammlung des Getreides begab sich das frohlockende Volk zum Gott Podaga, und opferte ihm für die erhaltenen Wohlthaten die schönsten ihrer Früchte, die besten ihrer Thiere. Freudige Gesänge, festliche Schmausereien und muntere Tänze beschlossen die Feier dieses Tages, welchen sie zu den angenehmsten des ganzen Jahres zählten.

Gewöhnlich pflegt sich der Keim der höhern Kultur in einem Volke bei den Priestern zu entwickeln;

allein die wendischen Priester besaßen ausser ihrer Staatswissenschaft sehr unbedeutende Kenntnisse. Man zählte nur bis Zehn, und ein Menschenalter, oder eine Zeit von 100 Jahren, war ihr größter Maaßstab. Das Jahr war in 12 Monate nach den Neumonden abgetheilt. Bücher und Buchstabenschrift hatten sie gar nicht, und erhielten beides erst mit der christlichen Religion. Sie waren inzwischen mit der Schrift der Völker des Nordens, mit der Runenschrift*), nicht unbekannt.

In dieser Verfassung lebten die Wenden oder deutschen Slaven schon in den ersten Jahrhunderten nach ihrer Ankunft in unsern vaterländischen Gegenden. Wir sehen hieraus, daß sie sich schon über den Stand der Barbarei erhoben hatten, denn sie trieben Ackerbau, und ihre Wohnungen waren zu Dörfern und Städten ange-

---

*) Runen sind Karaktere oder Arten von Buchstaben, welche die nördlichen Europäer auf großen Steinen als Denkmale oder als zur Zauberei gehörige Merkmale einschnitten. Die Schrift ging bisweilen von unten nach oben, bisweilen in die Runde, einfach und doppelt; oder sie stellte einen halben Zirkel, ein Dreieck, Kreuz, oder solche durcheinander laufende Züge vor, daß Figuren von Schlangen, Löwen ꝛc. heraus kamen. Der Name kommt wahrscheinlich von Ryne, Rune, d. i. Heimlichkeit her, wodurch das alte Wort raunen gebildet ist. Ohnweit Fürstenwalde in der Mittelmark sind kleine Berge, auf denen zwei ungeheuer große Steine stehen, welche die raunischen Steine, so wie die Berge selbst die raunischen Berge heißen.

wachsen; wahrscheinlich brachten sie schon aus ihren östlicheren Wohnsitzen einige Kultur mit; denn die von den Deutschen verlassenen Gegenden auf der Ostseite der Elbe und der Saale, in welchen sie sich niederließen, waren Wildnisse, die sie erst urbar machen mußten, welches wahrscheinlich von den alten Deutschen, wenn sie hier geblieben wären, so früh nicht geschehen seyn würde. Unterdeß blieben sie kaum zwei Jahrhunderte ungestört in ihrer Verfassung. Sie selbst gaben durch räuberische Einfälle in das Gebiet der anwohnenden deutschen Völker, die theils noch Heiden waren, größtentheils aber schon die christliche Religion angenommen hatten, Gelegenheit zu gegenseitigen Feindseligkeiten; weit mehr aber veranlaßte die Herrschbegierde und die Bekehrungssucht der Franken feindliche Unternehmungen, und unter Karl dem Großen, Heerzüge gegen die Wenden; von dieser an beginnt die erste Epoche der Geschichte der Wenden.

Karl der Große, dieser mächtige König und Stifter der fränkischen Monarchie und nachheriger erster römische Kaiser, besaß neben den vortreflichen Herrschertalenten eine unersättliche Eroberungssucht, womit er zugleich die Absicht verband, alle deutschen Völker zur Annahme des Christenthums zu nöthigen. Nachdem er Frankreich, Deutschland, die Niederlande und einen Theil von Spanien, Italien und Ungarn sich unterwürfig gemacht hatte, richtete er jetzt auch sein Augenmerk auf die Sachsen, das einzige von allen deutschen Völkern, das bis jetzt noch nicht die christliche Religion angenommen hatte, und unbesiegt geblieben war, und fing (772) selbst mit zahlreichen Wenden, den im Mecklenburgischen wohnenden Obotriten und den Sorben im Meißenschen als Bundesgenossen vereint, gegen sie jenen langwierigen

berühmten Krieg an. Die Wilzen, aus Rache gegen ihre Stammgenossen und aus Besorgniß, daß der Sieger, nach Unterdrückung der Sachsen, auch ihnen ihre Freiheit rauben möchte, leisteten ihren Nachbarn den Sachsen thätige, aber vergebliche Hülfe. Was die Wilzen befürchtet hatten, erfolgte auch wirklich. Karl bot nach erkämpftem Siege über die Sachsen alle seine Bundesgenossen auf, und griff sie im Jahr 789 mit einer furchtbaren Armee an. Zwar wurde diese durch eine Flotte auf der Elbe mit Lebensmitteln versehen; allein dieser Vorrath reichte wahrscheinlich nicht lange zum Unterhalt seines großen Heeres hin, auch fand er dergleichen in dem Lande der Wilzen nicht vor, und überdieß setzten dessen ungeheure Wälder, Sümpfe, Moräste und Flüsse seinem Unternehmen unüberwindliche Hindernisse entgegen; er sah sich daher genöthiget, einen Vergleich mit Dragoid, König der Wenden, einzugehen, nach welchem er ihnen ihre Staatsverfassung und Freiheit gegen einen jährlichen Tribut und die Annahme der christlichen Religion ließ. Der Elbstrom wurde zur Gränze gemacht. Das letztere Versprechen erfüllten sie indeß gar nicht, und das erstere hielten sie nur auf eine kurze Zeit. Denn sie verbanden sich bald darauf, nebst mehreren wendischen Völkern, mit dem Könige des südlichen Theils der Halbinsel Jütland, Gottfried oder Gotrik I., und fielen 810 in Nordalbingen, dem heutigen Holstein, ein. Sie drangen vor bis Hochbuchi (Hamburg), verwüsteten das umliegende Land und eroberten diese Festung. Der siegreiche Gottfried bedrohte nun Achen, Karls Residenzstadt, wurde aber auf einer Falkenjagd von einem seiner Diener ermordet. Sein Nachfolger schloß 811 einen vortheilhaften Frieden mit den Franken, und die Wenden zogen sich nun ebenfalls, ihrer

stärksten Stütze beraubt, zurück. Karls Nachfolger standen ihm an Beherrschungs- und Unternehmungs-Geist weit nach und sahen ruhig zu, wie die mächtige Völkerei ihres Vorfahren sich allmählig auflößte. Mehrere Völkerschaften rissen sich von der fränkischen Monarchie los und machten sich unabhängig. Ihnen folgten auch die Wilzen und Sachsen, erlegten keine Tribute mehr, und wagten nun öftere Streifereien in das Gebiet ihrer ehemaligen Oberherrn; die Sachsen stellten ihre alte herzogliche Würde wieder her, behielten aber das Christenthum bei und wurden eifrige Beförderer desselben. Zu Anfange des 10ten Jahrhunderts suchten sich endlich die sächsischen Herzoge auf den kaiserlichen Thron zu schwingen, und der erste Kaiser aus diesem Hause war Heinrich I., mit dem Beinamen der Vogelsteller *), ein Mann von vieler Weisheit, großer Entschlossenheit und ausgezeichneter Seelengröße. Nachdem dieser vortrefliche Fürst die innere Verfassung seines Reiches verbessert, die alten Städte befestigt, mehrere neue errichtet, und Ruhe und Ordnung wieder hergestellt hatte, beschloß er die benachbarten Wilzen, von denen alles zu besorgen war, zu unterjochen. Im Jahr 926 ging er daher über die Elbe, und brach ins Havelland ein. Sein vorzügliches Augenmerk richtete er auf Brennabor (Brandenburg), die Hauptstadt des Landes, ein Unternehmen, welches mit unendlichen, für die damaligen Zeiten fast

---

*) Diesen unwürdigen Beinamen erhielt er deswegen, weil er eben mit dem Vogelfange begriffen war, als man ihm (919) seine Wahl zum Kaiserthron anzeigte. Man sollte ihn billig den Großen, den Städteerbauer nennen.

unübersteiglichen, Schwierigkeiten verknüpft war. Denn tiefe Sümpfe, unzugängliche Moräste und viele Gewässer umgaben die Stadt, in welche Tugumir, damaliger König der Wenden, seine tapfersten Krieger gezogen hatte, und ruhig jeden Angriff erwartete. Doch eben die Natur, welche Heinrichen so mächtige Hindernisse in den Weg legte, gab ihm bald Mittel an die Hand, sie zu überwinden. Ein strenger Winter kam ihm zu Hülfe; er ging mit seinen Truppen über die zugefrornen Sümpfe und Gewässer, schnitt der volkreichen Stadt alle Zufuhr ab, und nöthigte sie (928) zur Uebergabe. Heinrich zeigte eine, für die damaligen Zeiten seltene, Mäßigung; er forderte bloß einen jährlichen Tribut und die Annahme des Christenthums. Die Wilzen versprachen beides und unterwarfen sich mit dem Kaiser. Allein sie verabscheuten bald eine Religion, deren Nutzen sie nicht einsehen konnten, da sie nicht unterrichtet, sondern bloß getauft und von den arglistigen Priestern zu schweren Abgaben gezwungen wurden. Mit Sehnsucht sahen sie daher der Stunde ihrer Befreiung entgegen.

Es werden Markgrafen oder Gränzstatthalter angesetzt.

Den scharfsinnigen Augen des wachsamen Heinrichs entging diese Denkungsart nicht. Er setzte daher in der heutigen Altmark Markgrafen*) an, welche die Grän-

*) Die Markgrafen erhielten ihren Namen von Mark, welches so viel als Zeichen oder Gränze bedeutet, und von

zen seines Reichs vertheidigen und über alle Handlungen der Wenden wachen mußten. Die Würde eines solchen Markgrafen war anfänglich weder erblich noch unabhängig; erst in der Folge, als die Kaiser in Deutschland an Macht und Ansehen immer mehr verloren, wurde sie beides.

Die Geschichte nennt Bernhard als den ersten Grenzstatthalter über die Altmark, welche ehemals die Nordmark, und späterhin die Mark Salzwedel genannt wurde. Ihm folgte nach seinem Tode Gero, der bereits Markgraf über die östliche Mark (Lausitz) war. —

Unter der Regierung des Kaiser Otto *), der in unaufhörliche Kriege verwickelt war, suchten sich die Wenden der deutschen Herrschaft wieder zu entziehen und von dem ihnen von Heinrich I. aufgelegten Tribut zu entledigen. Geros List suchte diesen Plan dadurch zu vereiteln, daß er dreißig wendische Fürsten, ihre edelsten und tapfersten Anführer, zu einem freundschaftlichen Gastmahl

---

Graf, welches den uns bekannten Begriff Statthalter anzeigt. Markgraf würde also mit dem Worte Grenzstatthalter gleiche Bedeutung haben.

*) Otto I. Er war ein Sohn Heinrichs des Vogelstellers, ein Mann von stolzer, eigensinniger und hartherziger Denkungsart, der manche ungerechte Handlung beging und beständig mit innerlichen Unruhen, Empörungen und Verschwörungen zu kämpfen hatte. Erst in seinem Alter lernte er lesen und schreiben, und starb im Jahr 974.

einladen und mitten im Taumel der Freude meuchelmörderisch ermorden ließ.

Allein die schändlich hintergangenen Wenden übten fürchterliche Rache aus, und überzogen den Gero mit Krieg. Um den Folgen seiner Treuiosigkeit zu entgehen, nahm Gero wieder zur List seine Zuflucht, und wußte durch viele Geschenke und große Versprechungen den Krole Tugumir, der den Deutschen sehr ergeben war, dahin zu bringen, sein eigenes Vaterland zu verrathen. Dieser zog sich unter dem Vorwande, daß er vor den Deutschen fliehe, nach Brandenburg, brachte daselbst seinen Vetter und Thronfolger um, und übergab die Stadt dem Gero. Nun wurde der ganze Gau der Heveller bis an die Oder dem deutschen Reiche (945) unterworfen, das Volk zur Abgabe eines jährlichen Tributs und zur Annahme des Christenthums verpflichtet. Otto stiftete jetzt, vielleicht eben sowohl aus Staatsklugheit, als aus Eifer für die christliche Religion, im Jahr 946 das Bisthum zu Havelberg und 949 das zu Brandenburg, welche er darauf dem magdeburgischen, das er zu einem Erzbisthum erhob, unterwarf.

Bald zog sich aber über Ottos Haupt ein fürchterliches Ungewitter zusammen. Nakko und Stoinef, zwei edle Brüder und Abkömmlinge einer Nebenfamilie des von Gero ausgerotteten königlichen Stamms der Wenden, warfen sich, von Vaterlandsliebe und Tapferkeit entflammt und von mehreren braven Völkern unterstüzt, auf, die Würde ihrer Väter wieder herzustellen. Muthig griffen sie (955) den Kaiser gerade zu einer Zeit an, wo er von den Hunnen beunruhigt wurde, schlugen seine Armee in die Flucht und besiegten sie.

Otto eilte, nach Besiegung der Hunnen, selbst herbei, und bezeichnete seinen Weg mit Verwüstung und Grausamkeit. Allein bald hätte ihn seine Hitze ins Verderben geführt. Ein Fluß und viele Moräste hinderten ihn weiter vorzudringen, und dicke, mit Feinden besetzte, Waldungen den Rückzug anzutreten. Hunger und Krankheiten wütheten im Lager und rafften viele Streiter dahin. Der Kaiser, in die äusserste Verlegenheit gesetzt, sah sich genöthigt, das letzte Mittel zu ergreifen — den Feind um Frieden zu bitten. Gero unterzog sich diesem Geschäft, wurde aber, aller seiner Klugheit, List und Ueberredungskunst ungeachtet, schimpflich abgewiesen. Jetzt konnte blos ein verzweifelter Angriff den Kaiser noch retten. Er stellte sich daher, als wolle er mit seinem Heere über den Fluß setzen und dem Feinde eine Schlacht liefern. Während dem nun Stoinef diese Absichten Ottos zu vereiteln suchte, schlug Gero, vom Lager entfernt, mehrere Brücken über den Fluß, dessen jenseitige Ufern mit Wilzen besetzt waren, und führte den größten Theil der deutschen Krieger hinüber. Zu spät bemerkte Stoinef diese Kriegslist, und setzte sich vergeblich zur Wehre. Sein Heer wurde geschlagen und er selbst mußte die Flucht ergreifen, auf welcher ihn nur zwei seiner Diener begleiteten.

Ein deutscher Edelmann *) überraschte sie hier im Schlafe, hieb den wehrlosen Stoinef dem Kopf ab, und nahm den einen Begleiter desselben gefangen, während der andere sich durch die Flucht rettete. Die übrigen Wenden wurden bis tief in die Nacht hinein verfolgt, erwürgt und ihr Lager geplündert.

*) Hosed soll sein Name gewesen seyn.

Otto feierte am folgenden Tage seinen Sieg durch ein Schauspiel, wodurch er sich gewiß nicht den Namen des Großen, welcher auch im Feinde Tugend und Muth ehrt, erwarb. Er ließ das Haupt des tapfern Stoinefs auf eine lange Stange stecken, viele Gefangene um dieselbe herum erwürgen, und dem treuen Diener des hingemordeten Prinzen, welcher jenem Edelmann in die Hände gefallen war, die Augen ausstechen, die Zunge ausreissen und mitten unter die Leichname der Ermordeten stellen.

Nakko, Stoinefs Bruder, war der Grausamkeit des Siegers entgangen, und führte noch mehrere Jahre den Krieg gegen den Kaiser fort. Doch auch er mußte endlich der Uebermacht weichen, und sein Leben in Dunkelheit beschließen. — Gero ging 965 in das Kloster zu Gernrode, einem im Anhalt-Bernburgischen liegenden Orte, das er daselbst gestiftet hatte, und starb im folgenden Jahre.

Unter der Regierung Kaiser Otto II. bekleidete der Graf Dietrich die markgräfliche Würde von dem Norden. Er war ein unwürdiger, stolzer, ehrsüchtiger, geiziger und harter Mann. Statt der Beschützer und Versorger seiner Unterthanen zu seyn, ward er ihr Unterdrücker und Tirann. Die Wenden empörten sich daher, und stellten 982 ein Heer von mehr als 30,000 Mann ins Feld. Sie wurden zwar am Flusse Tanger, in der Gegend des heutigen Tangermünde, geschlagen, sammelten sich aber bald wieder, brachen in die von den Sachsen eroberten wendischen Länder ein, eroberten Havelberg, übten daselbst die schrecklichsten Grausamkeiten aus, verwandelten die dasige Domkirche in einen Schutt-

haufen, und vertilgten jede Spur des Christenthums in dortiger Gegend. Drei Tage nachher standen sie schon vor den Thoren Brandenburgs. Dietrich ergriff, nebst dem dortigen Bischof Volkmar, die Flucht, die Stadt wurde erobert, und alles mit gleicher Wuth wie in Havelberg zerstört. So wurden mit einem Schlage den Deutschen alle wendische Besitzungen wieder entrissen, das Christenthum ausgerottet und der Götzendienst von neuem hergestellt.

Kaiser Otto II. überlebte diesen Verlust nicht lange. Im Jahr 983 starb er. Dietrich wurde 984 seiner markgräflichen Würde entsetzt, und beschloß in einem Kloster zu Magdeburg 985 sein Leben.

Dietrichs Nachfolger in der markgräflichen Würde der Nordmark war von 984—1003 Graf Luther von Walbek. Der Krieg mit den Wenden wurde unter ihm ununterbrochen fortgesetzt, da diesem Volke nichts mehr am Herzen lag, als die Wiedereroberung von Brandenburg, welches 994 von seinem treulosen Befehlshaber den Deutschen übergeben worden war. Im Jahre 998 brachten sie ein starkes Heer zusammen, und waren auch so glücklich, diesen Ort wieder zu erobern. Luther endigte plötzlich, im Jahre 1003, zu Cölln am Rhein sein Leben, wo er auch begraben ward. Von seiner Gemahlin, Godila, hinterließ er nur einen Sohn, seinen Nachfolger,

Werner v. Walbek, welcher von 1003—1009 (starb 1014) regierte. Aus Achtung für die Verdienste seines Vaters, und bewogen durch ein Geschenk von 200 Mark, welche Godila in den königl. Schatz zahlte,

erwählte König Heinrich II.*) den Graf Werner zum nördlichen Markgrafen.

Der König Heinrich schloß 1003 zu Werben Friede mit den Wenden, verpflichtete sie wieder zur Bezahlung des Tributs und Decems, und zur Aufbauung der zertrümmerten Festung Arneburg. Werner regierte nicht lange; durch seine unbesonnene Hitze und durch seine heftige Leidenschaften verlor er nicht nur seine markgräfliche Würde, sondern auch sein Leben. Der König Heinrich war freigebig gegen die Geistlichkeit und hieß daher der Heilige; er schenkte Magdeburg dem dasigen Erzbischof. Werner glaubte ein Naherecht durch Erbschaft auf diese Stadt zu haben, und konnte sein lautes Mißfallen über diese Schenkung nicht zurückhalten. Er ward deswegen beim König von dessen Günstling, dem Graf Detto von Wettin, verklagt, und auch wegen eines Verständnisses mit den polnischen Wenden verdächtig gemacht. Anstatt sich zu verantworten, überfiel er seinen Ankläger auf einer Reise und ermordete ihn. Die völlige Ungnade Heinrichs und seine Entsetzung (1009) war die Folge davon. Hierauf kam er wegen eines Besuchs bei dem polnischen König Boleslaus, einem Feind der Deutschen, von neuem in Verdacht; er wurde zur Verantwortung gezogen, und weil er nicht erschien, in die Acht und

---

*) Er war der Thronfolger Ottos III., welcher hofnungsvolle Kaiser in seinem 22sten Jahre in Italien starb. Das Oberhaupt des deutschen Reichs wurde aber so lange König und nicht eher Kaiser genannt, als bis es vom Pabste feierlich gekrönt war. Dies geschah an Heinrich II. im Febr. 1014, und seitdem erst heißt er Kaiser.

seiner Güter für verlustig erklärt. Nur durch große Geldsummen erlangte er die Befreiung von der Acht und die Wiederaufnahme zum deutschen Reichsgliede. Zwei Jahre nach dem 1012 erfolgten Tode seiner Geliebten, Luitgard, wünschte er sich mit dem Fräulein Reinhilde von Beichlingen zu vermählen, und da er Schwierigkeiten nicht anders, als mit Gewalt aus dem Wege zu räumen verstand, so brach er in das Schloß Beichlingen ein und entführte das Fräulein. Während seine Leute die Geraubte glücklich über die Mauer fortgebracht hatten, schlug er die Burgleute zurück; aber als er sich selbst durch einen Sprung über die Mauer retten wollte, ward er von einem losgerissenen Stein dermaßen beschädigt, daß er einige Tage darauf den Geist aufgab.

Bernhard I. (Von 1009—1013.) Er war ein Sohn des Markgrafen Dietrich. Während seiner Regierung fiel unter den Wenden nichts Merkwürdiges vor. Er lebte in ununterbrochenen Streitigkeiten mit dem magdeburgischen Erzbischof Gero, und zog sich sogar, da er einst in einem nächtlichen Ueberfalle einen Edelmann von dessen Kriegern erschlagen und einen andern verwundet hatte, den Kirchenbann zu, von dem er nur durch die Demüthigung befreit werden konnte, daß er 1017 am Neujahrstage den Erzbischof barfuß um Vergebung bat, und Besserung angelobte. Sein Todesjahr ist entweder das Jahr 1018 oder 1019.

Bernhard II. (Von 1018 (19) — 1044. Er war des vorigen Markgrafen Bernhard I. Sohn. Unter den wendischen Völkern, welche bis jetzt in völliger Ruhe gelebt hatten, entstanden um diese Zeit viele Unruhen. Kaiser Heinrich II. war 1024 gestorben, und Conrad II., ein fränkischer Graf, zum deutschen König

erwählt worden. Dieser hielt 1034 zu Werben eine Reichsversammlung, und ließ die wendischen Völker dazu einladen, um die zwischen ihnen und den Sachsen entstandenen Streitigkeiten zu untersuchen und beizulegen.

Eine Nation beschuldigte die andere, und das einzige Auskunftsmittel schien endlich ein Zweikampf zu seyn. In diesem neigte sich der Sieg auf die Seite der Wenden. Nichts desto weniger ließ Conrad seine Macht gegen sie anrücken, und zwang sie nach vielen verübten Grausamkeiten 1036, den Frieden unter den härtesten Bedingungen anzunehmen. Sie mußten einen noch härtern Tribut entrichten, die Kriegskosten bezahlen und Geißeln stellen.

Wilhelm. (Von 1044—1056.) Er war der älteste Sohn des Markgrafen Bernhard II., und ein Liebling des damaligen Kaisers, Heinrichs III. *). Die Wenden, welche nie abließen, einen neuen Krieg anzuspinnen, wenn kaum der letzte geendigt war, fielen im Jahre 1056 in Deutschland ein. Wilhelm ging ihnen entgegen, und beide Heere trafen sich bei Pritzlaw, einem Schlosse am Zusammenfluß der Havel und der Elbe. Es kam zu einer blutigen Schlacht, in welcher nicht nur die Wenden den herrlichsten Sieg erkämpften, sondern auch Wilhelm selbst sein Leben verlor. —

Nach Wilhelms Tode, da dieser selbst keine Kinder hinterließ und sein Bruder Otto aller Ehrensteilen für unwürdig gehalten wurde, weil seine Mutter (Bernhards

*) Der Sohn des 1039 verstorbenen Kaisers, Conrad II.

zweite Gemahlin) eine Slavin oder Russin gewesen war, kam die Nordmark, welche seit Bernhard I. immer bei dessen Familie geblieben war, an die Grafen v. Stade, welche ihren Wohnsitz zu Soltwedel (Salzwedel) aufschlugen.

Jetzt folgen die Markgrafen aus dem Hause der Grafen v. Stade. Der erste Regent von diesen war Udo I. (Von 1056—1057.) Er war einer der mächtigsten Grafen Sachsens, nahe mit dem kaiserlichen Hause verwandt, und ein Mann von der größten Thätigkeit. Der Tod überraschte ihn indeß zu schnell; denn schon zu Anfange des folgenden Jahrs starb er. — Ihm folgte sein Sohn,

Udo II. (Von 1057—1082.) Er ist der erste nördliche Markgraf, der Soltwedel zu seinem Sitze wählte, weshalb man ihn und seine Nachfolger Markgrafen von Soltwedel nennt. Die Streitigkeiten und Gährungen unter den wendischen Völkern dauerten noch immer fort. Gottschalk, ein obotritischer Fürst, hatte um diese Zeit die mehresten wendischen Völkerstämme unter seinem Scepter vereinigt. Er war in einem Kloster zu Lüneburg erzogen, und in den Grundlehren des Christenthums sowohl, als auch in den Wissenschaften unterrichtet worden. Um den Tod seines Vaters Udo, der von den Sachsen meuchelmörderischerweise bei der Reichsversammlung zu Werben erschlagen worden war, zu rächen, verließ er das Kloster heimlich, trat wieder zum Heidenthum über, und bestieg mit Hülfe der Wenden den Thron. Durch List gerieth er 1037 in des Herzogs Bernhard II. Hände, der ihn mehrere Jahre gefangen hielt, 2042 aber darum wie-

der frei gab, weil er die christliche Religion von neuem angenommen hatte. Freudenvoll empfingen ihn seine Unterthanen, und er wendete jetzt die Ruhe, die seine Staaten beglückte, dazu an, den Verstand seines Volkes aufzuklären, nützliche Kenntnisse und Wissenschaften unter ihnen auszubreiten und es zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Er legte zwei neue Bisthümer an, stellte die alten wieder her, errichtete mehrere Schulen, ließ einige Geistliche aus den christlichen Ländern kommen, und bestieg selbst die Kanzeln, um der Lehrer seines Volkes zu werden. Aber er überlebte die Aerndte seiner schönen Aussaat nicht lange. Mitten in seinem heiligen Geschäfte ward er einst in der Kirche zu Lentzen in der Priegnitz von erkauften Bösewichtern, die sein eigner Schwager Blusso anführte, überfallen und an den Stufen des Altars ermordet (1065).

Krukko, ein rügischer Fürst und heftiger Feind des Christenthums, ohnstreitig der Anstifter dieser Empörung, warf sich jetzt zum Krole der Wenden auf, zerstörte die von Gottschalk errichteten Bisthümer, und verübte mehrere Grausamkeiten. Gottschalks ältester Prinz, Buthue, wurde nicht nur von der Thronfolge ausgeschlossen, sondern endlich sogar ermordet. Mit dem jüngsten, Heinrich, floh die Mutter zu seinem Grosvater, Svend III., nach Dännemark.

Diese bürgerlichen Unruhen der Wenden hätte Udo sehr gut zum Besten des Reichs und zur gänzlichen Unterjochung derselben benutzen können. Allein sein Haß gegen den damaligen, durch sein Unglück so berühmten, Heinrich IV. war die Ursache, daß er diese günstige Gelegenheit nicht nur ungenutzt vorbeistreichen ließ, sondern

sogar gegen ihn zu Felde zog. Er gerieth aber 1075 in die Gefangenschaft, aus der ihn sein zweiter Sohn Udo, der sich für ihn als Geißel stellte, wieder befreite. Wenige Jahre darauf (1082) starb er, und hinterließ 4 Söhne und 3 Töchter. Die ersten 3, Heinrich, Udo, Rudolph, nahmen in der Folge an der markgräflichen Regierung Antheil, Siegfried aber trat in den geistlichen Stand und starb als Kanonikus des magdeburgischen Dom-Capitels.

Heinrich I., der Lange. (Von 1083—1087.) Heinrich ward, nach seines Vaters Tode, als der älteste Prinz, Markgraf. Er brachte die wenigen Jahre seiner Regierung in Ruhe zu, und zog den Genuß stiller Freuden dem Ruhme großer Thaten vor. Er starb 1087, ohne einen Erben zu hinterlassen.

Udo III. (Von 1087—1106.) Er hatte ein wachsames Auge auf die Wenden, jagte ihre streifenden Haufen von den Grenzen zurück, verfolgte sie bis an ihre Hauptstadt Brandenburg und eroberte dieselbe auch 1101, nach einer vierwöchentlichen Belagerung. Wenige Jahre darauf kam sie aber von neuem wieder in die Gewalt der Wenden.

Unter ihm ging endlich die Herrschaft des schändlichen Tirannen Krukko zu Ende. Gottschalks jüngster Prinz, Heinrich, kam, mit dänischen Truppen begleitet, aus seinem Zufluchtsort 1103 zurück, landete in seinem Vaterlande, und eroberte, durch mehrere Haufen mißvergnügter Unterthanen verstärkt, einige seiner vaterländischen Länder, deren Besitz der alte, kraftlose Krukko in einem Vergleiche zu bestätigen sich gezwungen sah. Sla-

vine, Krukkos junge Gemahlin, verstand sich bald mit Heinrich, der den Tirann bei einem Gastmale ermorden ließ, die Wittwe heirathete, und sich zum Krole aller Wenden ausrufen ließ. Um seinen Thron zu sichern, da mehrere Wenden gegen ihn aufstanden, nahm Heinrich seine Zuflucht zu dem mächtigen Herzoge der Sachsen, Magnus, erklärte sich für seinen Vasall und schwur ihm den Eid der Treue. Der Herzog vereinigte sich mit ihm, und bei Ratzeburg wurden die Wenden 1105 gänzlich geschlagen. Nun unterwarfen sie sich alle, von der Elbe bis an die Weichsel, der Herrschaft Heinrichs, die er auch durch seine Tapferkeit, Klugheit und Muth bis an seinem Tod 1125 glücklich behauptete.

Welchen Antheil unser Udo an diesen Unruhen genommen habe, sagt die Geschichte nicht. Er starb 1106 zu Rosenfeld, einem Kloster, welches er gestiftet hatte, und hinterließ, außer zwei Töchtern, einen einzigen, unmündigen Sohn,

Namens Heinrich, der ihm in seiner Würde folgte, und sie von 1106—1128 besaß. (Unter der Vormundschaft seines Oheims Rudolph; nach den Rechten von 1106—1114, in der That aber bis 1124.) Da er noch zu jung war, um selbst regieren zu können, so wurde ihm seines Vaters Bruder, Rudolph, Udo II. dritter Sohn, auf acht Jahre zum Vormund gesetzt. Dieser besaß einen herrschsüchtigen, entschlossenen Karakter, und verursachte dem Kaiser Heinrich V. viele Unruhe. Als die Jahre seiner Vormundschaft (1114) zu Ende waren, fragte Rudolph weder nach den Rechten, noch nach den kaiserlichen Machtsprüchen, sondern behielt das Ruder bis an seinen Tod (1124) in Händen. —

Heinrich brachte die wenigen übrigen Jahre seines Lebens in Ruhe zu, und starb 1128, ohne mit seiner Gemahlin Adelhald, eine Schwester des berühmten Albrechts des Bären, Kinder gezeugt zu haben. Im folgte daher seines Oheims Rudolphs ältester Sohn,

Udo IV. (Von 1128—1130.) Er war eben so unruhig, wie sein Vater, und wagte es, selbst gegen den Kaiser ins Feld zu ziehen, weshalb er geächtet und seiner Würde entsetzt wurde. Er überlebte jedoch dies Unglück nicht lange. Denn er wurde 1130, als er immer noch Gewalt mit Gewalt vertreiben wollte, bei Aschersleben ermordet. Er hinterließ keine Erben.

Da die Wenden von den mit andern Streitigkeiten beschäftigten nördlichen Markgrafen nicht beunruhiget worden waren, und innere Unruhen sie selbst verhinderten, Deutschlands Ruhe zu stören, so müssen wir das Wichtigste, was bei ihnen unterdeß vorfiel, nachholen.

Als Heinrich, Gottschalks Sohn, (1125 oder 1126), gestorben war, theilten seine beiden Söhne, Sventepolk und Kanut, das Reich. — Sventepolk aber, der gern allein zu herrschen wünschte, ließ seinen Bruder 1127 ermorden, erfuhr jedoch zwei Jahre darauf das nemliche Schicksal. — Nun war Heinrichs Stamm erloschen. Auf die zwei noch lebenden Nachkommen seines Bruders Buthue, (Pribislav und Niklot), nahm der damalige Kaiser Lothar keine Rücksicht, sondern behauptete, daß das wendische Reich ein deutsches Reichslehn sey. Er überließ es also einem dänischen Prinzen, Knud Lawards, Königs Erick I. Sohn, der von sei-

nem Oheim Nikolaus von der Thronfolge ausgeschlossen und mit dem Herzogthum Schleswig beliehen worden war.

Knud erwarb sich durch seine weise Regierung allgemeines Ansehen und Liebe. Er suchte die rauhen Sitten seiner Unterthanen zu verfeinern, umzog die Städte mit Mauern, verschönerte sie mit Thürmen, berief Künstler und Gelehrte in sein Land, ahmte selbst die sächsischen Gebräuche nach, und führte einen glänzenden Hofstaat, alles Einrichtungen, wodurch er die Achtung und Zuneigung seines Volks erhielt, aber auch den Neid der Großen erweckte. Man suchte ihn zu stürzen; und da man, aus Furcht vor dem Volke, keinen öffentlichen Aufstand wagte, so gewann man den dänischen Erbprinz Magnus, der ihn auch 1131 hinterlistigerweise umbrachte. — Kaiser Lothar zog zwar mit einem Heere an die dänische Gränze, um durch einen Einfall in Schleswig Knuds Tod zu rächen; aber ein reiches Geschenk flößte ihm bald sanftere Gesinnungen ein. Er machte Friede, und übertrug dem Magnus sogar das wendische Reich zur Lehn. Dieser genoß aber diese Belehnung nicht lange, denn er wurde 1134 nebst seinem Vater Niels ermordet. Pribislav und Niklot, die rechtmäßigen Erben des wendischen Reichs, bemächtigten sich jetzt ihres Eigenthums, und theilten es so unter sich, daß der letztere das Obotritenland oder Mecklenburg, Pribislav aber die übrigen Länder bekam.

Conrad v. Plötzkau, Sassenblome *). (Von 1130—1132.) Udo IV. hinterließ zwar zwei Brüder, Hartwich und Rudolph; da aber den erstern der geistliche Staud, in den er getreten war, und den letz-

*) d. h. die Blüthe von Sachsen.

tern der Haß, welchen er sich bei Kaiser Hetnrich IV. zugezogen hatte, von der Nachfolge ausschloß, so wählte er den Grafen Conrad v. Plötzkau zum Markgrafen. Seine Schönheit und edles Betragen zogen ihm den Namen Sassenblome zu. Er begleitete den Kaiser nach Italien, hatte aber das Unglück, bei der Belagerung von Monza, im mailändischen, von einem Pfeile erschossen zu werden. Er starb unvermählt. Er hatte zwar einen einzigen Bruder, Namens Bernhard; allein dieser wurde bei der Vergebung der Nordmark übergangen.

So war unser Vaterland bisher der Schauplatz ununterbrochener blutiger Auftritte zwischen den Deutschen und Wenden. Nach langem, tapferm Widerstande mußten die letztern den erstern unterliegen. Was der deutsche Kaiser und die Sachsen nicht vermochten, die Wenden zu bekehren oder zu vertilgen, das gelang Albrecht dem Bär. Bis jetzt wußte man nur von Markgrafen von Soltwedel (Salzwedel), den Namen Brandenburg führte weder die Völkerschaft, noch die Regenten. Oft blieb zwar die Würde der letztern eine geraume Zeit bei Einem Hause; doch geschah dieses nicht immer, und sie wurde von dem Oberhaupt des deutschen Reichs, ohne Rücksicht auf vorhandene Erben, an Fremde verliehen. Von Albrecht dem Bären an ward sie aber erblich, und die Mark erhielt den Namen Brandenburg; sie wuchs an äußerer Größe und an innerer Stärke, und bildete sich zu einem Staatskörper, wozu Albrecht den Grundstein legte. Mit diesem Regenten beginnt daher eine neue Epoche in der brandenburgischen Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Von Markgraf Albrecht dem Bär bis Churf. Friedrich Wilhelm den Großen. Von 1133–1640.

Albrecht der Bär. 1134—1168.

Die Wichtigkeit dieses Fürsten, der durch seine Weisheit, seine Standhaftigkeit und übrigen Herrscher-Tugenden sich in den Jahrbüchern der Geschichte ein immerwährendes Denkmal gesetzt hat, erfordert es, etwas ausführlicher von ihm zu handeln.

Albrecht wurde im Jahr 1106 geboren. Er stammte von den Grafen v. Ballenstädt ab, die nachher, wegen ihres Hauptsitzes, Aschersleben, im Halberstädtschen, lateinisch Ascania, Askanier benannt wurden; einer Familie, welche schon seit Jahrhunderten als eine der edelsten und vorzüglichsten in Sachsen blühte. Sein Vater war Otto der Reiche und seine Mutter Elike, die Tochter des sächsischen Herzog Magnus. Die Natur hatte ihm einen schönen und regelmäßigen Körper

verliehen, dem er durch allerlei ritterliche Uebungen Festigkeit, Anstand und Geschmeidigkeit zu geben verstand. Deswegen nannte man ihn wahrscheinlich den Schönen. Sein Muth, seine Unerschrockenheit und seine übrigen kriegerischen Talente verschaften ihm ohne Zweifel in der Folge den Beinamen: der Bär, so sehr dieser auch seinem Charakter widersprach. Als der einzige männliche Nachkomme seines Vaters erbte Albrecht, nach dessen Tode, im Jahr 1123 als ein 18jähriger Jüngling die kleine Grafschaft Ballenstädt *). Durch die Unterstüzung wichtiger Bundesgenossen, und vorzüglich durch die Thätigkeit seines Freundes, des sächsischen Herzogs Lothars, setzte er sich bald im Besitz der Markgrafschaft Lausitz **).

Sein Freund Lothar bestieg im Jahr 1125 den Kaiserthron, und die schönsten Aussichten für die Zukunft

---

*) Dies ist die jetzige Grafschaft Anhalt. — Seine Linie wurde die askanische, auch die anhaltische genannt, von dem jetzt verwüsteten Schlosse Anhalt, bei Harzgerode.

**) Herzog Lothar, von dessen Widersetzlichkeit gegen Kaiser Heinrich V. uns die Geschichte belehrt, nahm es nemlich als eine unerhörte Beleidigung auf, wie der Kaiser, ohne ihn vor der Belehnung um seine Meinung befragt zu haben, die erledigte Mark dem Grafen Wickbert von Groitsch verlieh. Er wünschte die Lausitz lieber in den Händen Albrechts und wollte ihn eben mit den Waffen in der Hand in den Besitz dieses Landes setzen, als ihm des Markgrafen Wickbert plötzlicher Tod Platz machte.

Die Markgrafschaft Lausitz begriff aber damals und noch lange hernach blos die Niederlausitz.

schienen unsern Albrecht anzulächeln. Er bot jetzt alles auf, um dem Kaiser Beweise seiner Dankbarkeit und Zuneigung an den Tag zu legen, zog mit ihm gegen die Böhmen zu Felde, und wurde hier, ob er gleich seines Beinamens würdig focht, dennoch gefangen genommen. Nach erhaltener Freiheit starb der Herzog von Sachsen ohne Leibes-Erben, und Albrecht, als ein Enkel des letzt verstorbenen Herzogs, machte auf die ansehnliche Hinterlassenschaft rechtmäßige Ansprüche, und rechnete hierbei, zum Lohn seiner Treue, auf die Unterstüzung des Kaisers. Allein dieser hatte jetzt einen nähern Freund, den Herzog v. Baiern, Heinrich den Grosmüthigen *), seinen Schwiegersohn, welchem er das mächtige Herzogthum Sachsen übertrug.

---

*) Der Kaiser Lothar II. hatte von den muthvollen hohenstaufischen Herzögen, Friedrich von Schwaben und Conrad von Franken, alles zu befürchten, weil sie auf die Kaiserkrone nähere Ansprüche als er zu haben glaubten. Um sich nun gegen diese Fürsten eine Stüze zu verschaffen, gab er dem baierschen Herzoge Heinrich seine Tochter zur Gemalin, und nachher das beträchtliche Herzogthum Sachsen; obgleich ein deutscher Herzog nicht zwei Herzogthümer besitzen durfte. Diese Begünstigung trug mit dazu bei, daß nachher in Deutschland zwei große Partheien entstanden, und sich unter dem Namen Gibellinen und Welfen 200 Jahre lang untereinander aufzureiben suchten. Das hohenstaufische Haus besaß in Schwaben ein Erbgut, Namens Weiblingen, woraus die Italiener, nach ihrer Aussprache, Gibellinen machten, und die Hohenstaufen und ihre Anhänger damit bezeichneten. Die Gegenparthei führte das

Aufgebracht hierüber, verlangte er wenigstens, um nicht ganz leer auszugehen, einige Erbgüter von mütterlicher Seite, und da ihm auch diese verweigert wurden, bemächtigte er sich ihrer mit Gewalt. Sein kühnes Unternehmen setzte den Kaiser in Erstaunen und erweckte seinen Zorn; er beschloß ihn zu demüthigen, um nicht dereinst vielleicht ihm selbst unterliegen zu müssen. Er nahm ihm daher (1130) die Lausitz, und ertheilte sie Wickberts Sohn, dem Grafen Heinrich von Groitsch. — Auf diese Art war Albrecht jetzt nicht mehr, als er und seine Vorfahren vorher gewesen, Besitzer der kleinen Grafschaft Ballenstädt, sah auf einmal sein schönes Gebäude zusammengestürzt und alle seine Aussichten verschwunden.

Aber er verlor den Muth nicht und seine Klugheit zog ihn auch wieder aus dieser Verlegenheit. Ueberzeugt, daß mit Gewalt den Mächtigern nichts abzutrotzen sei, bewarb er sich von neuem um die Gunst des Kaisers, und begleitete ihn (1132) auf seinem Feldzuge nach Italien. Durch sein edles Betragen und seinen unerschrockenen Muth nahm er auch bald seinen alten Platz im Herzen des Kaisers wieder ein, und wurde zur Belohnung für seine treuen Dienste, da in eben diesem Feldzuge der nördliche Markgraf Conrad v. Plötzkau

---

baiersche Haus an, welches von einem berühmten Welf abstammte, und daher mit seinen Anhängern die Welfen genannt wurde. In der Folge hieß man alles Gibellinen, was dem Kaiser ergeben, und alles Welfen, was ihm zuwider war.

vor Monza erschossen worden war, (1133) mit der erledigten Mark Soltwedel belehnt *).

Im Jahr 1137 starb Lothar und sein Tod hatte auch für unsern Albrecht wichtige Folgen.

---

*) Die Belehnung selbst war in alten Zeiten, bei einem wichtigen Reichslehen, mit vielem Gepränge verbunden. Gewöhnlich bestimmte man eine freie Reichsstadt, in welcher sodann ein Reichstag gehalten wurde, zu dieser Feierlichkeit. Hier errichtete man auf einem hohen, ausgeschmückten Gerüste, unter freiem Himmel, einen Thron; auf diesen setzte sich der Kaiser in seinem kaiserlichen Schmucke, mit allen Reichsinsignien versehen, und neben ihm stellten sich die ansehnlichsten Fürsten. Derjenige Fürst, welcher belehnt sein wollte, ritt unter klingender Musik, in Begleitung seiner Freunde und Vasallen, stolz einher. Vor ihm trug man die Paniere oder Lehnsfahnen, auf denen die Wappen der Länder, mit welchen er belehnt werden sollte, abgemalt waren. Vor dem Gerüste stieg der Fürst mit seinem Gefolge ab und wurde, unter Vortragung der Fahnen, von zwei andern dazu erbetenen Fürsten zum Throne des Kaisers geführt. Hier fiel er auf die Knie nieder und bat um die Belehnung. Nun legte er knieend den Lehenseid ab, und nach Erhaltung des Lehnsbriefes eine feierliche Danksagung. — Allein in unsern Zeiten ist diese Belehnungsceremonie bei weitem einfacher geworden; denn jetzt bittet der Fürst oder seine Abgeordneten den Kaiser stehend um die Belehnung, schwört sodann den Lehnseid, küßt den Knopf eines ihm dargereichten Schwertes und erhält hierauf den Lehnsbrief, womit die ganze Feierlichkeit abgemacht ist.

H. Dähling del. Bollinger jc. Berl. 1803.

Albrecht der Bär wird vom Kaiser Lothar 1133 mit dem Marggrafthum Soltwedel belehnt.

Heinrich der Grosmüthige hatte von seinem Schwiegervater die Reichskleinodien erhalten und machte Ansprüche auf den Kaiserthron. Allein die deutschen Fürsten waren ihm nicht gewogen, und Albrecht bot alles auf, diese Stimmung zu unterhalten. Er hintertrieb den Reichstag, den die kaiserliche Wittwe Richenza zu Quedlinburg ausgeschrieben hatte, verwendete sich im Gegentheil für den schwäbischen Herzog Conrad, und sah seine Bemühungen mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Der neue Kaiser, Conrad III.*), der wärmste Freund Albrechts, fand seine Ansprüche auf Sachsen gegründet, bestrafte Heinrichen mit der Acht nebst dem Verlust aller seiner Länder und erkannte jenem das Herzogthum Sachsen zu. Aber Heinrich fand noch viele treue Anhänger unter den Sachsen, und nöthigte Albrechten, nach langen, harten Kämpfen, endlich der Uebermacht zu weichen. Heinrichs Tod, im Jahr 1139, schien Albrechten günstig genug zu seyn, seine Rechte auf Sachsen von neuem geltend zu machen. Er wurde jedoch abermals zurückgeschlagen, aus allen seinen Besitzungen vertrieben, und die Nordmark dem stadtischen Grafen Rudolph übergeben. So hart hatte ihn das Unglück noch nicht getroffen, so weit von dem Ziele seiner Wünsche, welches er schon beinahe errungen hatte, noch nicht abgeführt, so gänzlich seine Hofnungen noch nicht scheitern gemacht! — Vertrieben aus seinem Eigenthume, von allem entblößt, irrte er mehrere Jahre unstät und flüchtig einher, und

---

*) Er ist der erste Kaiser aus dem schwäbischen Geschlechte von Hohenstaufen. Dieses Haus hat von 1134 bis 1254, also über 100 Jahre, mit vorzüglichem Ruhm über Deutschland regiert.

nahm endlich seine Zuflucht zu dem einzigen Freunde, der ihn noch retten zu können schien, zu Kaiser Conrad III. Innere Unruhen bestürmten diesen aber damals zu sehr, um sogleich thätig für ihn wirken zu können. Mehrere Jahre verstrichen fruchtlos, bis endlich der Tod einiger Hauptfeinde unsers Markgrafen einen Vergleich zu Frankfurt am Main (1143) zu Stande brachte, worin Heinrich der Löwe*), Heinrichs des Grosmüthigen Sohn, Sachsen, Heinrich v. Oestreich, Baiern, und Albrecht seine Erbländer, so wie die Nordmark und zur Schadloshaltung für Sachsen, die erledigte Ostmark (die Niederlausitz) erhielt. Die wirkliche Vollziehung dieses Tractats verzog sich indeß bis ins folgende Jahr, in welchem Albrecht jene große Laufbahn beginnt, in der wir ihn mit unverwelklichem Ruhme werden eilen sehen.

Durch den Frankfurter Vergleich gelangte also Albrecht wieder zum ungestörten Besitz seiner Länder, und nannte sich seit dieser Zeit Markgraf von Brandenburg. Er verband mit dieser Würde alle Hoheitsrechte der deutschen Herzöge, und wurde der erste erb-

---

*) Er war einer der merkwürdigsten Welfen, und einer der mächtigsten Fürsten in Deutschland. Muthvoll und sich selbst genug, trozte er dem Kaiser und der Geistlichkeit. Aber man nahm an ihm Rache, beraubte ihn aller seiner Staaten, und trieb ihn aus Deutschland. Drei Jahre lebte er in England, bei seinem Schwiegervater, dem König, kam dann wieder zurück und begnügte sich an den Braunschweig-Lüneburgischen Landen. In der Stadt Braunschweig, seiner Residenz, ließ er, zu seinem Andenken, einen metallenen Löwen aufrichten.

liche, unabhängige Fürst der Mark Braudenburg. Ja, der Kaiser ertheilte ihm selbst das höchste von den vier weltlichen Reichsämtern, die nur von den vornehmsten unmittelbaren Reichsständen verwaltet wurden, das Erzamt eines obersten Kämmerers des Reichs *). Die bisherige Nordmark erhielt jetzt den Namen Altmark (das alte Land), und das neu hinzugekommene Land, zwischen der Elbe und Oder, die heutige Mittelmark, wurde Neumark genannt. Den jetzigen Namen bekam dieser Strich Landes erst nachher, da die heutige Neumark hinzukam.

Aber noch war Albrecht nicht Herr des Landes, wovon er jetzt schon den Titel führte; er mußte es erst nach und nach mit den Waffen in der Hand erobern. Pribislav, der letzte Beherrscher der Wenden, war ohne Erben gestorben und sein Neffe, Jazko, entriß unserm Albrecht, unterstützt von den Pommern, seine Besitzungen, und eroberte selbst die Hauptstadt Brandenburg. Albrecht widersetzte sich ihm mit seiner ganzen Macht, und war endlich so glücklich, Brandenburg (im Jahre 1157) wieder zu erobern, und auf immer zu

---

*) Dadurch wurde Albrecht in gleichen Rang mit den Herzogen von Sachsen gesetzt, und, was das wichtigste ist, den Besitzern der Mark Brandenburg der Weg zur künftigen Erlangung der Churwürde gebahnt. Denn die obersten Reichsbeamten wählten schon damals aus den von deutschen Ständen vorgeschlagenen Kandidaten einen deutschen König aus, waren also im Grunde schon damals Churfürsten, ob ihnen gleich dieser Titel erst durch die goldene Bulle (1355) zuerkannt wurde.

behaupten. Die vielen innern Unruhen und die langwierigen Kriege hatten jedoch seine Länder ganz verwüstet und ihrer thätigen Einwohner größtentheils beraubt. Sein vorzüglichstes Augenmerk war daher auf die Verbesserung und Bevölkerung derselben gerichtet, und seine Einsicht, Kenntniß und Güte, wodurch er sich vor seinen Zeitgenossen so ehrenvoll auszeichnete, ließen ihn gar bald das rechte Mittel ergreifen. Die Holländer, Seeländer, Friesländer, Flanderer und Rheinländer hatten durch Ueberschwemmungen den größten Theil ihrer Güter eingebüßt, und waren dadurch in die drückendste Armuth und das schrecklichste Elend versetzt worden. Die Unglücklichen wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten, da auf der einen Seite Hunger und Mangel ihrem Leben drohte und auf der andern der Rest ihres Vermögens und ihrer Freiheit auf dem Spiele stand. Denn nach damaliger Gewohnheit fielen alle Habseligkeiten der Fremdlinge dem Fürsten zu, in dessen Lande sie sich niederließen, und sie selbst wurden zu Leibeigenen gemacht. Albrecht, der diese barbarische Sitte verabscheute, schickte Bevollmächtigte zu ihnen, und ließ sie unter den vortheilhaftesten Bedingungen in die Mark einladen. Schaarenweise folgten die Unglücklichen diesem Rufe, brachten Industrie und Handlungsgeist mit, schufen sumpfige Gegenden in fruchtbare Aecker und Gärten um, verbesserten den Landbau und die Viehzucht, und vergalten so die ihnen erwiesenen Wohlthaten im reichlichsten Maaße *).

---

*) Die noch jetzt sogenannten Holländereien haben ihnen den Namen und Ursprung zu danken.

So sorgte Albrecht ferner auch dadurch für die innere Einrichtung seiner Staaten, daß er mehrere Städte und Dörfer theils vergrößerte, theils neu anlegte; z. B. Berlin, Kölln an der Spree, Bernau, Spandau, Stendal u. a. m. *). Damit sich aber diese so verschiedenen Völkerschaften mehr an einander schließen und vereinigen möchten, so glaubte der weise Albrecht, daß eine gleiche Sprache und eine gleiche Religion hierin am schnellsten zum Ziele führen würden. Daher wurde die wendische Sprache und Religion verdrängt, die deutsche Sprache allgemein gemacht, uud in den neu erbauten Kirchen in eben dieser Sprache die christliche Religion gelehrt.

Um Gott für die Eroberung Brandenburgs und für die Besiegung seiner Feinde ein Opfer des Danks zu bringen, unternahm Albrecht aus gut gemeinter Religiösität eine Reise nach Jerusalem **) (1158). Seine

---

*) So viel ist gewiß, daß die unter Albrecht eingewanderten niederländischen Kolonisten Berlin zuerst bevölkert haben. — Uebrigens hat sich diese Stadt schnell aufgenommen und schon gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts ein ansehnliches Gewerbe getrieben. Die am gegenseitigen Ufer der Spree liegende Stadt Kölln machte langsamere Fortschritte. Beide Städte verbanden sich 1307, bauten ein gemeinschaftliches Rathhaus, und standen unter Einem Rathe.

**) Ganz im Geiste der damaligen Zeiten, wo diese Hauptstadt des ehemaligem jüdischen Landes bei der ganzen Christenheit in ehrwürdigem Ansehen stand. Auf dem Platze zu beten, wo Christus gewandelt, gelitten und gestorben war, galt in den Augen der blindgläubigen Christen für das

Gemalin Sophia, und Ulrich, Bischof von Halberstadt, begleiteten ihn nebst mehreren Edelleuten.

Schon im folgenden Jahre kehrte er wieder in seine Staaten zurück, für deren Wohl er selbst während seiner Abwesenheit dadurch thätig wirkte, indem er mehrere Johanniterritter*)

---

höchste Verdienst; selbst Verbrecher wähnten, durch eine Wallfahrt nach Jerusalem, ihre Sünden tilgen zu können. So unternahm Ludwig VII., König von Frankreich, ein Zeitgenosse unsers Markgrafen, eine solche Wallfahrt, weil er in der widerspenstigen Stadt Vitri eine mit 1300 Menschen angefüllte Kirche hatte anzünden lassen (1142). Die Pfaffen gewannen hierbei mehr, als sie anfangs glaubten. Die Pilger verschenkten oder verkauften ihnen ihre Häuser und Güter für einen geringen Preiß. Kein Wunder, daß sie diese religiöse Schwärmerei zu nähren und ihr noch mehr Schwung zu geben bemüht waren, und eben dadurch die reichen Besitzer der schönsten Ländereien wurden.

*) Dieser so merkwürdige, jetzt noch blühende, Ritterorden verdankt einigen neapolitanischen Kaufleuten sein Dasein, die im Jahr 1048 für die armen kranken Wallfahrenden, welche nicht nur diese oft sehr weite und beschwerliche Reise unternahmen, sondern auch von herumstreifenden Räubern überfallen und geplündert wurden, ein Hospital zu Jerusalem erbauten. Sie widmeten es dem Täufer Johannes, und die hierzu bestellten Mönche wurden Hospitaliter oder Johanniter genannt. In der Folge unterzogen sich auch mehrere Ritter dieser Verpflegung, und wurden gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts vom Pabste unter dem Namen Johanniterritter förmlich bestätigt. — Ihr Ordensmantel war schwarz und dessen linke Seite mit einem weißen, achteckigen Kreuze besetzt.

und Tempelherrn *) überredet hatte, ihm zu folgen und sich in seinen Staaten niederzulassen. Hier schenkte er den ersten sogleich eine Kirche zu Werben, in der Altmark, erbaute ein Hospital zur Verpflegung der Hülfsbedürftigen, und bestimmte sie noch besonders, seine christlichen Unterthanen gegen die Einfälle der benachbarten heidnischen Wenden zu schützen. Durch Freigebigkeit andächtiger Fürsten, durch Vermächtnisse frommer Privatpersonen, durch Schenkungen der unter ihrer Fürsorge Genesenden, durch Verlassenschaften mancher Ritter wurde

---

*) Die ersten Mitglieder dieses Ordens, der ebenfalls in Palästina und zwar im 11ten Jahrhundert seinen Anfang nahm, waren acht edle französische Ritter, die sich vereinigten, die wallfahrenden Christen gegen die Ungläubigen zu vertheidigen. Den Namen Tempelritter erhielten sie deshalb, weil die damaligen christlichen Beherrscher Jerusalems ihnen in ihrem Pallaste, der nahe an Salomos Tempel lag, Zimmer zur Wohnung anwiesen. — Als sie (1291) aus Palästina vertrieben wurden, zogen sie nach der Insel Cypern. Seinen höchsten Glanz erreichte dieser Orden zu Anfange des 14ten Jahrhunderts, und kurz darauf, da die Ritter sich allen Ausschweifungen zu ergeben anfingen, seinen gänzlichen Untergang. Denn Pabst Clemens V. hob im Jahre 1312 den ganzen Orden auf, zog die Güter desselben theils ein und schenkte die andern theils den Johanniterrittern, theils andern Gesellschaften und Anstalten. — Ihre Ordenskleidung war roth und ihr Mantel mit einem weißen Kreuze geziert.

In der Mark traten die Tempelherrn in den Orden der Johanniter, welcher auch ihre Güter erhielt.

dieser Orden bald so mächtig und reich, daß er im Anfange des 14ten Jahrhunderts ein eignes Herrenmeisterthum errichten konnte. Der erste Sitz desselben war in Supplinburg, der aber im Jahr 1426 nach Sonnenburg in der Neumark verlegt wurde *). Den Tempelherrn wieß Albrecht zuerst Müncheberg zu ihrem Wohnsitze an. In der Folge erbauten sie unter andern auch Templin, um von hieraus die Mark gegen die Wenden zu vertheidigen.

---

*) Durch das königliche Edikt vom 30sten October 1810, so wie durch die Urkunde vom 23sten Januar 1811, wurden die Balley Brandenburg des Johanniterordens, das Herrenmeisterthum, so wie die Commenden derselben gänzlich aufgelößt und die sämtlichen Güter derselben als Staatsgüter auf immer eingezogen, und dagegen, zum ehrenvollen Andenken dieses alten Ordens, ein neuer, in der Eigenschaft und unter der Benennung: Königlich Preußischer St. Johanniterorden errichtet, zu dessen souverainen Protektor sich der König selbst erklärte, und sowohl die Ernennung eines Großmeisters, als die Anzahl der Ritter höchstselbst zu bestimmen sich vorbehielt. Die Würde des erstern erhielt sogleich der Prinz Ferdinand von Preussen, und nach dessen bald erfolgtem Ableben, der Bruder Sr. Majestät des Königs, Prinz Heinrich von Preussen, welcher, bis zur Auflösung der Balley, Coadjutor im Herrenmeisterthum war.

Die Insignien dieses Ordens bestehen in einem goldenen, achtspitzigen, weiß emaillirten Kreuz ohne die bisherige große Krone darüber, in dessen vier Winkeln der mit einer goldenen Krone gekrönte königlich preußische Adler sich

Albrecht endigte 1170 sein glorreiches Leben und hinterließ drei Töchter und sieben Söhne. Otto, der älteste, wurde Markgraf von Brandenburg, und der jüngste, Bernhard, Herzog von Sachsen; zwei, Siegfried und Heinrich, traten in den geistlichen Stand, und die andern drei, Herrmann, Albrecht und Dietrich, erhielten einige kleinere Erbgüter.

Otto I. (1168— (70) 1184)

erbte nicht nur die Länder, sondern auch den Geist seines Vaters, dessen schöne und vielumfassende Entwürfe er mit aller Beharrlichkeit eines großen Mannes muthig ausführte. Dem Kaiser Friedrich I. diente er zwei gefahrvolle Jahre in Italien, und vermittelte die zwischen ihm und dem Pabste Alexander III. obwaltenden Streitigkeiten durch den zu Venedig (1177) geschlossenen Frieden.

---

befindet, und welches an einem schwarzen Bande um den Hals getragen wird, desgleichen in einem auf der linken Seite des Kleides befindlichen weißen Kreuze.

Der Großmeister trägt ein größeres Kreuz an einem breitern Bande, wie auch ein größeres gesticktes Kreuz. Die Ritter tragen ein kleineres Kreuz an einem schmalen Bande, wie auch ein kleineres Kreuz auf der linken Seite des Kleides. Die gesetzmäßig gestattete Uniform besteht, für den Großmeister sowohl, als für die Ritter, aus einem rothen Rock; der Kragen, die Aufschläge, das Unterfutter, die Weste und die Unterkleider sind weiß. Auf Kragen und Aufschlägen befinden sich goldene Litzen. Der Rock hat goldene Epaulets. Die Knöpfe sind gelb und das Kreuz des Ordens ist auf demselben befindlich.

Bogislav und Kasimir, zwei Brüder, herrschten damals gemeinschaftlich über Pommern, wurden aber von den Dänen unaufhörlich beunruhiget. Sie entschlossen sich daher, ihre Länder dem deutschen Reiche zu unterwerfen, um von demselben geschützt zu werden, und schwuren Kaiser Friedrich I. den Eid der Treue. Mit diesem neuen Reichslehn konnte Friedrich nun willkührlich verfahren, und aus Dankbarkeit ertheilte er unserm Otto das Lehn über Pommern, mit der Würde eines Erzkämmerers *). Diese blieb seit der Zeit beständig bei der Mark, und jenes wurde unter dem großen Churfürsten geltend gemacht, und so Pommern,

*) Nach der Gewohnheit der fränkischen Könige hatten die deutschen Kaiser gewisse Reichsämter, um ihren Hofstaat ansehnlicher zu machen und ihm einen blendenden Aussenglanz zu geben, eingeführt, die besonders bei ihrer Krönung verwaltet wurden (bei Kaiser Otto I. prachtvoller Krönung in Aachen (937) nahmen sie vorzüglich ihren Anfang). Die vornehmsten deutschen Herzöge bedienten an der Tafel. Der Eine trug das Essen auf, und hieß Erztruchses; der Andere schenkte den Wein ein, und hieß Erzmundschenk; der Dritte reichte dem Kaiser Waschbecken und Handtuch, und verwaltete so das Amt eines Erzkämmerers. Auch mußte er bei der Krönung dem Kaiser den Scepter vortragen und für seinen Anzug sorgen, welches jetzt von dem Churfürst zu Brandenburg (durch dazu bestimmte Botschafter) geschiehet. Anfangs übertrug man diese Aemter willkührlich den vornehmsten Staatsbedienten. In der Folge aber wurden sie erblich und blos den Fürsten, die den Kaiser zu wählen das Recht hatten, eigen. Otto I. verwaltete sein Reichserzkämmerer-Amt persönlich auf dem

nach dem Aussterben seiner Herzoge, mit den brandenburgischen Staaten vereinigt. Otto starb im Jahr 1184, und wurde in dem von ihm gestifteten Cystercienser-Kloster Lehnin, im zauchischen Kreise, welches er zum Erbbegräbnisse der Markgrafen aus dem anhaltischen Hause machte, begraben. Seine 3 Söhne

Otto II. 1184—1205.
Heinrich I. 1184—1192.
Albrecht II. 1184—1220

folgten ihm nach seinem Tode und verwalteten die Regierung gemeinschaftlich. Otto, der Aelteste, besaß alle Anlagen, welche ihn zum großen Manne hätten machen können, wenn nicht seine Jugend *), seine Unerfahrenheit und sein Leichtsinn diese schönen Erwartungen vereitelt hätten.

Im Jahr 1192 empörte sich der Bischof Waldemar von Schleswig gegen seinen rechtmäßigen Herrn, Knud IV., König von Dännemark, gab sich für einen natürlichen Sohn Knud III. aus, und erhielt von mehreren deutschen Fürsten, unter andern auch von unserm Markgrafen, dem Knud sein Recht auf Pommern streitig machte, die thätigste Unterstützung, war aber dennoch so unglücklich, in die Hände seines Königs zu fallen. Dieser beschloß jetzt an allen denen, die dem Empörer beigestanden hatten, Rache zu nehmen, und schickte

---

Reichstage zu Mainz (1184), wo Friedrich I. seine Söhne zu Rittern schlug.

*) Er soll bei dem Tode seines Vaters kaum das 20ste Jahr zurückgelegt haben.

auch ein starkes Kriegsheer nach Deutschland, um Ottos Länder zu verwüsten. Unser Markgraf ging den Dänen entgegen, erfocht einen glorreichen Sieg über sie und nöthigte Knud (1198) zu einem Waffenstillstand. — Aus angeerbtem Haß der anhaltischen Familie gegen die Welfen, nahm er an den Unruhen, welche durch den Tod des im Jahre 1197 verstorbenen Kaisers Heinrich VI. entstanden waren und zehn Jahre hindurch Deutschlands Ruhe störten, den lebhaftesten Antheil, widersetzte sich dem Herzoge von Sachsen, Otto IV., dem zweiten Sohne Heinrichs des Löwen, dem viele deutsche Fürsten zu Kölln zum Gegenkaiser erwählt hatten, und begünstigte den (1198) zu Mainz vom päbstlichen Legaten gekrönten Philipp von Schwaben, dessen treuster Anhänger er bis an seinen Tod blieb.

Im Jahre 1195 ließ er sich zu einem Zuge ins gelobte Land überreden. Es gereute ihn aber bald wieder, und er hielt beim Pabste um Erlassung seines Gelübdes an. Um aber seinen Mangel an Frömmigkeit wieder gut zu machen, beging er die unverzeihliche Schwachheit, den größten Theil seiner Güter, beinahe die ganze Altmark, die Pfalzgrafschaft Sommerschenburg, die Grafschaft Groitsch und einige Theile der Mittelmark an den Erzbischof von Magdeburg zu verschenken, und sich so von diesem gefährlichen Nachbar absichtlich abhängig zu machen. Nach Verlauf eines Jahres und 6 Wochen wurde er von neuem damit belehnt *). Er starb

---

*) Nach den damaligen Gesetzen mußte nemlich der, dem ein Lehen aufgetragen wurde, solches wenigstens Jahr und Tag im wirklichen Besitz haben, wenn diese Lehensauftragung von rechtlicher Wirkung seyn sollte.

1205 ohne Erben, und wurde im Kloster Lehnin beigesetzt.

Heinrich I., der von seinem Hauptsitze gewöhnlich Graf v. Gardelegen oder Gardeleben genannt wird, brachte sein Leben in Beten und Fasten hin, und würde alles an die Klöster vermacht haben, wenn seine Brüder es zugelassen hätten. Ihm hat das Domkloster zu Stendal seinen Ursprung zu danken. Er starb 1192.

Albrecht II., der sich bei seines Bruders Lebzeiten gewöhnlich zu Arneburg in der Altmark aufgehalten hatte, und deswegen Graf von Arneburg genannt wurde, besaß einen festen, biedern und ehrlichen Charakter. Den besten Beweis dieser edlen Denkungsart giebt sein Betragen gegen den unglücklichen Kaiser Otto IV. Philipp war durch das Schwert des berühmten Otto von Wittelsbach (1208) gefallen, und die meisten wichtigen Reichsfürsten, so wie auch unser Markgraf, erkannten diesen Otto nun für ihr Oberhaupt. Als sich aber Otto in der Folge dem herrschsüchtigen Pabste, der ihn vorher selbst unterstützt und in Italien mit großer Pracht gekrönt hatte, widersetzte, wurde er von diesem in den Bann gethan, seiner Würde entsetzt und Friedrich VI., Heinrichs VI. Sohn, zum Gegenkaiser ausgerufen. Alles verließ jetzt den armen Otto; nur Albrecht gelobte ihm mit seinem Leben und Blute beizustehen, und weder Gefahr noch Drohungen vermochten ihn, sein gegebenes Wort zu brechen. Erst dann, als sich Otto seiner Würde, die er nicht länger behaupten konnte, entsagte, unterwarf er sich dem siegenden Friedrich, der ihn mit Freuden unter die Zahl seiner Freunde aufnahm, und die Bestätigung des pommerschen Lehnes von neuem ertheilte. Er starb 1220 und wurde ebenfalls zu Lehnin begraben.

Johann I. 1220—1266.
Otto III. 1220—1267.

Beide Prinzen waren bei dem Absterben ihres Vaters noch zu jung, um die Regierung selbst führen zu können. Ihre Mutter, Mechtild (Mathilde), eine Tochter Konrads III., Markgrafen von Meißen und Lausitz, übernahm daher, unter dem Beistande ihres Vetters, des Grafen Heinrichs I. von Anhalt, für sie die Vormundschaft. Ihre männliche Seele, verbunden mit einem sanften, weiblichen Herzen, erhielt dem Lande den Frieden. Der Erzbischof Albert von Magdeburg hatte, nach damaliger Gewohnheit, von Friedrich II. die Schutzgerechtigkeit *) über die Mark erhalten. Diesen wußte Mechtild für 1900 Mark Silbers dahin zu bewegen, daß er nicht nur Verzicht darauf that, sondern ihr auch versprach, den beiden jungen Markgrafen vom Kaiser, sobald er nach Deutschland zurückgekommen seyn würde, die vollständige und förmliche Belehnung mit allen Lehen ihres Vaters zu verschaffen.

Im Jahre 1226 traten die beiden Prinzen, welche ein seltnes Beispiel und rühmliches Muster brüderlicher Liebe geben, die Regierung selbst an. Unzufriedenheit mit der magdeburgischen Lehnsherrschaft, Mißvergnügen über die zu große Summe, womit ihre Mutter die Schutzgerechtigkeit abgekauft hatte, Empfindlichkeit wegen gewisser Kränkungen, die dem Gemal ihrer Schwester,

---

*) Der Kaiser behauptete damals über die Reichslehen die oberste Schutzgerechtigkeit und die damit verbundenen Einkünfte, wenn ein Fürst minderjährige Erben hinterließ.

Otto, Herzog von Lüneburg, vom Erzbischof Albert wiederfahren waren, und jugendliche Hitze riß sie, kurz nach dem Antritt ihrer Regierung, zu einem Kriege mit diesem mächtigen Priester, den der Bischof Ludolph von Halberstadt unterstützte, hin. Sie wurden jedoch bei Plauen geschlagen, und mußten sich mit ihrem Heere nach Spandau flüchten, weil man sie in Brandenburg nicht einlassen wollte. Albert begnügte sich an der reichen Beute und den Gefangenen, und zog sich in sein Erzbisthum zurück.

Bald darauf machte der Markgraf Heinrich von Meißen auf die in der Mittelmark liegenden Städte, Köpenick und Mittenwalde, unter dem Vorgeben, daß solche zur Niederlausitz gehörten, Ansprüche, und zog wider sie zu Felde. Johann und Otto wünschten den Streit in Güte beizulegen, und übergaben beide Städte dem Erzbischof Willibrand von Magdeburg, damit er sie, als Partheiloser bis zu Ende der Untersuchung, gegen alle Angriffe schützen und sodann dem rechtmäßigen Besitzer überliefern möchte. Allein der Treulose mißbrauchte nicht nur dieses edle Zutrauen, indem er sie dem Markgrafen von Meißen übergab, sondern fiel sogar, in Verbindung mit dem halberstädtschen Bischof Ludolph, in die Altmark ein. Otto eilte herbei, wurde aber geschlagen und selbst gefangen genommen. 1600 Mark Silbers *) verschaften ihm nach einer halbjährigen Ge-

*) Eine Mark Silbers würde nach unserm jetzigen Gelde ungefähr 14 Thaler am Werthe betragen. Die ältesten Münzen in der Mark, so wie in Deutschland, waren die Brakteaten. Sie waren aus dünnem, feinem Silber geschlagen, so daß 16 Stück 1 Loth wogen. Auf der einen Seite sah

fangenschaft seine Freiheit wieder. Kaum war er in sein Vaterland zurückgeeilt, um seinen Bruder wider den siegreichen Markgrafen von Meißen zu unterstützen, als die geistlichen Krieger von Magdeburg und Halberstadt von neuem in die unglückliche Altmark einfielen und die schrecklichsten Grausamkeiten verübten. Der Untergang der Markgrafen schien unvermeidlich, da sie, von allen verlassen, nicht einmal für die größten Geldsummen fremde Hülfstruppen erhalten konnten.

Allein Johann und Otto verloren den Muth nicht. Letzterer rückte unerschrocken mit der Hauptmacht gegen den stolzen Markgrafen von Meißen, und erfocht bei Mittenwalde den schönsten Sieg (1240), während sein Bruder Bürger und Bauern zur Vertheidigung des bedrängten Vaterlandes aufbot. Mit diesem zwar ungeübten, aber muthigen und patriotischen Haufen, worunter die meisten mit Prügeln, Stangen und andern Vertheidigungswerkzeugen, und nur wenige mit Bogen bewaffnet waren, überfiel er die treulosen Bischöfe und richtete eine fürchterliche Niederlage unter ihrem Heere an. Viele wurden niedergemetzelt, viele fanden ihren Tod in dem hier strömenden Flusse Bise; selbst Willibrand entging, mit schweren Wunden bedeckt, kaum den feindlichen Händen, und Ludolph gerieth nebst 60 Rittern in die

---

mals ein unförmliches Bild desjenigen Fürsten, unter dem sie geschlagen wurden, bald mit, bald ohne Namen, bald stehend, bald reitend vorgestellt. — Unter Albrecht und Otto I. sind dergleichen geprägt worden. Größere Summen wurden in feinem Silber, nach Lothen, Pfunden und Marken bezahlt.

Gefangenschaft. Grosmüthig genug unterdrückten die Sieger jede Rache, und forderten für seine Freiheit nicht mehr, als die nemliche Summe, die er kurz vorher von Otto erhalten hatte. Sie erhielten alles eroberte zurück, und selbst der treulose Willibrand wurde gezwungen, der unter Otto II. erlangten Lehnsherrschaft auf das feierlichste zu entsagen.

Beide Brüder vermehrten ihre Länder durch die Ukermark und Neumark; diese brachten sie nach und nach mit Gewalt und jene durch einen Tausch an ihr Land. Denn Johann I. Gemalin, Sophia, eine dänische Prinzessin, hatte das von ihren Landsleuten eroberte pommersche Land Wolgast zum Brautschatz erhalten. Nach ihrem Tode nahm Barnim I., Herzog von Stettin, dasselbe in Besitz, trat aber, aus Furcht vor der brandenburgischen Markgrafen Rache, ihnen (1250) zum Ersatz die ganze Ukermark und einen Theil des Fürstenthums Kamin ab, und erkannte sie als seine Lehnsherrn.

Aber nicht blos für die äußere, sondern auch für die innere Vergrößerung ihres Staats waren die Markgrafen besorgt. Sie schufen die Wüsten zu blühenden Ländereien, die Sümpfe zu fruchttragenden Feldern, die Waldungen zu bewohnbaren Plätzen um. Unter den vielen Städten, welche sie neu erbauten oder mehr erweiterten, sind Frankfurt an der Oder, Landsberg an der Warte und Königsberg in der Neumark die vornehmsten. Handel und Gewerbe schwangen sich unter ihnen empor und die Stadt Salzwedel trieb damals einen Verkehr, der unglaublich scheint. Alle diese Verdienste sowohl, als ihr Ansehen selbst, erwarben ih-

nen nicht nur die Liebe ihrer Unterthanen, sondern auch die allgemeine Achtung ihrer Zeitgenossen in einem so hohen Grade, daß die deutschen Reichsfürsten, nach dem (1256) erfolgten unglücklichen Tode Wilhelms von Holland *), dem Markgrafen Otto III. die Kaiserkrone antrugen. Er schlug sie aber aus unbekannten Gründen aus. Indeß näherten sich beide Markgrafen ihrem Lebensziele immer mehr und mehr, und ihre zahlreiche Nachkommenschaft, die Besorgniß, daß unter ihr wegen der Regierung, da in den damaligen Zeiten die Erstgeburt kein besonderes Recht dazu gab, Uneinigkeiten entstehen dürften, und die Furcht, daß die Mark durch ihre eigenen Herrscher zerrüttet werden mögte, bewogen sie, ihre Länder unter sich zu theilen. Hieraus entstanden zwei besondere Linien: die Johannische und die Ottonische.

Johann I. starb den 4ten April 1266 und wurde zu Chorin, einem von ihm gestifteten Kloster, begraben Er hinterließ von seiner Gemalin, Sophia, Tochter des dänischen Königs, Waldemar II., sechs

---

*) Wilhelm wurde zwar vom Pabste gegen das Haus Hohenstaufen mächtig unterstützt, spielte aber, dessen ungeachtet, als Kaiser in Deutschland eine traurige Rolle. Ein gemeiner Edelmann hatte seine Gemalin auf öffentlicher Straße geplündert, und ein Bürger in Utrecht sogar einen Stein nach ihr geworfen. Auch mit den Friesen wurde er in einen Krieg verwickelt. Als er aber mitten im Winter über einen gefrornen Sumpf setzen wollte, brach das Eis unter ihm und er blieb im Morast stecken, wo ihn einige hinzugekommene Friesen tödteten.

Söhne: Johann II., Otto IV., Konrad, welche ihm in der Regierung folgten, Erich, nachheriger Erzbischof zu Magdeburg, Johann, Bischof von Halberstadt und Heinrich, mit dem Beinamen ohne Land.

Otto III. überlebte seinen Bruder noch zwei Jahre. Er starb 1268 und wurde im Kloster zu Strausberg, welches er ebenfalls selbst gestiftet hatte, begraben. Er hinterließ von seiner Gemalin, Beatrix, einer Tochter des Königs Wenzeslaus von Böhmen, vier Söhne: Johann III., Otto V., Albrecht III., und Otto VI.

Otto IV., mit dem Pfeile. 1266 (67) — 1308.

Gleich nach ihres Vaters Tode traten, von Seiten der Johannischen Linie, die drei Brüder Johann II., Otto IV. und Konrad die Regierung gemeinschaftlich an. Unter ihnen war Otto IV. der merkwürdigste. Er zeichnete sich als Held, als Staatsmann, als aufgeklärter Freund der Religion, als Beförderer der Gelehrsamkeit und selbst als Dichter aus. — Von Seiten der Ottonischen Linie riß ein früher Tod den ältesten Prinz, Johann III., von der Welt *), und Otto V. regierte nun, zugleich als Vormund seiner jüngern Brüder, Albrecht III. und Otto IV., allein.

---

*) Er wurde am dritten Ostertage (1268) auf einem Turniere zu Merseburg so schwer verwundet, daß er den folgenden Tag starb. — Die Jahre seiner Jugend brachte er am Hofe seines Grosvaters und Onkels zu Prag zu; daher sein Beiname: der Prager.

Mit Uebergehung einiger unwichtigen Vorfälle, wenden wir uns sogleich zu der ersten Begebenheit unter der Gesamtregierung dieser Fürsten.

Mestwin II., Herzog von Pommerellen, um sich gegen die Beunruhigungen seines jüngern Bruders, Wratislaw, der nach dem Herzogthum strebte, und des deutschen Ordens in Preussen zu schützen, übertrug den Markgrafen der Johannischen Linie (1269) alle seine Länder zur Lehen. Zwei Jahre darauf gerieth Mestwin in Wratislaws Gefangenschaft, und verlangte die Abtretung der Hauptstadt Danzig und die umliegende Gegend zum Preise seiner Freiheit. In dieser Noth flehte Mestwin um den Beistand der Markgrafen, als seiner Lehnherrn, und um Verdrängung seines treulosen Bruders. Danzig sollte dafür ihr Lohn seyn. Die Markgrafen nahmen das Versprechen an, eroberten diese Stadt und verjagten den Wratislaw, der kurz darauf, da er sich eben zur Wiedereroberung rüstete, starb. Allein kaum war Mestwin der Gefahr entrissen, so forderte er Danzig zurück, und wollte den Markgrafen nicht einmal die bei Eroberung desselben gehabten Kriegskosten erstatten. Er rief seinen Vetter Boleslav, Herzog von Polen, zu Hülfe, und erschien vor Danzig. Die Stadt wurde in Brand gesteckt und erobert, und alle Deutschen fielen unter dem Schwerte des Feindes. Pommerellen und die Neumark waren hierauf der Schauplatz wilder Verwüstung und feindlicher Wuth, bis endlich des Vetters Boleslav zweideutige Freundschaft Mestwin bewog, sich mit den Markgrafen zu vereinigen, und ihnen in dem Vergleich die Städte Stolpe und Schlawe einzuräumen.

Kaum war in diesem Lande die Ruhe hergestellt, so brach in einem andern das Feuer des Krieges schon wieder aus. Die Gelegenheit dazu gab (1278) die Wahl eines neuen Erzbischofs zu Magdeburg. Die ansehnlichsten Domherrn, zu welchen auch Otto's jüngerer Bruder, Erich, gehörte, wünschten sich zu dieser einträglichen Würde erhoben zu sehen. Die Stimmen waren jedoch bei der Wahl zwischen ihm und einem Grafen Busso von Querfurt getheilt. Jede Parthei hatte ihren Anhang und wünschte ihre Wahl durchzusezzen; keiner wollte nachgeben, und da es endlich sogar bis zu Thätigkeiten kam, so entschloß sich das Kapitel, jedem dieser Wahlcandidaten 2000 Mark Silbers Abstandsgeld zu geben, und ernannte den Graf Günther von Schwalenberg zum Erzbischof. — Aufgebracht über diese Zurücksetzung seines Bruders, ergriff Otto die Waffen, und eroberte Acken an der Elbe. Voll Muth über diesen glücklichen Anfang und über die Ankunft neuer Hülfstruppen, näherte er sich mit starken Schritten der Hauptstadt Magdeburg. Schon bestimmte er den Tag, an welchem er sein Pferd in der magdeburger Domkirche füttern lassen wollte; schon gaben sich die Einwohner, die ein allgemeines Schrecken in Furcht gesetzt hatte, rettungslos verloren — als Günthers Gegenwart des Geistes und entschlossener Muth, verbunden mit einer richtigen Kenntniß des menschlichen Herzens, sie von der gefürchteten Gefahr befreite. Er ergriff die Fahne des heiligen Moritz, des Schutzpatrons der Stadt, trug sie in einer feierlichen Prozession, in Begleitung vieler Geistlichen und einer ansehnlichen Schuljugend, unter Gesang und Musik durch alle Straßen. Hier sprach er den neugierigen, haufenweise herbeiströmenden Einwohnern Muth ein, erzählte ihnen von der wunderthätigen Kraft

dieser Fahne, und wußte ihre Einbildungskraft in solches Feuer zu setzen, daß sie von der größten Furcht zur äußersten Herzhaftigkeit übergingen, und die Ehre des Heiligen zu retten beschlossen. Mit der kühnsten Wuth griffen sie, unter Günthers Anführung, Otto's Heer bei Frose an, und schlugen es nicht nur, sondern bekamen sogar den Markgrafen selbst in ihre Hände. Er wurde nach Magdeburg abgeführt, und mußte in einem, aus hölzernen Bohlen verfertigten, Käfigt für seine gotteslästerliche Drohungen büßen.

Johann II. und Konrad setzten zwar ihre Plünderungen im Stifte fort, aber alles dies konnte ihren Bruder aus seinem Gefängnisse nicht befreien.

In der Noth erinnerte sich Otto eines alten, treuen Ministers, des Johann von Buch, der seinem Vater viele Dienste geleistet hatte, aber bei ihm in Ungnade gefallen war. Er bat seine Gemalin, diesen wegen seiner Befreiung zu Rathe zu ziehen. Er ließ sich auch endlich durch die dringenden Bitten der Markgräfin bewegen, ihr einen Anschlag dazu einzugeben, der auch glücklich von Statten ging. Sie reisete auf seinen Rath selbst nach Magdeburg, wo sie jeden Domherrn allein sprach und durch Geschenke gewann. Diese brachten es auch durch ihre Vorstellungen dahin, daß der Erzbischof mit 4000 Mark Silbers (56000 Rthlr.) Lösegeld zufrieden zu seyn versprach. — Otto erhielt jetzt die Erlaubniß, auf 4 Wochen in seine Länder zurückzugehen, mit dem Versprechen binnen dieser Zeit entweder das bestimmte Lösegeld zu zahlen, oder sich selbst wieder als Gefangenen zu stellen. Otto blieb seinem Ehrenwort getreu, und um das Lösegeld, eine sehr bedeutende Summe

H. Dähling del. F. Jügel Sculp. Berlin 1803.

Otto IV. wird von den Magdeburgern in seiner Gefangenschaft in einen von Bohlen verfertigten Käfigt gesezt, und öffentlich zur Schau ausgestellt. J. 1278.

in jenen Zeiten, ohne seine Unterthanen mit ausserordentlichen Abgaben zu belasten, aufzubringen, faßte er den Entschluß, alle silberne und kostbare Geräthschaften der Kirche zu veräußern. Der treue von Buch mißbilligte zwar diesen Vorschlag nicht, machte sich jedoch anheischig, ihm auf einem kürzern Wege Geld zu verschaffen. Otto versicherte ihn seiner Dankbarkeit und Liebe, und Buch ersuchte den Markgrafen, ihm nach Angermünde, einer Stadt in der Ukermark, zu folgen. Hier führte er ihn in die Sacristey der dasigen Kirche, öfnete einen mit starkem Eisen beschlagenen Kirchenstab und sagte: „Euer Vater vertraute mir dies Geld einst an; ich mußte ihm versprechen, es Euch nur dann zu übergeben, wenn die äusserste Noth Euch drückte, und Ihr meinen Rath suchen würdet. Nehmt den Schatz, er wird zum Lösegeld zureichen!“ Otto eilte sogleich nach Magdeburg, überlieferte das Geld, und versicherte den Erzbischof von der Zurückgabe aller gemachten Eroberungen.

Als Günther (1279), aus Verdruß über die Treulosigkeit der Domherrn, die er bald darauf erfuhr, seine Würde niederlegte, schritt man zu einer neuen Wahl. Erich wurde zum zweitenmale übergangen, und dagegen der Domdechant, Graf Bernhard v. Wölpe, durch die Mehrheit der Stimmen gewählt. Dies veranlaßte einen zweiten Krieg. In diesem hatte Otto, bei Belagerung der Stadt Stasfurt, das Unglück, am Kopf mit einem Pfeile verwundet zu werden, dessen Spitze länger als ein Jahr darin haften blieb. Dies veranlaßte seinen Beinamen: mit dem Pfeil. Bernhards Tod stellte endlich die Ruhe wieder her, und Erich wurde nun (im Jahr 1283) einstimmig vom Domkapitel zum Erzbischof erwählt, und wußte durch eine weise, sanfte

und milde Regierung die Herzen seiner Unterthanen, welche anfänglich bei seiner Wahl einen Aufstand erregten, so sehr zu gewinnen, daß sie für ihn, als er in einem Kriege mit seinen Lehnsleuten gefangen genommen worden war, freiwillig das Lösegeld bezahlten.

Johann II. erlebte die Freude nicht, seinen Bruder zur erzbischöflichen Würde erhoben zu sehen. Er starb 1282 ohne Erben und wurde zu Chorin begraben.

Der ältere Bruder der Markgrafen von der Ottonischen Linie, Otto V., erwarb sich als Vormund des jungen Königs von Böhmen, Wenzel, viele Verdienste um dieses Land, und schützte es gegen den deutschen Kaiser, Rudolph von Habsburg. 1283 legte er diese Vormundschaft nieder, und verlangte vom König Wenzel für seine gehabten Kosten 5000 Mark Silbers, die er aber nicht nur nicht erhielt, sondern mit den gröbsten Beschuldigungen überhäuft wurde.

Otto IV. und Konrad brachten ums Jahr 1291 die Mark Landsberg und die Pfalz Sachsen nebst den dazu gehörigen Oertern von dem meißnischen Landgrafen, Albrecht dem Unartigen, durch Kauf oder Schenkung an ihr Haus. Sie nannten sich zwar von der Zeit an auch Markgrafen von Landsberg, überließen aber in der Folge das Land ihrem jüngern Bruder, Heinrich ohne Land. Nach dem Tode Mestwin II., Herzogs von Pommerellen, nahm der polnische Herzog Primislav, der den Mestwin durch Kunstgriffe verleitet hatte, ihn im Testamente zum Erben einzusetzen, das Land sogleich in Besitz. Die Markgrafen konnten jetzt ihre Rechte als Oberlehnsherrn nicht mit Gewalt aus-

führen. Sie überfielen und tödteten ihn, als er eben zu Rogoszno die Fastnacht feierte; aber Pommerellen blieb demungeachtet in den Händen des Nachfolgers von Primislav.

Otto V., mit dem Beinamen der Lange, starb 1298, und wurde zu Lehnin begraben. Ihm folgten bald darauf seine beiden Brüder, Albrecht III., (1300), und Otto VI., der Kleine, (1303), und alle Länder der Ottonischen Linie fielen jetzt an Herrmann den Langen, Ottos V. einzigen Sohn.

Im Jahr 1302 wurden Otto IV. und Konrad in den Bann gethann, weil sie, wegen des durch ihre vielen Kriege entrissenen Geldmangels, von den Klöstern und Geistlichen die Bede (Abgaben) eingetrieben hatten. Sie achteten aber, als aufgeklärte Regenten, wenig darauf, zwangen die Geistlichen zur Verwaltung ihrer Pflichten, entsetzten die Widerspenstigen ihrer Aemter, und verwiesen sie des Landes. Der Pabst hob endlich den Bann von selbst auf.

Konrad starb 1304 zu Schwed und wurde zu Chorin begraben. Von seinen drei Söhnen trat der Aelteste, Otto, in den Orden der Tempelherrn, und starb 1308. Die jüngern, Johann IV. und Waldemar, regierten nach ihres Vaters Tode, mit ihrem Onkel, Otto IV., gemeinschaftlich.

Die Markgrafen Otto IV. und Herrmann der Lange kauften (1304) von dem Markgrafen Tiecemann von Thüringen für 6000 Mark Silbers (84000 Rthlr.) die Lausitz, und nannten sich zugleich Markgrafen

der Lausitz. — Wegen der Markgrafschaft Meißen, welcher sich der damalige Kaiser, Albrecht I., während innerlicher Zerrüttungen bemächtigt und an den böhmischen König, Wenzel II., für 40000 Mark verpfändet hatte, gerieth Otto IV. in einen Krieg. Denn da letzterer diesee Land an die brandenburgischen Markgrafen wieder für 50000 Mark verpfändete, so konnte er, als der Kaiser seine Schuld bezahlte, diese Summe nicht aufbringen, um sie einzulösen. Albrecht wollte sich daher mit gewafneter Hand seine Länder wieder zueignen, und erklärte die Markgrafen in die Reichsacht, die aber durch Wenzels Tod bald aufgehoben wurde. Sein Sohn, Wenzel III., verglich sich mit dem Kaiser und Otto, und Meißen wurde dem Kaiser wieder überlassen.

Bald nach hergestellter Ruhe ging Waldemars Bruder, Johann IV., mit Tode ab, und Otto IV. überlebte ihn ebenfalls nicht lange. Er starb 1308, ward zu Chorin begraben, und hinterließ von seiner Gemalin, Hedwig, einer holsteinischen Prinzessin, keine Erben. — Otto vereinigte nicht nur die Eigenschaften eines guten Regenten und eines braven Feldherrn in sich, sondern war auch Kenner und Beförderer der Künste und Wissenschaften, hatte geschickte Männer an seinem Hof, schätzte und belohnte ihre Verdienste und legte selbst in der Dichtkunst nicht unrühmliche Proben ab, welche bis auf unsre Zeiten gekommen sind.

In eben dem Jahre starb auch Herrmann der Lange, und hinterließ von seiner Gemalin, Anna, Kaiser Albrechts I. Tochter, einen einzigen Sohn, Johann V., den Erlauchten, den letzten Fürsten von der Ottonischen Linie, mit dessen Tode (1317) sie völlig ausstarb.

Da er bei dem Tode seines Vaters noch unmündig war, so übernahm sein Vetter

Waldemar 1304—1319

die Regierung. — Klein zwar war sein Körper, aber groß sein Geist, unerschütterlich sein Muth, ohne Grenzen sein Ehrgeiz, prachtliebend seine Seele, und listig genug, jede Gelegenheit zur Erreichung seiner Absichten zu benutzen. Er erhob die Mark auf einen so hohen Gipfel der Macht, als sie unter der Herrschaft des anhaltischen Hauses noch nie gehabt hatte.

Er gerieth gleich mit den Polen wegen Pommerellen in einen Krieg. Die Herzoge dieses Landes waren schon seit 1294 ausgestorben. Die brandenburgischen Markgrafen hatten aber ihr Lehnsrecht noch nicht ausüben können, und es war daher in die Hände mehrerer Usurpators gerathen. Waldemar versuchte es jetzt, sein Lehnsrecht gegen den König von Polen, Wladislav Loktek (der Ellenlange), der sich im Besitz dieses Landes gesetzt hatte, gültig zu machen. Letzterer rief die deutschen Ordensritter aus Preussen zu Hülfe. Diese vertrieben zwar die Brandenburger, warfen sich aber selbst zu Herrn dieser Gegend auf, und hatten nichts geringeres im Sinne, als die Markgrafen aus ganz Pommerellen zu verdrängen. Waldemar verglich sich daher (1310) mit ihnen, überließ ihnen für 10000 Mark (140000 Rthlr.) Pommerellen und behielt blos Launenburg, Bütow, Stolpe und Schlawe. — Weil die Stadt Rostock, in welcher seine Vermählung mit Johanns des Durchlauchtigen Schwester, Agnes, feierlich vollzogen werden sollte, vor ihm und dem König Erik VI. von Dännemark die Thore

zuschloß, so half Waldemar die Stadt erobern und bekam 7000 Mark Silbers (98000 Rthlr.) von derselben. — Im Jahre 1312 brach er in Sachsen ein, überfiel den Markgrafen von Meißen, Friedrich mit der gebissenenen Wange, schlug seine Truppen und nahm ihn selbst gefangen. Friedrich mußte allen Ansprüchen auf die Lausitz und Landsberg entsagen, und die Städte Dresden, Meißen, Großenhain und Torgau an Brandenburg abtreten.

Der ausgebreitete Ruhm unsers Markgrafen erregte jedoch bald die Eifersucht und den Neid der benachbarten Fürsten, welches ein fürchterliches Bündniß gegen ihn erzeugte, wovon nur die neueste Geschichte ein ähnliches Beispiel aufstellt. Die Veranlassung dazu war folgende. Stralsund, die Hauptstadt des ehemaligen schwedischen Pommern, ward 1209 von dem rügischen Fürsten, Jaromar I., als eine Grenzfestung gegen die Pommern angelegt, und schwung sich theils durch Industrie und Handel, theils durch die von den nachherigen rügischen Fürsten erhaltenen Privilegien und Vorrechte so mächtig empor, daß sie beinahe einen freien Staat bildete. Jetzt wollte Witzlav IV., ihr damaliger Fürst, jene Rechte ihr rauben. Die bedrängte Stadt flehte den mächtigen Waldemar um Schutz an, der auch, in Verbindung mit dem pommerschen Herzoge, Wratislav V., mehrere rügische Städte eroberte, und dadurch einen Vergleich (1314) bewirkte, in welchem Witzlav die alten Rechte der Stadt von neuem bestätigte, und die verlornen Oerter wieder erhielt.

Allein der bundbrüchige Fürst beunruhigte bald die Stadt von neuem und suchte, da sich Waldemar ihrer

abermals annahm, bei Erich IV., König von Dännemark, seinem Lehnsherrn, Schutz, schloß (im Jahre 1315) mit den Königen von Dännemark, Norwegen, Schweden, Polen, Ungarn, dem Grosfürsten von Rußland, den Herzögen von Mecklenburg, Sachsen, Lauenburg und Braunschweig, dem Markgrafen von Meißen, dem Fürst von Rügen und noch anderen deutschen Fürsten und Grafen, einen festen Bund, um mit vereinigten Kräften unsern Waldemar gänzlich zu vernichten. Hierzu gesellten sich noch verschiedene misvergnügte Edelleute, deren Gewerbe im Raube bestand, und deren Uebermuth der gerechte Fürst im Zaum hielt.

Nur von einem einzigen Bundesgenossen, dem pommerschen Herzoge Wratislav, unterstützt, erschien Waldemar zuerst im Felde. Er griff die Mecklenburger als seine nächsten Feinde an, eroberte das feste Schloß Fürstenberg, und lieferte den Verbündeten ein Treffen, dessen Ausgang unentschieden blieb; hierauf schickte er einen Theil seiner Truppen Stralsund zu Hülfe, das von allen Seiten belagert wurde. Mit diesen vereinigt, wagten die muthigen Bürger der Stadt einen Ausfall, schlugen den Feind und bekamen den Herzog von Sachsen-Lauenburg, Erich, nebst vielen seiner Edelleuten gefangen, der sich mit 16000 Mark Silbers von Waldemar auslösen mußte. Um zu verhindern, daß Waldemar nicht in eigener Person Stralsund zu Hülfe eilen möchte, fielen die Mecklenburger in die Mark ein, und richteten daselbst die grausamsten Verwüstungen an. Waldemar eilte blos mit 500 Reutern, ohne die Ankunft seines Fußvolkes abzuwarten, seinen bedrängten Unterthanen zu Hülfe, stieß bei Gransee auf den Feind, und lieferte

ihm unverzüglich eine Schlacht. Beide Partheien stritten mit gleicher Hartnäckigkeit. Waldemar that Wunder der Tapferkeit, war überall, wo Tod und Verderben drohte, an der Spitze, und kam selbst in Gefahr gefangen oder erschlagen zu werden. Sein Pferd ward unter ihm erstochen, zwei Mecklenburger bemächtigten sich seiner, und frohlockten schon über die schöne Beute, als der Graf Burchard von Mansfeld herbei eilte und ihn befreite, darüber aber selbst in die Gefangenschaft gerieth. Waldemar kämpfte noch immer herzhaft, mußte aber endlich der Uebermacht weichen. Doch hatte er nicht nur den großen Vortheil, daß sich die Feinde, die ihre besten Truppen verloren hatten, bis vor Stralsund zurückzogen und die Mark von allen Sorgen eines Einfalls befreiten, sondern überdies noch das Glück, den Grafen Johann von Holstein als Gefangenen vom Schlachtfelde zu führen. — Waldemars gänzlicher Untergang schien nach diesem Verluste unvermeidlich, als ein unerwartetes Ereigniß ihn auf einmal rettete. Waldemars mächtigster Feind, Erich VI., lebte mit seinem Bruder, Herzog Christoph, in der größten Uneinigkeit, welcher sich der dänischen Krone zu bemächtigen suchte und deshalb an die Brandenburger anschloß. Dies bewog den letztern, seine Bundesgenossen zu verlassen, unter denen überhaupt ein verschiedenes Interesse, Neid, Eifersucht und Mißtrauen eine gewisse Unthätigkeit und Kälte hervor brachten. Kurz, sie wünschten alle den Frieden, der auch zu Templin (1316) zu Stande kam. Ein jeder behielt seine Länder, und Stralsund ihre Rechte und Freiheiten. — Bald darauf wurde auch die Fehde mit Magdeburg und (1317) die mit Meißen beigelegt. Waldemar gab alle Eroberungen an Friedrich

zurück, und dieser entsagte dafür allen Ansprüchen auf die Lausitz. —

So war denn die Ruhe in Brandenburg auf allen Seiten wieder hergestellt; aber nur auf eine kurze Zeit. Johann V., mit dem Zunamen der Erlauchte, der letzte Zweig des Ottonischen Hauses, starb unvermuthet, und, wie einige wollen, am beigebrachten Gift (1317), ohne Erben, und seine Erbgüter fielen nun an die Johannische Linie zurück. Doch auch diese war dem Verlöschen schon nahe. Denn Heinrich II. ohne Land starb ebenfalls um diese Zeit, und hinterließ nur einen einzigen unmündigen Sohn, Heinrich III., der jetzt der einzige Stammhalter war, da Waldemars Ehe kinderlos blieb. Waldemar endete sein Leben 1319 und wurde zu Chorin begraben.

Heinrich III. 1319—1320

war also jetzt der einzige Besitzer des ganzen weitläuftigen Staates. Er wurde zwar unter der Vormundschaft des pommerschen Herzogs, Wratislav V., und des sächsischen Herzogs, Rudolph I., als Markgraf anerkannt und im folgenden Jahre vom Kaiser Ludwig für mündig erklärt; aber seine Regierung war nur kurz. Er starb schon 1320 und beschloß die Reihe seiner guten Vorfahren, der anhaltischen Fürsten in Brandenburg, welche dieses Land durch eine, 163 Jahr lange, weise Regierung beglückt hatten.

Zweiter Zeitraum bis Churf. Fried. Wilh. d. Gr.

Landesbestand und Verfassung unter der Regierung der ascanischen Fürsten.

Der brandenburgische Staat war beim Aussterben des anhaltischen Hauses unstreitig einer der größesten in Deutschland. Er besaß, außer den fünf Marken, die Altmark, Priegnitz, Ukermark, Mittelmark und Neumark, zu denen damals noch ein Stück von Magdeburg, Braunschweig, Anhalt, Mecklenburg und Pommern gehörte, auch die ganze Lausitz, das Herzogthum Sagan und Krossen, das Fürstenthum Wenden in Hinterpommern, die Lehnsherrschaft über Vorpommern, die Schirmvoigtei Quedlinburg, die Mark Landsberg und Pfalz Sachsen.

Bei diesem bedeutenden Umfang von Ländern, welche die Markgrafen besaßen, war ihre Regierungsgewalt in Pommern sehr beschränkt; sie hingen von der Willkühr ihrer Unterthanen, besonders der Edelleute, ab, und zwar vorzüglich in Kriegsdiensten, im Oefnungsrechte, in den Abgaben. — Von allen lag der Grund in der Lehnsverfassung. Die Regenten verschenkten nemlich einen Theil ihrer Güter an verdienstvolle Männer, die davon die Einkünfte zogen, und nach deren Tode diese Güter wieder an sie zurückfielen. Solche Güter wurden Lehne genannt, und derjenige, welcher sie benutzte, hieß Lehnsträger. Er hatte die Pflicht auf sich, seinem Fürsten, Lehnsherrn, so oft dieser es verlangte, in den Krieg zu folgen, oder ihn auch bei Ehrenzügen gerüstet und gewafnet zu begleiten. Die übri-

gen Landes-Eigenthümer, welche freie Güter besaßen, trugen ihre freien Erbgüter (Allodialgüter) ihrem Fürsten oder andern mächtigen Herrn zu Lehngütern auf, erklärten sich für ihre Lehnsleute, schwuren ihnen den Eid der Treue, und erhielten von denselben Schutz, Ehre oder andre Vortheile, und machten sich dadurch zu Kriegsdiensten verbindlich.

Dieses Lehnssystem erzeugte aber nach und nach eine Menge trauriger Folgen, für den Oberherrn sowohl, als für die gemeinen Einwohner. Die Ritter oder Lehnsleute entzogen sich dem Gehorsam ihrer Lehnsherrn, der Fürsten, und folgten ihnen nur in den Krieg, wenn es ihnen beliebte. Der Regent, der weiter keine Soldaten, als eben diese Lehnsleute hatte, konnte sie nicht zwingen, weil es ihm an den Mitteln fehlte, und hing so von der Treue der Güterbesitzer und Edelleute ab. Kein Gesetz, das dem Adel mißfiel, keine Ordnung, die ihm zuwider war, konnte eingeführt werden. Sie hatten wieder ihre Unterlehnsleute, die ihnen als Soldaten dienten; mit diesen führten sie selbst Kriege, schwärmten im Lande herum, raubten, mordeten, stahlen. Der Fürst mußte daher alle Mittel aufbieten, die Zuneigung seiner Lehnsleute zu erhalten.

Das Oefnungsrecht beschränkte den Fürsten auf eine andere Art. Keine Stadt, kein Schloß, keine Burg öfnete ihm und seinem Gefolge das Thor, wenn es nicht durch besondere Verträge bestimmt war. Wollte er durch eine Stadt mit seinem Kriegsheere, und wäre es noch klein gewesen, durchziehen; wollte er nach einer verlornen Schlacht oder in andern dringenden Fällen in ein Schloß flüchten: so konnten ihm die Bürger und Guts-

besitzer den Eingang verweigern, hatten nicht nöthig, ihm die Thore zu öfnen, wenn nicht vorherige Verabredungen und Beschlüsse dem Landesherrn das Oefnungsrecht versichert hatten. — Dieses Recht machten die Berliner noch dem Churfürsten Friedrich II. im Jahr 1440 streitig; er maßte es sich aber mit Gewalt an und drang mit 600 Reutern zum Spandauer Thore herein.

Bei den Abgaben befand sich eine andere, noch wichtigere Einschränkung. Anfänglich trugen die Unterthanen, außer den Kriegsdiensten und freiwilligen Geschenken, keine sonstigen Lasten. Nach und nach entstanden daraus gewisse festgesetzte Abgaben. Erheischten Kriege oder andere allgemeine Unglücksfälle neue Beiträge, so bedurfte es immer erst der Einwilligung der Stände, welche aus der Geistlichkeit, dem Adel und den Bürgern bestanden. Sämtliche Abgaben wurden Beden genannt, entweder weil der Landesherr darum bitten mußte, oder von dem niederdeutschen Worte beeden, welches eintreiben, einfordern bedeutet. Unter den ascanischen Fürsten waren folgende fünf Steuern festgesetzt: 1) die allgemeine Landbede, welche die Dorfbewohner von den Hufen erlegten; 2) die Orbede, welche die Städter ebenfalls von den Hufen, Gärten und Wiesen entrichteten; 3) die Lehnbede, welche adeliche und bürgerliche Lehnsbesitzer von den Lehngütern zahlten; 4) der Schoß (census), seit 1281 von den Markgrafen Otto IV., Johann II. und Konrad eingeführt, eine neue Auflage auf die Hufen, welche außer der Landbede noch gegeben werden mußte; und 5) der Grund- und Pfund-Schoß. Der letztere bestand in einer Vermögensteuer der Bürger. Auch der Adel war von diesen Abgaben nicht frei, und erschlich sich erst, nebst der Geist-

lichkeit, unter dem Gewirre der baierschen Regenten eine völlige Steuerfreiheit. Andere Quellen der landesherrlichen Einkünfte waren die Zölle, Mühlen, Forsten, Juden, Gerichte und Münzstäte.

Die ältesten Münzen, die in der Mark geprägt wurden, hießen Brakteaten, Blech- oder Hohl-Pfennige, bestanden aus feinem, dünn geschlagenem Silber, wovon ohngefähr 16 ein Loth wogen, auf welchen mit einem unförmigen Stempel das Bild des Fürsten, mit und ohne Namen, stehend oder reitend, doch nur auf einer Seite, eingeprägt war, wodurch sie eingebogen und hohl wurden. Weil diese Münzen aber leicht zerbrachen, so schlug man im zwölften Jahrhundert dickere, aber kleinere Stücken, und nannte sie Pfennige oder Denarien (denarios). Die Pfennige wurden nach Pfunden (talentis) berechnet. Ein Talent hatte mit einer Mark Silbers gleichen Werth. Die Schillinge (solidi) hielten zwölf Pfennige; und 20 bis 25 Schillinge rechnete man im 13ten Jahrhundert auf ein Pfund Pfennige oder auf eine Mark Silbers. Da nun jetzt die Mark Silbers gewöhnlich zu vierzehn Thaler ausgeprägt wird, so würde ein damaliger Schilling nach unserm Gelde etwas über 16 Groschen, 9 Pfennige gelten, und ungefähr unserm Gulden gleich kommen; ein Pfennig aber mehr als ein Groschen und vier Pfennige werth seyn. Endlich gehören noch die Okkelpfennige oder Finkenaugen (vincones) hierher, wovon 36 einen Schilling oder Gulden ausmachten. Sie waren dünner, eingebogen und klein. Auf einer Seite befanden sich eingeprägte runde Figuren, die man mit einem Finkenauge verglich, woher auch ihr Name rührt. —

Das Geld war damals noch so selten und in so hohem Werthe, daß man oft mit Korn bezahlte.

Die Mark war in Münzsyser oder in besondere Distrikte abgetheilt, von denen ein jeder eine Münzstadt hatte, die für den ganzen Münzkreis Geld prägte. Dergleichen Münzstädte waren Berlin, Brandenburg, Prenzlow, Königsberg, Kyritz, Stendal, Salzwedel, Beeskow und Swet oder Schwedt. Das ausgeprägte Geld enthielt anfangs gar keinen Zusatz von schlechten Metallen, sondern reines, unvermischtes Silber; weil aber der Landesherr dabei doch noch die Kosten des Ausprägens zu bestreiten hatte, so war die sonderbare Einrichtung getroffen worden, daß die Münzen nur ein einziges Jahr galten. Acht Tage vor Jakobi — den 25sten Juli — wurden alle Geldsorten für ungültig erklärt, und die Unterthanen angewiesen, sie in die Münzstädte abzuliefern, wofür sie dann neues, dem Gehalte nach gleich wichtiges Geld, jedoch in kleinern Summen erhielten. Wer z. B. 14 alte Pfennige einhändigte, bekam nur zwölf neue zurück, welches in der Folge immer höher stieg. Endlich erfanden die Fürsten ein Mittel, wodurch sie für ihre Kosten schadlos gehalten wurden und dadurch die unaufhörlichen Münzveränderungen überflüssig machten: sie vermischten das Geld mit schlechterm Erz.

Beinahe jede Stadt hatte ihre eigenen Gesetze, Gewohnheiten und Statuten, und eben diese Verschiedenheit der Gesetze erschwerte die Justizverwaltung außerordentlich. Nach und nach wurde die Mark in Voigteien (advocatias) getheilt und jedem dieser Distrikte ein Voigt (advocatus) vorgesetzt, der nicht nur über die Rechtspflege, sondern auch über die ander-

weiten landesherrlichen Vorrechte wachte. So waren in der Altmark zwei Hauptvogteien: zu Tangermünde und Salzwedel. Die Magistrate in den Städten beschäftigten sich entweder blos mit der Polizei, und hatten alsdann Vögte neben sich, welche die Gerichtsbarkeit im Namen der Markgrafen besorgten, oder sie entschieden in Polizei- und Justiz-Sachen zugleich. — Von den Vögten waren noch die Burggrafen oder Oberrichter verschieden, welche die hohe Gerichtsbarkeit ausübten. — Ueber ganze Provinzen waren Landvögte oder Landeshauptleute (capitanei) gesetzt. —

Nachdem die Burggrafen sich durch ihren Stolz, Uebermuth und Tirannei so verhaßt gemacht hatten, daß sie von den Landesherrn, auf Bitte der Bürger, abgesetzt worden waren, so wurden ganze Gerichtskollegia eingesetzt, unter denen die Hofgerichte und Schöppenstühle die vornehmsten sind. Das oberste Hofgericht war zu Tangermünde, und der erste Schöppenstuhl zu Brandenburg. An die Schöppenstühle konnte man sich nur zur letzten Entscheidung wenden, und von dem, was hier beschlossen war, fand keine Appellation statt. In den Wischen hatten die Unterthanen ihre eigenen Gerichte, welche Botding (ein gebotenes, festgesetztes Gericht) und Lodding (Volksgericht) hießen, und zu Seehausen, Werben und Havelberg jährlich im Frühjahre und Herbste unter freiem Himmel gehalten wurden. — Jeder Angeklagte wurde von Ebenbürtigen, das heißt, von Leuten seines Standes gerichtet; der Bauer von Bauern, der Bürger von Bürgern, und der Edelmann von Edelleuten, welche drei Klassen zu den genannten Gerichten gezogen wurden.

Die Handwerker und Künstler, welche bis ins zehnte und eilfte Jahrhundert in der tiefsten Verachtung gestanden hatten, wurden jetzt für freie, ehrliche Bürger erkannt, da vorher kein freier Mann Künste trieb. Um ihre Rechte zu sichern und auszudehnen, errichteten sie Gesellschaften, unter dem Namen Zünfte, Gilden, Innungen, die von Vorstehern wie kleine Staaten regiert und von den ascanischen Markgrafen aufs nachdrücklichste unterstützt wurden.

Der Ackerbau wurde mit einem so glücklichen Erfolge getrieben, daß man Getreide im Ueberfluß hatte, selbiges äußerst wohlfeil verkaufen und ins Ausland führen konnte. Man dachte über den vortheilhaftesten Gebrauch des überflüssigen Getreides nach, legte sich mit Eifer auf das Bierbrauen, und verbesserte dieses nützliche Gewerbe nach und nach so sehr, daß die Bernauer, Spandauer, Frankfurter und andere märkische Biere berühmt, von Ausländern gesucht und sogar Gegenstände der Dichtkunst wurden. Die Brauerei gedieh um so mehr, da die Markgrafen Hopfengärten anlegten, und sie alsdann den Bürgern zur fernern Kultur überließen.

Das Farbekraut Waid, aus welchem man eine schöne dunkelblaue Farbe bereitete, wurde in allen Theilen der Mark mit der größten Sorgfalt angebaut, und theils in den einländischen Tuchfärbereien gebraucht, theils in die Niederlande geführt. Es erhielt sich bis ins sechszehnte Jahrhundert in seinem Werthe, wo es von dem ostindischen Indigo verdrängt wurde.

Auch der Flachsbau war schon ein Gegenstand der damaligen Industrie, und die Gutsbesitzer machten

es ihren Unterthanen zur Pflicht, jährlich gesponnenes Garn und Leinewand zu liefern. Und so war auch dieses Produkt ein beträchtlicher Handlungs-Artikel, und wurde mit vielem Gewinn ins Ausland geführt. Der Weinbau wurde mit nicht weniger Glück betrieben. Auf Veranstaltung der Markgrafen wurden eine Menge Weinstöcke vom Rhein geholt, in unser Vaterland verpflanzt, bei mehreren Städten und Dörfern (Stendal, Brandenburg, Oderberg und Krossen) Weinberge angelegt, und sodann den Mönchen zur Pflege und Veredlung übergeben. Und sie erwarben sich auch nicht wenige Verdienste darum. Die Mönche des Klosters Lehnin waren so gute Winzer, daß sie Wein von vorzüglicher Güte bauten, den sie, so wie andere Klöster, verhandelten.

Ein großer Handelszweig für die Mark war ferner der Heringsverkauf. Diese Fische, welche bekanntlich ihre Züge verändern, wurden im 12ten und 13ten Jahrhunderte zum Ueberfluß an den pommerschen Küsten gefangen. Ein ganzer Wagen voll frischer Heringe wurde oft für einen Pfennig verkauft. Man pflegte auch ihr Fett auszukochen und es statt des Wallfischthrans zu gebrauchen. Unter der auf die Viehzucht verwendeten Sorgfalt, war besonders die Schaafzucht ersprießlich, deren gewonnene Wolle in den einländischen Manufakturen zu allerlei Zeuchen und Tüchern verarbeitet wurde, in den Färbereien eine mannigfaltige Farbe erhielt, und viele tausend nützliche Hände beschäftigte. Gröbere Tücher verstanden schon die Wenden zu verfertigen; aber die Zubereitung der feinern verdankte man dem Kunstfleiß der eingewanderten Niederländer. Wie beträchtlich die Wollmanufakturen gewesen, kann man dar-

aus schließen, daß in der Stadt Stendal allein dreihundert Tuchmacher lebten. Auch waren schon vereidete Schaumeister angesetzt, welche darauf sehen mußten, ob die verarbeiteten Tücher die gehörige Güte, Breite und Länge hatten.

Wegen des ansehnlichen Schadens, welchen den Kaufleuten die damaligen häufigen Land- und Seeräubereien zufügten, verbanden sich im 13ten Jahrhundert (1241) mehrere Städte, worunter Hamburg und Lübeck die vornehmsten waren, zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung, und errichteten, unter dem Namen des hanseatischen *) Bundes, einen Verein. Die brandenburgischen Städte Salzwedel, Stendal, Seehausen, Gardelegen, Osterburg, Werben, Brandenburg, Berlin und Frankfurt traten ebenfalls diesem Bündniß bei, und konnten auf diese Art ihre Waaren, welche in Tüchern, wollenen Waaren und Leinewand, rohem Garne, Wolle, Wollengarn, Wein, Bier, Hopfen, Heringen, Holz,

---

*) Hansa bedeutete in der damaligen Sprache soviel als: Bündniß. — Dieser wichtige Bund, der blos durch betriebsame Bürger, ohne alle fürstliche Unterstützung, in den unruhigsten Zeiten entstand, mächtige Flotten ausrüstete, ansehnliche Fürsten in Schutz nahm, mächtige Könige besiegte (er eroberte z. B mit einer Flotte von 100 Schiffen Lissabon und nöthigte England mit 10000 Pfund Sterling den Frieden zu erkaufen), seine Handlung in der ganzen Welt verbreitete, und gleichsam alle Schätze der Erde nach Deutschland brachte, erhielt sich gegen drei Jahrhunderte. Er zählte nach und nach bis auf 85 Städte.

Pech, Theer, Getreide, Häute, Fleisch, Honig und Wachs bestanden, bis an das Gestade der Ost- und Nord-See bringen, wodurch der Handel in der Mark immer mehr an Flor gewann.

So sehr die Brandenburger auch in dieser Periode ihren Boden zu kultiviren und ihr Gewerbe zu vervollkommen suchten, so blieben sie doch in Rücksicht ihrer Geistesbildung noch weit zurück. Der junge Edelmann lernte nur Leibesübungen und was ihn zum Kriege bilden konnte; der junge Bauer gar nichts; während die Lehnsverfassung ihren höchsten Glanz erreichte, gab es noch keinen völlig bestimmten Bürgerstand; die Städte begannen erst zu werden und schönere Künste des Friedens konnten nur an den Höfen der Fürsten, oder in den Klöstern der Geistlichkeit wohnen.

Otto und Johan I. schenkten 1250 dem Dominikanerkloster zu Seehausen 100 Mark Silbers zur Anlegung einer Bibliothek; aber sie wurde sehr wenig benutzt, weil die Mönche größtentheils rohe Menschen waren und kaum lesen konnten. Der Unterricht in den Mönchsklöstern bestand in einem barbarischen Latein, im Lesen der Legenden von Heiligen, wodurch kein Funke des menschlichen Verstandes belebt werden konnte.

Mit glücklicherem Erfolge wirkte Otto mit dem Pfeil, der vorzüglich für die Geistesbildung seiner Unterthanen besorgt war. Sein Hof war der Sammelplatz gebildeter Männer aller Art. Unter ihnen fand man Dichter, Astrologen, Mathematiker und Kriegsbauverständige. Sein Astrologe verkündete im Jahre 1290 eine Sonnenfinsterniß, und zog sich durch den nachher-

gen Erfolg seiner Aussage einen ausgebreiteten Ruhm zu. Ein Edelmann, Gerhard, dessen Geschlechtsname unbekannt ist, erfand mehrere vortheilhafte Kriegswerkzeuge und Kriegsmaschinen, durch deren Hülfe Otto viele Städte und Festungen erobert haben soll.

Dichtkunst war immer der erste Schritt zur Ausbildung einer Nation, und so wie die Regenten bei Verwaltung ihrer Staatsgeschäfte das Bedürfniß der Landessprache fühlten, und Hofessitte und Rittergeist eine hohe Verehrung des weiblichen Geschlechts einführten, so nahm die vaterländische Dichtkunst den Schwung zur galanten und scherzenden Art. Liebeslieder gehörten damals so nothwendig zum Glanz der Höfe, wie Turniere und Ritterspiele, und mehrere Fürsten und Herrn wurden selbst Dichter oder Minnesänger, unter welchen unser Otto einen ehrenvollen Platz behauptet *).

---

*) Wir haben eine sehr schätzbare Sammlung von diesen Gedichten, welche von ihrem ehemaligen Veranstalter die Manesische genannt wird. Sie begreift 140 Dichter, welche vom Jahre 1170 bis 1330 lebten; in derselben befinden sich 7 Gedichte von Otto, oder wie er dort Th. I. Seite 1. heißt, Margrave Otte von Brandenburg mit dem Pfile. Zur Probe will ich hier Eins davon, auf die Ankunft des Monats Mai, mittheilen:

Uns kummt (kommt, kehrt) aber (abermals) ein lichter
(lichter, heller) Meie,
Der machet manig (manches) Herze freuet (frob);
Er bringet Bluomen mancherleye;
Wer gesach (sahe) — — — — je süßer Bluot (Blüthe)?

Die Lehren der Kirche, die man damals christliche Religion nannte, gingen von den Mönchen aus, und wurden unter dem Volk verbreitet. Die elenden Produkte von der Gelehrsamkeit dieser Menschen setzen ihren Mangel an Geisteskräften und Kenntnissen außer allem Zweifel, und doch waren sie im Stande, mit der arglistigsten Klugheit ein Lehrsystem zu erfinden, das den freien Gebrauch des Verstandes von allen Seiten umstrickte, die Einfalt des Menschen wechselsig mit Furcht schreckte und mit Hofnung schmeichelte, seine Sinnlichkeit durch Pracht ergötzte und ihm durch feierliches Wesen in ihrer Kleidung, und bei ihrer Amtsverwaltung Ehrfurcht einflößte und ihn zu den blinden Glauben führte, sie seyen Abgeordnete des Himmels, die mit der Gottheit in einer nähern Verbindung stünden. Die schwere Mühe, das Herz zu bessern, die Gewalt der stürmischen Leidenschaften zu besiegen, war dem damaligen Christen erlassen; dagegen waren ihm Besserungen auferlegt, die er desto williger übernahm, da sie ihm ein Hülfsmittel darboten, bei der Wiederholung der nemlichen Handlung die Gottheit eben so schnell und eben so gewiß zu versöhnen, als das erstemal, wobei es nur darauf ankam, entweder die Sünde durch eine bestimmte Anzahl Peitschenschläge Gott abzukaufen, oder den lossprechenden Mönch mit reichen Geschenken zu befriedigen. Amulette, Segensprüche und Weihwasser, Geschenke an Kirchen und Klöster und Kasteiungen heilten den Kranken an Leib und Seele, beruhigten oder unterdrückten vielmehr den

---

Vogelein Döne (der Vögel Töne) sint manigvalt.
Wol gelaubet (belaubet), tat der Walt
Des wirt vil trurig (trauriges) Herze balt (muthvoll).

Schlangenbis der Reue über begangene Bubenstücke; die Fürbitte der durch Opfer leicht zu gewinnenden Heiligen, der Unter- oder Neben-Götter, der Mutter Gottes, bestach den ernsten, strengen, männlichen Gott, und verschafte dem Bösewicht Erlassung seiner Strafe, und er konnte am Tage des Gerichts vor dem ewigen Richter erscheinen und sagen: Gieb mir, o Herr, denn ich habe dir gegeben! So tief war die Religion des großen Stifters gesunken, Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Menschenliebe, Wohlthätigkeit und Gehorsam gegen die Pflichten, welche mit der Vernunft übereinstimmen, waren aus ihrem schönen Bilde verschwunden, und pünktliche Beobachtungen äußerlicher Ceremonien, grober Aberglaube, Bereicherungen der Geistlichen und Büßungen des Körpers waren zur Schande der Menschheit an ihre Stelle getreten. Die niedrige Geistlichkeit lebte in der größten Unwissenheit und Unthätigkeit, zog Essen, Trinken und jedes andere sinnliche Vergnügen dem Studiren vor, und strengte uur dann die Geisteskräfte an, wenn es darauf ankam, neue Wunder zu erfinden. Ihre Lebensart war äußerst unsittlich und anstößig. Sie übernahmen sogar bei Saufgelagen für eine Kanne Bier oft das Amt eines Bierfiedlers und spielten den Bauern zum Tanze auf. Und dennoch konnte man dergleichen Männer, selbst bei überwiesenen Verbrechen, ihres Amts nicht entsetzen, weil die Bischöfe sie gemeiniglich in Schutz nahmen *)! — So sehr sich auch die anhalt-brande-

---

*) So wurde z. B. in der Grafschaft Ruppin der Priester Jacob Schildike (1397) überführt, eine Räuberbande thätig unterstützt, selbst an einem Kirchenraube Theil genommen zu haben, und deshalb zum Tode verurtheilt.

burgischen Regenten über die Vorurtheile ihrer Zeitgenossen erhoben und wohl einsahen, daß die Herrschsucht der Klerisei von dem allgemeinen Landesinteresse getrennt war, so übergaben sie dennoch aus frommen Eifer ihrer Geistlichkeit einen beträchtlichen Theil der Mark zum Eigenthum. Außer den drei Bisthümern: Brandenburg, Havelberg und Lebus, entstanden nach und nach an achtzig Klöster, von welchen das einzige Kloster Diesdorf einige vierzig Dörfer, und überdies noch Mühlen, Seen, Wälder und andere Einnahmen hatte *).

Unter allen ascanischen Markgrafen ward Otto III. am meisten von der Geistlichkeit misleitet, und erhielt,

---

Darüber ergrimmten indeß der Pabst und die Bischöfe dermaßen, daß sie nicht bloß den frevelhaften Richter, sondern auch den Grafen und alle seine Unterthanen so lange mit dem Interdict (Untersagung des Gottesdienstes, des Glöckengeläutes und aller kirchlichen Gebräuche) belegten, bis die Beängsteten mit vielen Bitten und Kosten sich daraus erlöseten. — Eben so wenig wagte es der berlinische Magistrat, den wriezischen Priester Niclas Hundewerper zu bestrafen, der an der Spitze einer Mordbrennergesellschaft stand, die Berlin, Kölln und Brandenburg in einen Aschenhaufen verwandeln wollte, um in der allgemeinen Verwirrung desto sicherer rauben zu können (1385). Der geistliche Mordbrenner wurde vielmehr dem Bischof von Brandenburg überliefert, der ihn unschuldig und Berlin so schuldig fand, daß er seine Einwohner dreizehn Jahre lang im Banne schmachten ließ.

*) Die meisten waren von dem nicht ganz unnützen Cisterzienserorden, dessen Ordensregel Arbeit zur Pflicht macht.

Judenverordnung vom Jahre 1297, ist die erste in ihrer Art, und enthält schon die weisen, menschenfreundlichen Grundsätze, auf welche man jetzt zurückgekommen ist. Wir finden in den Urkunden der Geschichte der damaligen Zeit die Juden als wohlhabende, ansässige Einwohner der Mark beschrieben. In Stendal konnte seit 1292 ein jeder aus dieser Nation das Bürgerrecht erwerben; nur mußte er zehn Mark Silber im Vermögen haben und jährlich ein bestimmtes Schutzgeld zahlen. So war es auch in Prenzlau, wo 1319 die Juden Bürger werden und eigene Häuser kaufen oder erbauen durften. So in Salzwedel, wo sie eine ganze Vorstadt, das Judendorf oder der Perwer genannt, inne hatten. So in Brandenburg, wo schon im Anfange des 14ten Jahrhunderts eine Synagoge erwähnt wird. Otto's Verordnung befahl, die Juden ganz wie Bürger in völliger Gleichheit der andern Einwohner zu behandeln, mit allen Rechten, wobei die Magistrate sie schützen sollten, mit allen Pflichten, so daß sie bei dem Zusammenschießen der Bürgerschaft zu den landesherrlichen Abgaben mit beisteuerten. Oft beschuldigte sonst der blutdürstige Aberglaube, Heiligthümer geschändet, Krucifixe durchstochen, Kinder heimlich beschnitten, Christenblut zum Passafest gebraucht, Brunnen vergiftet zu haben, und die Verfolgung erhob sich gegen die ganze Nation mit allen Greueln der fanatischen Wuth. Brauchten die Mönche ein neues Wunderwerk, um ihre Einkünfte zu vergrößern und den menschlichen Verstand zu bethören, so webten sie in ihre abgeschmackte Erdichtung immer einen kirchenräuberischen Juden ein. Die Wallfahrten zu dem Wunderblute in Beelitz gründeten sich auf ein solches Märchen einer entwandten Hostie; wo Christen sich Ablaß für ihre Sündenschuld holen sollten,

mußten andre Menschen erst unschuldig verbrannt werden; der Berg vor dem Thore behielt von der grausamen Exekution, die vom Jahre 1243, den Namen des Judenberges. Als aber 1287 Priester und Bischöfe erzählten, es habe in der Priegnitz wiederum ein Jude eine geraubte Hostie auf dem Felde vergraben, so gestattete die aufgeklärte Regierung keine Juden-Verfolgung; die Geistlichen ließen indeß eine Kapelle über dem Ort, zwischen dem Galgen und dem Rade, bauen, woraus nachher das reiche Stift zum heiligen Grabe entstanden ist.

Markgrafen von Brandenburg aus dem baierschen Hause.

Von 1324-1373.

Kaum war der letzte ascanische Markgraf, Heinrich III., verstorben, als mehrere benachbarte Fürsten ihre schon vorher gemachten Ansprüche auf die ganze Mark, oder auf einzelne Theile derselben ausführten. Unter ihnen schien Herzog Rudolph I. von Sachsen-Wittenberg das gegründeteste Recht zu haben, indem er in gerader Linie von Bernhard I., dem jüngsten Sohne Albrechts des Bären, abstammte. Da er indessen die Mitbelehnung nicht erhalten hatte, welche nach dem damaligen Herkommen zur Erbfolge unumgänglich nothwendig war, so hatte er hierzu auch kein Recht, und konnte seine Ansprüche, unerachtet er viele Städte in der Mittel- und Alt-Mark an sich riß, nicht durchsetzen.

Agnes, Waldemars Wittwe, erhielt den größten Theil der Altmark zum Wittwenthum, welches sie auch

dann noch als Leibgedinge behielt, als sie sich zum zweitenmale, und zwar mit dem Herzog Otto von Braunschweig, vermählte.

Die Markgrafschaft Landsberg und die Pfalz Sachsen bekam die Wittwe Heinrichs II. als Wittwenthum, und stattete nachher widerrechtlich ihre Tochter, Sophia, an den Herzog von Braunschweig, Magnus, damit aus. Dieser verkaufte (1347) die Mark Landsberg an den Markgrafen Friedrich von Meißen, und so wurde dieser schöne Strich Landes auf immer von der Mark Brandenburg abgerissen.

Der Herzog von Mecklenburg, Heinrich IV., eroberte die Priegnitz, und die Städte Prenzlow und Pasewalk in der Ukermark, wurde aber von den pommerschen Herzögen, Wratislav V. und Otto I., denen die Wiedervereinigung der Ukermark mit ihren Landen zu sehr am Herzen lag, wieder vertrieben. Auch bemächtigten sie sich desjenigen Stücks von Pommerellen, was Waldemar ehedem an sich gebracht hatte.

Der König von Böhmen, Johann, nahm die Oberlausitz als ein abgestorbenes Lehn wieder ein, und erhielt auch vom Kaiser die Belehnung darüber. Polen riß ansehnliche Stücke von der Neumark an sich, und der Erzbischof von Magdeburg suchte die Lehnsherrschaft über die Altmark, welche ihm Otto II. (1196) übertragen, der sich aber der Erzbischof (1241) entsagt hatte, wieder geltend zu machen.

Diese Zerrüttung wurde durch die Ungewißheit vermehrt, worin die Einwohner standen, welchem Herrn

sie huldigen und gehorchen sollten. — Jeder Fürst suchte seine Eroberungen zu vermehren und den andern zu verdrängen, und wurde wieder verdrängt. Das größte Unheil verursachten die Banden, welche auf den Landstraßen die Reisenden plünderten, und den Handel und alles friedliche Verkehr störten. Die furchtbarste Rotte waren die Stellmeiser, die sich über 100 Jahre erhielten, die Mark in den übelsten Ruf brachten, und erst unter der hohenzollerschen Regierung völlig erstickt wurden.

Gern hätte der damalige Kaiser, Ludewig, aus dem Hause Baiern, sein Augenmerk auf die streitige Erbfolge in der Mark gerichtet; aber auf seinem eignen Haupte wankte die Kaiserkrone noch, welche ihm der ränkevolle Pabst Johann XXII. und der mächtige Herzog Friedrich von Oesterreich mit geschleudertem Bannfluch und gezuckten Schwertern streitig machten. — Endlich schlug er seinen Nebenbuler, den Gegenkaiser Friedrich, bei Mühldorf (1322), und bekam ihn sogar gefangen.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg (1323) zeigte er sich jetzt als rechtmäßiges Oberhaupt von Deutschland, und übertrug, als solches, mit Genehmigung aller Reichsstände, die Mark und die dazu gehörigen Länder seinem ältesten Sohne, Ludwig, als ein Reichslehn. Die wirkliche Vollziehung dieses Entschlusses vollzog sich jedoch bis ins folgende Jahr (1324).

Ludwig I., der Aeltere. 1324—1351.

Da Ludwig beim Antritt seiner Regierung noch nicht zwölf Jahre alt war, so setzte ihm der Kaiser verschie-

dene einsichtsvolle Männer zu Vormündern, unter denen sich Berthold, Graf von Henneberg, als vorzüglicher Freund und Vertheidiger des jungen Markgrafen, auszeichnete. Er verschafte diesem vorzüglich dadurch eine mächtige Stütze, daß er eine Vermälung zwischen ihm und der Prinzessin Margarethe, einer Tochter des Königs Christophs II. von Dännemark, zu Stande brachte. Hierdurch erhielt Ludwig, ausser einem Brautschatze von 12000 Mark Silbers, die Priegnitz und alle sonstige, von den Mecklenburgern eroberte, Güter zurück.

Den Herzog Otto von Braunschweig erkannte Ludwig unter der Bedingung als Mitregenten von der Altmark an, daß er ihm als den einzigen Oberherrn der Mark huldigen ließ. Nach Otto's Tode sollte die Altmark an Ludwig zurückfallen. — Auch Rudolph, Herzog von Sachsen, verglich sich mit dem Markgrafen, und gab ihm, gegen einen Schadenersatz, die eroberten Länder wieder zurück.

Dieser glückliche Anfang schien Ludwigen die schönsten Aussichten zu eröffnen und den Unterthanen die frohesten Hofnungen zu versprechen; allein der rachsüchtige Pabst, Johann XXII., der stets die Gegenparthei Ludwigs begünstigt hatte, entrüstet, daß dieser die Oberhand behalten, suchte alles hervor, mit seinem vollen Grimm über ihn herzufallen. Unter dem Vorwande, daß das baiersche Haus, zum Nachtheil der rechtmäßigen Erben des verstorbenen Markgrafen, dieses Land an sich gerissen habe, sprach er über den Kaiser und dessen Sohn, unsern Ludwig, den schrecklichsten Bannfluch aus. Die Belehnung wurde für ungültig erklärt, und jeder Unter-

than zum Ungehorsam und zur Widerspenstigkeit aufgefordert.

Der Erzbischof von Magdeburg ergriff sogleich die Waffen, mordete und plünderte an der Havel, und der Bischof Stephan von Lebus, angespornt vom Pabste und eigner Rachsucht gegen die Stadt Frankfurt, weil sie ihm weder den über alle Billigkeit geforderten Decem entrichten, noch erlauben wollte, innerhalb ihrer Mauern seine gefährliche Residenz aufzuschlagen, verband sich sogar mit dem polnischen König, Wladislav Loktek. Dieser brach (1325), in Verbindung mit den Litthauern, in die Mark ein, und verübte die schrecklichsten Grausamkeiten. 144 blühende Dörfer wurden ein Raub der Flammen, über 6000 unglückliche Brandenburger als Sclaven mit fortgeführt, selbst die heiligen Mauern des Klosters gestürmt, und die Nonnen den viehischen Begierden der Barbaren geopfert.

Diese Greuelthaten erweckten endlich den Muth der Brandenburger. Vereinigt durch das allgemeine Unglück und aufgefordert durch das Klaggeschrei ihrer Mitbrüder, sammelten sie ihre Kräfte, und schlugen die Mordbrenner (1327) glücklich zum Lande hinaus. Nun eilten die Frankfurter, an dem Landesverräther Stephan Rache zu nehmen. Sie zerstörten seine Residenz Göritz, jenseits der Oder, verbrannten seine Domkirche, und führten ihn ins Gefängniß, aus welchem er sich nach einem Jahre durch eine große Geldsumme loskaufte. Hierdurch zogen sie sich den Bann zu, welcher 28 Jahre über der Stadt ruhte, durch den sie sich aber weder in ihrem Gewerbe, noch in der Ausübung des Gottesdienstes im geringsten stören ließen.

Die Folge dieses Krieges war Geldmangel, und Ludwig war genöthigt, die Niederlausitz dem Herzog Rudolph für 16000 Mark Silbers auf 12 Jahre wiederkäuflich abzutreten.

Während dieser Zeit hatten die Herzoge von Pommern die Ukermark eingenommen, und sich bis jetzt darin behauptet; auch glaubten sie nach dem Aussterben der anhaltischen Familie an die brandenburgische Lehnspflicht nicht länger gebunden zu seyn. Ludwig, dem weder das eine, noch das andere gleichgültig seyn konnte, zog nun (1329) gegen sie das Schwert, und wollte sie mit Gewalt dazu zwingen. Er wurde jedoch bei Prenzlow (1330) und Cremmen (1331) geschlagen, und sah sich genöthigt, Friede mit ihnen zu schließen (1332), worin er zwar der Lehnsherrschaft entsagen mußte, jedoch bei dem Aussterben des herzoglichen Stammes die Anwartschaft auf Pommern, und für 6000 Mark Silbers die Ukermark zurück erhielt.

Um seine Macht noch fester zu gründen und dem baierschen Hause den Besitz der Mark Brandenburg zu erhalten, schloß Ludwig (1334) mit seinen Brüdern, Stephan, Ludwig und Wilhelm, eine Erbverbrüderung, nach welcher unser Markgraf und seine Nachkommen, im Fall die herzogliche Linie ausstürbe, Baiern nebst den übrigen Lehn- und Erb-Gütern in Franken und Schwaben erhalten, und im entgegengesetzten Falle auch das Gegentheil erfolgen sollte. — Der Kaiser bestätigte den Vertrag seiner Söhne.

Der sächsische Herzog Rudolph hatte zwar der Uebermacht Ludwigs weichen müssen, aber darum seine

Ansprüche auf die Mark Brandenburg nicht aufgegeben. In dieser Absicht unterhielt er ein geheimes Verständniß mit den märkischen Geistlichen, und diese konnte er um so leichter gewinnen, da sie mit Ludwigs Regierung sehr unzufrieden waren. Sein vorzüglicher Freund war der Probst Nicolaus zu Bernau; das Volk war aber Rudolph abgeneigt; der Probst war daher als sein Anhänger und überdies als ein harter Erpresser von Abgaben dem Volke verhaßt. Er kam einst an einem Jahrmarktstage (1334) nach Berlin, um hier einige Geldsummen einzufordern. Er that das auf der Kanzel in der Marien-Kirche; aber seine Forderungen wurden von der Gemeinde murrend verworfen. Darüber ergrimmte der geistliche Herr und schleuderte seinen Bannfluch über ganz Berlin. Wüthend drang man auf den Bischof und erschlug ihn am Ausgange vor der Kirche auf der Stelle, wo jetzt noch ein steinernes Kreuz steht. Sein Körper wurde öffentlich auf dem neuen Markte verbrannt. Nun erging ein großes Unheil über Berlin. Der Bischof von Brandenburg, unter dessen Sprengel es gehörte, sprach auch den Bann über Berlin, ließ die Kirchen und Kapellen verschließen und den ganzen Gottesdienst untersagen. Aller Handel, alles Gewerbe lag darnieder.

Umsonst suchte der Magistrat den ergrimmten Bischof zu besänftigen. Man sandte sogar den Berend von Zuiden mit 200 Goldgulden nach Rom; aber auch der Pabst wollte dem Bischof nicht vorgreifen. Endlich ließ sich dieser (1335) unter der Bedingung erbitten, daß die Berliner in der Marienkirche einen neuen Altar erbauen, darauf zwölf Stück Geldes anweisen, ein steinernes Kreuz an der Stelle, wo der Probst getödtet worden, aufrichten, dabei ein brennend Licht unterhalten,

und jährlich in beiden Städten, Berlin und Kölln, dem Toden ein Seelenmessenfest lesen lassen sollten. Hiermit war jedoch die Habsucht des Bischofs noch nicht befriedigt; die Stadt war von dem Bann unter dem Vorwande, daß solchen nur der Pabst abnehmen könne, noch nicht befreit. Der Lösebrief des Pabstes kam erst 1345 an; nun mußten sie nach Brandenburg wandern, wo sie der Bischof einzeln gegen Bezahlung lossprach. Aber noch erfolgte die völlige Entbannung der Stadt nicht. Der Nachfolger des Probstes zu Bernau wollte auch nicht leer ausgehen; und als auch dieser befriedigt war, so ward endlich Berlin (1347) in den Gnadenschooß der Kirche wieder aufgenommen.

Der Tod der Herzogin Agnes (1334) reizte den Erzbischof Otto von Magdeburg, die Altmark unter dem Vorwande der Lehnsherrschaft einzuziehen. Um allen Streitigkeiten zuvorzukommen, erkannte Ludwig die Lehnsherrschaft des Erzbischofs über die Altmark an, und trat ihm, außer einer Summe von 6000 Mark Silbers, die Oerter Wolmirstädt, Angern, Rojetz, Alvensleben, so wie den ganzen Strich Landes über der Elbe ab, das jetzt das Stiftische genannt wird.

Um die Verwirrung in der Mark noch größer zu machen, trat jetzt ein Weib auf den Schauplatz, häßlicher noch an der Seele, als am Körper. Dies war Margaretha, einzige Erbin der Grafschaft Tyrol und des Herzogthums Kärnthen. Entweder ihre Schwatzhaftigkeit oder ihr großer Mund zogen ihr den Spottnamen Maultasche zu. Johann Heinrich, ein böhmischer Prinz und Bruder des nachher so berühmt gewordenen Kaiser Karls IV., ward ihr Gemal. Aber

zu jung, um die wilden Begierden dieser Prinzessin zu befriedigen, suchte sie, von unersättlicher Wollust gefoltert, eine Verschwörung wider ihren Gemal zu Stande zu bringen, und nöthigte Johann, zu seinen Verwandten nach Böhmen zu flüchten. Margaretha drang jetzt auf die Ehescheidung, wendete sich an den Kaiser Ludwig, gestand ihm ihre heftige Liebe zu seinem Sohne, dem eben verwittweten Markgrafen Ludwig, und wünschte die Gemalin dieses rüstigen Fürsten zu werden. Der Kaiser, der schon längst Herr über Tyrol zu werden gewünscht hatte, um einen freien Durchzug nach Italien zu bekommen, ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, und suchte seinen Sohn zu dieser Verbindung zu überreden. So wenig Lust auch unser Markgraf anfänglich hierzu bewieß, so konnte er doch den dringenden Vorstellungen seines Vaters am Ende nicht länger widerstehen. Der Kaiser ließ nun eigenmächtig die Ehe mit ihrem vorigen Gemale trennen, und die neue mit seinem Sohne (1342) unter großer Pracht vollziehen.

Der Pabst Clemens VI., ein Erzfeind des baierschen Hauses, äußerst entrüstet, weil man in seine Rechte einen Eingriff gethan und eine Ehescheidung ohne seine Bewilligung vorgenommen hatte, sprach den entsetzlichsten Bann über den Kaiser aus, der sich auch auf seine Kinder erstreckte. — Noch nicht zufrieden hiermit, ermahnte er die deutschen Fürsten, einen neuen Kaiser zu wählen, und schlug dazu den Markgrafen von Mähren, Karl, des böhmischen Königs Johanns ältesten Sohn, vor. Dieser wurde auch, unter dem Namen des Vierten, (den 10ten Juli 1346) zum Oberhaupte des deutschen Reichs ausgerufen. Er konnte sich jedoch als Gegenkai-

ser nicht behaupten, und gelangte nicht eher zum völlig ruhigen Besitze des Reichs, als nach Ludwigs Tode.

Dieser erfolgte im Jahre 1347. — Mit ihm erwachten die Feinde unsers Markgrafen von neuem, und boten alle Künste der List, der Verschlagenheit und der Macht auf, um das baiersche Haus ganz aus dem Besitze Brandenburgs zu verdrängen, und diese reiche Beute dann unter sich zu theilen. Die mächtigsten unter ihnen waren Herzog Rudolph I. von Sachsen, die Grafen von Anhalt, der Erzbischof von Magdeburg, die Herzöge von Mecklenburg und Pommern, und — der gefährlichste und listigste — Kaiser Karl IV. — Diese führten jetzt einen Entwurf aus, woran sie schon seit einiger Zeit gearbeitet hatten, und stellten den falschen Waldemar auf.

Dieser falsche Waldemar war, nach einigen, Jacob Rebbock, ein Müllerbursche aus dem zerbstischen; nach andern Mainhard oder Mänike, ein Bäcker aus Beelitz, oder, wie noch andere wahrscheinlicher vermuthen, ein schlauer Mönch. Er soll in seiner Jugend Markgraf Waldemarn als Schildknappe gedient haben, ihm von Gesicht und Leibesgestalt ähnlich und von manchen Geheimnissen des damaligen Hofes unterrichtet gewesen seyn. Im Jahre 1346 kam er zum Vorschein, zog als Pilger herum, und sprengte überall das Gerücht aus, daß Markgraf Waldemar noch lebe. Er erschien endlich auch an dem Hofe des Erzbischofs Otto von Magdeburg, und verlangte einer wichtigen Sache wegen diesen zu sprechen. Als man ihn, weil eben Tafel gehalten wurde, abwieß, bat er um die einzige Gnade, ihm wenigstens einen Becher mit

Wein zu schicken. In diesen ließ er einen Ring fallen, den der Erzbischof, als man ihm denselben brachte, sogleich für Waldemars Siegelring erkannte, und den Wallbruder zurückzurufen befahl. — Hier entdeckte er sich dem Erzbischofe als den ehemaligen Markgrafen Waldemar, und erzählte, daß er aus Gewissensruhe über seine Ehe mit einer nahen Verwandtin, den Schluß gefaßt habe, sie zu verlassen; er habe sich daher krank gestellt, sey heimlich entflohen, und durch Hülfe eines alten, treuen Dieners, einen so eben verstorbenen Menschen statt seiner begraben lassen. Um Vergebung seiner Sünden zu erhalten und die Ruhe des Gewissens wieder zu finden, sey er nach Jerusalem gewallfahrtet. Weil er aber hier erfahren habe, daß die Häuser Sachsen und Anhalt von der rechtmäßigen Erbfolge in der Mark ausgeschlossen worden wären, so habe ihn seine Gerechtigkeitsliebe angetrieben, noch einmal den Schauplatz der Welt zu betreten, nicht, um selbst zu regieren, sondern diesen Häusern zu ihrem Rechte zu verhelfen. — Der Erzbischof erkannte ihn für den wahren Waldemar, welches die Feinde des Hauses Baiern gleichfalls thaten, rieth ihm, die Regierung selbst wieder zu übernehmen, damit er seinen Nachfolgern desto gewisser die gerechte Erbfolge versichern könnte, und versprach ihn aus allen Kräften zu unterstützen. — Der Betrüger legte nun die Pilgertracht ab, kleidete sich als Fürst, und nahm den Glückwunsch und die Huldigung seiner Freunde an.

Unter den Brandenburgern erweckte Waldemars Erscheinung ein frohes Staunen. Sie erinnerten sich mit Vergnügen der glücklichen Periode unter diesem Fürsten, überdachten mit Misvergnügen ihre gegenwärtige

Lage, sahen in ihm nur ihren Erretter, und erwarteten seine Ankunft mit Ungeduld. —

Im Jahre 1348 trat Waldemar, während Ludwigs Abwesenheit, in der Mark auf, und bezeichnete seinen ersten Eintritt mit Wohlthaten aller Art, indem er besonders jeder Stadt, die ihn aufnahm, beträchtliche Vorrechte und Freiheiten ertheilte. Ueberall kamen ihm die Einwohner, als einem Heiligen, mit Fackeln, Fahnen und Kreuzen entgegen, empfingen ihn frohlockend, und vertrieben Ludwigs Beamte. Nur 3 Städte, Frankfurt, Spandow, Brietzen *), ein Theil des Adels, und vorzüglich die Ritter des Johanniterordens blieben ihrem rechtmäßigen Herrn treu. —

Jetzt ergriff auch Kaiser Karl IV. öffentlich die Parthei des Betrügers, und rückte an der Spitze seiner Truppen in die Mark ein. Ludwig hatte unterdessen in Baiern ein ansehnliches Kriegsheer zusammengezogen und sich bei Frankfurt in einem festen Lager gesetzt, wurde aber genöthigt, sich in die Stadt zu werfen und von Karln, wiewohl ohne Erfolg, belagert. — Hier stellte Karl zum Schein ein feierliches Verhör über Waldemar an; und als der Herzog Rudolph von Sachsen und der Erzbischof Otto von Magdeburg es eidlich bekräftigt hatten, daß jener Pilger der wirkliche Waldemar sey, so belehnte er diesen mit den brandenburgischen Landen; im Falle aber, daß er ohne Erben stürbe, sollten

---

*) Seit dieser Zeit soll die Stadt Brietzen, ihrer Anhänglichkeit und Treue wegen, ihren jetzigen Namen Treuenbrietzen erhalten haben.

der sächsische Herzog, seine beiden Söhne und die anhaltischen Grafen seine Nachfolger in der Regierung seyn. Damit aber der Kaiser selbst nicht leer dabei ausginge, mußte ihm Waldemar die Lausitz mit allen Rechten abtreten. Um seine Belohnung gültig zu machen, sandte er Ermahnungsschreiben an alle Stände, Städte und Einwohner der Mark, daß sie dem Waldemar, als ihrem rechtmäßigen Landesherrn, huldigen und gehorchen sollten, und bedrohte alle mit der Reichsacht, die dagegen handeln würden.

In dieser bedrängten Lage wußte es Ludwig durch seinen Einfluß dahin zu bringen, daß der thüringische Graf, Günther von Schwarzburg, ein Mann von unerschütterlichem Muthe, unbestechbarer Treue und unbegrenztem Eifer für das baiersche Haus, von vier Churfürsten als Gegenkaiser erwählt wurde (1349). Dieser ward nach und nach für das Reich immer wichtiger und für Karln immer gefährlicher, und brachte ihn endlich zu dem Entschluß, sich mit dem Hause Baiern auszusöhnen. Es kam (1349) zu Eltvil, jetzt Elfeld, im mainzischen, ein Vergleich zu Stande, nach welchem Günther gegen 20000 Mark Silbers der Kaiserwürde entsagte, Karl aber dem Markgraf Ludwig versprach, der Parthei des falschen Waldemars zu entsagen, ihn mit den brandenburgischen Ländern zu belehnen und die Befreiung vom päbstlichen Banne zu bewirken. —

Mit Schimpf und Schande bedeckt, mußte jetzt der falsche Waldemar von der Schaubühne abtreten, und fand endlich noch im Fürstenthume Anhalt einen Zufluchtsort. Er starb bald nachher (1356) in Dessau.

Obgleich dieser Friede von außen geschlossen war, so dauerte doch der Krieg im Innern noch fort, theils weil der Kaiser den völligen Vergleich mit Ludwig noch immer aufschob, theils weil die Stände in der Mark dem falschen Waldemar sehr anhingen, und auch die Fürsten, welche seine Parthei einmal genommen hatten, sich schämten, ihn für einen Betrüger zu erklären. König Waldemar III. von Dännemark, der Bruder von Ludwigs erster Gemalin, stellte endlich die Ruhe wieder her.

Er fiel ins Mecklenburgische ein, und nöthigte dadurch den Herzog Albrecht, Ludwigs wichtigsten Feind, seine eignen Länder zu vertheidigen. Zwei Jahre darauf wurde endlich zu Lübeck, unter Vermittelung des Königs Magnus von Schweden, der Friede geschlossen. Albrecht ließ die Parthei des Betrügers fahren, und Ludwig der Römer, der Bruder unsers Markgrafen, vermählte sich mit dessen Prinzessin. — Kaiser Karl, welcher befürchtete, daß der Krieg nun in seine Länder gespielt werden möchte, bekam endlich auch aufrichtige Friedensgesinnungen. Er stellte eine Zusammenkunft zu Spremberg und hernach zu Bauzen an, wo endlich der Friede zu Stande kam, und der Kaiser unsern Ludwig und seine Brüder nochmals mit der Churmark belehnte. Bald darauf hielt er auch den versprochnen Reichstag zu Nürnberg, wo von Reichswegen das Endurtheil gefällt wurde, daß, weil Waldemar auf geschehene Vorladung nicht erschienen, er ein Betrüger sei, und allen märkischen Ständen der Befehl zuzuschicken wäre, ihn zu verlassen und sich ihrem rechtmäßigen Herrn zu unterwerfen. Diese Befehle wurden auch sogleich ausgefertiget, und die Unterwerfung vieler Stände erfolgte. Ludwig erkannte jetzt Karl IV. als Kaiser,

lieferte diesem die so lange vorenthaltenen Reichsinsignien *) aus und fertigte einen allgemeinen Sühnbrief für alle seine Unterthanen aus.

Ludwigs Geist, von so mancherlei Unfällen darnieder gebeugt, sehnte sich endlich nach Ruhe und Erholung. Er legte daher seine unruhige Regierung über die brandenburgischen Länder nieder, übergab sie seinen beiden Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto, mit der Bedingung, daß seine Nachkommen Erben der Mark seyn sollten, wenn beide Brüder keine Kinder hinterließen, und daß diese beiden Brüder Baiern haben sollten, wenn er ohne Erben stürbe, und ging (1351) nach Oberbaiern. Hier und in Tyrol lebte er ruhiger, als in der Mark, ward (1359) nach vieler Unterhandlung

---

*) Unter Reichsinsignien versteht man: die Reichskrone, den Reichsscepter, den Reichsapfel, das Schwert und den Säbel Karls des Großen, verschiedene Kleidungsstücke, als Mantel, Rock, Schuhe, Strümpfe, Handschuhe, Gürtel, Armspangen, Sporen ꝛc., desgleichen ein heiliges Evangelienbuch und andere Reliquien. Alle diese Dinge werden bei der Kaiserkrönung gebraucht, und jetzt vorzüglich in Nürnberg, theils aber auch in Achen aufbewahrt. — Sonst hatten sie die Kaiser selbst in Verwahrung, und übergaben selbige vor ihrem Tode gewöhnlich ihren nächsten Anverwandten, die solche alsdann zur Krönung des neuen Kaisers einsandten. Allein Kaiser Siegismund verordnete im Jahre 1424, daß der größte Theil der Reichsinsignien oder Reichskleinodien für immer in Nürnberg aufbewahrt werden sollte.

endlich vom Banne losgesprochen, auf des Pabstes Anordnung von seiner Gemalin, Margarethe Maultasche, getrennt und dann von neuem wieder mit ihr gesetzmäßig getraut.

Er starb 1361 zu München, und sein einziger Sohn zweiter Ehe, Mainhard, folgte ihm in der Regierung von Oberbaiern. Dieser starb aber ebenfalls in der Blüte seiner Jahre (1363), und Margarethe vermachte nun dem Hause Oesterreich, welches vorher schon Kärnthen errungen hatte, auch die Grafschaft Tyrol, welche auch seitdem mit den österreichischen Ländern vereinigt geblieben ist.

Ludwig besaß einen schönen, wohlgebauten Körper, in Gefahren hohen Muth, in Leiden Festigkeit der Seele und im Unglück eine seltene Gegenwart des Geistes; aber eine für das weibliche Geschlecht nur zu fühlbare Seele ließ ihn manche Ausschweifungen in der Liebe begehen. Dies sowohl, als sein beständiger Geldmangel, seine Schulden, seine häufigen Verpfändungen verstärkten den allgemeinen Haß der Brandenburger gegen ihn und sein Haus. Zu diesen Uebeln, die das Land unter seiner Regierung drückten, gesellte sich noch (1351) eine schreckliche Pest, die vorzüglich Brandenburg entvölkerte.

Ludwig II., der Römer. 1351—1365.

Ludwig II. war 1328 zu Rom geboren, und dieser Umstand verschafte ihm den Beinamen: der Römer. Bei seinem Regierungsantritt fand er noch alles in der größten Verwirrung, da der entlarvte Waldemar noch immer einen großen Anhang hatte. Indeß

wußte er sich in die Umstände zu schmiegen, und nahm nicht zu dem gewöhnlichen Mittel, zur Strenge, seine Zuflucht, weil er dadurch die Gemüther mehr erbittert, als besänftigt haben würde. Vielmehr suchte er seine unruhigen Unterthanen durch Güte und Nachsicht zu gewinnen, bot ihnen Verzeihung an, sicherte ihnen die von jenem Betrüger erlangten Rechte, und fügte sogar noch neue hinzu. Hierdurch erreichte er seinen Zweck, und bewirkte, daß die Brandenburger nach und nach zu ihrer Pflicht zurückkehrten, und ihm, als ihrem rechtmäßigen Herrn, huldigten.

Weniger sanftmüthig und weise zeigte er sich, als er eine Verfolgung der Juden, welche von seinen Vorfahren geschützt, begünstigt und mit dem Bürgerrecht beschenkt worden waren, unter dem Vorwande zuließ, daß sie die Brunnen und Flüsse vergiftet und so die Pest verursacht hätten.

Im Jahre 1356 begab sich unser Markgraf, nachdem er vorher den Markgraf Wilhelm von Meißen zum Statthalter bestellt hatte, nach Nürnberg, wohin Kaiser Karl IV. einen Reichstag ausgeschrieben hatte, und hier jenes, unter dem Namen der goldenen Bulle *) bekannte, Reichsgrundgesetz stiftete, wodurch er sich ein bleibendes Verdienst um Deutschland erwarb.

---

*) Der goldenen Bulle zufolge waren die Churländer untheilbar, und die Erbfolge in selbigen konnte nur dem Erstgebornen zu Theil werden, der auch allein die Vorrechte eines Churfürsten ausübte. Diese Vorrechte wurden nach und nach erweitert, und folgende waren die wesentlichen:

Nach derselben wurde die Anzahl der Churfürsten auf sieben festgesetzt. Brandenburg erhielt hierbei die siebente Stelle im churfürstlichen Kollegio, und die Verrichtungen des Erzamts eines obersten Kämmerers wurden bestimmt.

Diese Beschäftigung hatte Ludwigen auf einige Zeit von der Mark getrennt, wo seine Gegenwart jetzt sehr nöthig war. Die Stellmeiser hatten sich außerordentlich verbreitet, und unter Anführung eines berüchtigten Räubers, Namens Teufel, auf das schrecklichste in der Altmark während des Markgrafen Abwesenheit gewüthet. Der zurückgelassene Statthalter konnte sich

---

1) Die Churfürsten wählen den deutschen Kaiser, und haben beinahe mit ihm gleiche Rechte.

2) Sie können Zusammenkünfte halten ohne den Kaiser, dieser aber nicht ohne sie.

3) Keine wichtige Reichsangelegenheit kann ohne ihre Einwilligung entschieden, und folglich auch kein erledigtes Reichslehn vergeben werden.

4) In ihren Ländern haben sie völlige Landeshoheit in ihrem ganzen Umfange. So können sie Bergwerke bearbeiten lassen, Zölle erheben, Münzen anlegen, und Güter, Schlösser, Städte und Länder kaufen. Von ihren Richterstühlen darf auf keine Weise an das Reichskammergericht appellirt werden. Sie selbst haben einen königlichen Rang, und ihre Gesandten erhalten auch an allen Höfen eben die Ehrenbezeugungen, wie die königl. Gesandten.

dieses Räubers nicht bemächtigen, weil ihn Salzwedel schützte, und nur dann erst auslieferte, als Ludwig zurückkehrte. Nur durch viele Bitten entging Salzwedel der verdienten Strafe, und Ludwig gab die geschärftesten Befehle gegen alle Räuber und Diebe.

Seinen Bruder Otto nahm er (1360) zum Mitregenten an, weil er keine Erben hatte; dieser bekümmerte sich aber wenig oder gar nicht um die Regierung. Nach dem Tode Ludwigs I. hätten Ludwig der Römer und Otto, den gemachten Verträgen gemäß, ihm in Oberbaiern folgen sollen; allein der dritte Bruder, Herzog Stephan von Niederbaiern, bemächtigte sich, nach dem Tode Mainhards (1363), dieses erledigten Landes. Diese Uneinigkeit der Brüder zu unterhalten, bot jetzt der ränkevolle Karl alle Staatskünste auf, und brachte es durch Schmeicheleien und Ueberredungen aller Art endlich dahin, daß sie mit seinem Hause (1363) einen Vertrag schlossen. Nach diesem sollte Karls Sohn, Wenzel, und alle seine männliche Nachkommen, oder in Ermangelung dieser, des Kaisers Bruder, Markgraf Johann von Mähren, und seine Nachkommen Brandenburg erhalten, wenn beide Churfürsten ohne Erben stürben. — Um diesem Erbvertrage noch mehr Festigkeit zu geben, versprach Karl IV., seine Tochter Elisabeth mit dem Markgraf Otto zu vermählen, reisete auch selbst in die Mark, und ließ sich in Berlin von den Ständen in seinem eigenen und seiner Familie Namen huldigen.

Schon zwei Jahre nach diesem wichtigen Ereigniß starb Ludwig der Römer (1365), ohne von seiner Ge-

malin Ingeburg, einer mecklenburgischen Prinzessin, Erben zu hinterlassen.

Ludwig besaß einen milden und sanften Charakter, und würde vielleicht in der Reihe besserer Fürsten einen ehrenvollen Platz behauptet haben, wenn er mehr Stärke des Geistes gehabt und der schlauen Politik Kaiser Karls IV. größern Widerstand geleistet hätte.

Ihm folgte in der Regierung sein Bruder,

Otto der Finner, oder der Faule.
1365—1373.

Schon sein Beiname bezeichnet seinen Charakter. Alles, was Schwäche, Sorglosigkeit und Unvermögen zu regieren, genannt werden können, vereinigte sich in Otto. Er übertrug die Regierungsgeschäfte Statthaltern und Räthen, die er nach Willkühr schalten ließ, wenn sie ihm nur in festgesetzten Terminen die erpreßten Summen überlieferten, welche er dann auf die schmutzigste Art, größtentheils in den Armen gemeiner Dirnen, verschwendete.

Dieses unrühmliche Beispiel hatte auf die Sittlichkeit der Brandenburger einen sehr nachtheiligen Einfluß. Sie ergaben sich ebenfalls dem Müssiggange, vereinigten sich, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, in kleinere und größere Rotten, überschwemmten die Landstraßen, raubten und plünderten, und verzehrten ihre Beute in ungestörter Ruhe und Gemächlichkeit.

Geldmangel nöthigte Otto, bald nach dem Antritt seiner Regierung die Niederlausitz an Kaiser Karl IV.

für 21000 Mark Silbers und 22866 prager Groschen, wovon er jedoch wenig ausgezahlt bekam, auf ewig abzutreten (1368). — Den mittelmärkischen Städten verkaufte er das Münzrecht für 6500 Mark (1369), und gab ihnen noch andere wichtige Freiheiten, in Ansehung des Münzwesens. Er ließ sich blindlings vom Kaiser leiten und war es zufrieden, daß er ihn nach erlangter Großjährigkeit von neuem für unmündig erklärte, und auf sechs Jahre die Vormundschaft über ihn führte. Gleich nach geschlossenem Erbvertrage hatte ihm Karl, wie wir oben gehört haben, seine Tochter Elisabeth zur Gemalin versprochen; er wußte dieses Versprechen aber immer von einer Zeit zur andern aufzuschieben, um Otto Zeit zu lassen, sich durch Ausschweifungen zu schwächen, und zu Erzeugung von Nachkommen unfähig zu machen. Als endlich ein österreichischer Herzog Otto's Braut zu besitzen wünschte, that dieser stillschweigend auf seine rechtmäßigen Ansprüche Verzicht, und vermälte sich dagegen mit Karls ältester, so eben verwittweter Tochter, Katharina, welche, den Jahren nach, seine Mutter hätte seyn können.

Desto tiefer fühlten seine Brüder und Vettern in Baiern Otto's Erniedrigung, und konnten es nicht verschmerzen, daß man sie von der rechtmäßigen Erbfolge in der Mark ausgeschlossen hatte. Sie ließen nichts unversucht, ihn gegen Karln zu erbittern. Seines Bruders Stephans Sohn, Friedrich von Baiern, stand Otto in einem Kriege persönlich bei, in welchen dieser mit Pohlen und Pommern wegen Länderbesitzungen verwickelt wurde, einzig und allein aus der Ursache, um ihn mit seinem Hause wieder auszusöhnen. Dies gelang auch; er versicherte seinem Bruder Stephan und dessen

drei Söhnen, wider den Vertrag mit Karln, die Erbfolge in Brandenburg, und ließ ihnen von den Unterthanen die vorläufige Huldigung leisten. Auch verpfändete er ihm die Priegnitz und Altmark für 200,000 Gulden. Zu mehrerer Sicherheit hatte das baiersche Haus mit dem mächtigen König Ludwig von Ungarn ein Bündniß wider Karl IV. geschlossen, welches alle Unterhandlungen zwischen den Baiern und Luxenburgern vereitelte. Schon gab der Kaiser alle seine Hofnungen auf, als die Türken sich an Ungarns Grenzen zeigten und Ludwigen zur Selbstvertheidigung zwangen. Diesen unerwartet glücklichen Zeitpunkt benutzte Karl, und drang mit solcher Schnelligkeit in die Mark ein, daß er schon im Lager vor Fürstenwalde in der Mittelmark stand, ehe noch Otto seine Ankunft fürchtete. Er hielt sich jetzt ohne Rettung verloren, eilte mit seinem Vetter, Herzog Friedrich, in das feindliche Lager, warf sich dem Kaiser zu Füßen, und bat um Gnade. Es kam auch hier bald zu einem wichtigen Vergleich (1373), vermöge dessen Otto die ganze Mark Brandenburg, mit allen ihren Rechten, an des Kaisers Söhne, Wenzel, Siegismund und Johann abtrat, und sich nur das Erzkämmereramt und die Churwürde lebenslang vorbehielt. Dagegen übergab ihm der Kaiser einige Städte in der Oberpfalz erblich, welche, wenn Otto keine männlichen Erben hinterließe, Wenzel nach dessen Tode mit 100,000 Gulden von dem Hause Baiern sollte einlösen können. Er machte ihm auch ein Jahrgehalt von 2000 Schock böhmischer Groschen *), eine Summe von

---

*) Die böhmischen Groschen wurden im Anfange des 14ten Jahrhunderts in Prag aus reinem Silber geschlagen.

200,000 Gulden, in verschiedenen Terminen, und eine Pfandschaft von 100,000 Goldgulden in verschiedenen Reichsstädten aus. Herzog Friedrich von Baiern mußte gegen 30,000 Gulden seinen und seines Hauses Rechten auf die Mark entsagen. Otto entließ jetzt die Stände ihrer Pflicht, und verwieß sie an das luxenburgische Haus; der Kaiser aber ließ seinen Sohn, Wenzel, einen zwölfjährigen Prinzen, huldigen.

Otto verließ nun die Mark und ging nach Wolfstein, einem Schlosse in Baiern an der Iser, wo er den Rest seines Lebens als Privatmann in der größten Unthätigkeit, unter allen nur möglichen sinnlichen Vergnügungen zubrachte, und Ehre und Vermögen mit einer Müllerfrau, Margaretha, spottweise Otto's Gretel genannt, theilte. Seine Gemalin soll vor Verdruß schon früher gestorben seyn. Er selbst endigte sein ruhmloses Leben im Jahre 1379 ohne Nachkommenschaft.

Länderbestand und ihre Verfassung unter der Regierung der baierschen Fürsten.

Werfen wir einen Blick auf den innern Zustand der Mark, den sie unter der nur kurzen, kaum 50jährigen Regierung der baierschen Fürsten erlitt, so sehen

---

Jeder wog etwas über ein Quentchen, so daß ein Schock solcher Groschen einer Mark Silbers (14 Thaler) geschätzt wurde. Diese Groschen fanden in ganz Deutschland und besonders in der Mark Brandenburg, unter den luxenburgischen Regenten, vielen Beifall. In der Folge wurden sie schlechter, und daher auch verdrängt.

wir jenen blühenden Wohlstand unter den anhaltischen Regenten verschwinden, die Länder zerrissen, und eine allgemeine Zerrüttung würde erfolgt seyn, hätte Otto länger das Ruder der Regierung geführt.

Viele Provinzen wurden in diesem Zeitraume von der Mark abgerissen: die beiden Lausitze, die Markgrafschaft Landsberg, die Pfalz Sachsen; von vielen wurden Stücke getrennt, als von der Altmark der Elbstrich, das Stiftische genannt, von der Priegnitz und Ukermark einige Städte und einzelne Oerter; die meisten Domänen und Regalien wurden verpfändet oder versetzt. — Ludwig I. verpachtete die Münzen zu Brandenburg, zu Stendal und zu Kyritz gegen Vorausbezahlung; Otto der Finner verkaufte den Alt- und Mittel-Märkern die Münzgerechtigkeit, Pfennige zu schlagen, gänzlich. — Mehrere Städte, als Berlin, Brandenburg, Frankfurt, Spandow, Stendal, Perleberg ꝛc. genossen entweder eine völlige oder doch uneingeschränkte Zollfreiheit. — Endlich errangen sich noch die Edelleute und Vasallen, die Priester und Kirchen völlige Steuerfreiheit von den ordentlichen Auflagen. Aus allen diesen Umständen erhellet, daß die Einkünfte des Staats unter der baierschen Regierung nicht zur Hälfte so beträchtlich gewesen seyn können, als zur Zeit der ascanischen Herrschaft.

Die gewöhnlichen Abgaben waren noch immer dieselben, wie sie am Ende des vorigen Abschnitts angeführt worden sind. Die Vögte (advocati) hatten die Aufsicht über das Steuerwesen, besondere Nuncien oder die Schulzen sammelten die Beden ein, im Fall der Widersetzung aber die Pedellen (pedelli, Fußbo-

ten), oder die Landreuter. — Die Einkünfte wurden noch stets nach Fruſten, Marken und Schillingen berechnet.

Zu den übrigen Münzengattungen kamen noch zwei neue: die Scherfpfennige und die prager Groſchen. Von jenen machten zwei einen Pfennig, von diesen 64 eine Mark aus. König Wenzel II. von Böhmen ließ 1300 zuerſt dergleichen Groſchen ſchlagen, die man große Pfennige böhmiſcher oder prager Münze nannte. Hieraus leuchtet die Urſache der Benennung Groſchen hervor; das Wort heißt: großer Pfennig, grossus Denarius Pragensis.

Die Verfaſſung der Mark in Gerichts- und Polizei-Sachen erlitt unter den baierſchen Fürſten wenig Veränderung. Die weſentlichſten waren: das Hofgericht, die Gründung des Gerichts zur Erhaltung des allgemeinen Landfriedens, die Anſetzung der Landeshauptleute, und die Abſchaffung der Ordalien.

Das Hofgericht wurde von Ludwig dem Aeltern errichtet, und in Tangermünde gehalten. Es war das höchſte Gericht im Lande, und die Markgrafen hatten entweder hier ſelbſt den Vorſitz, oder übertrugen ſelbigen Stellvertretern. — Aus dieſem Hofgerichte erwuchs im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts das ehrwürdige Kammergericht in Berlin, welches ſich in unſern Zeiten durch unbeſtechliche Gerechtigkeit und wahre Weisheit unter allen Gerichtshöfen Europens den erſten Platz erworben hat.

Was das Gericht zur Erhaltung des Landfriedens für einen Zweck hatte, zeigt schon sein Name an. Es sollte die öffentliche Sicherheit und Ruhe erhalten und jeden Störer derselben strafen. Brach daher ein Edelmann den Burgfrieden, so mußte er sich vor einem Hauptmann und drei Edelleuten zu Gericht stellen; ein Bürger hatte bei ähnlichen Verbrechen fünf Bürger, und ein Bauer sieben Bauern, also ein jeder Stand Ebenbürtige zu Richtern *).

Die Landeshauptleute waren Vorsteher einzelner Kreise und Distrikte oder ganzer Provinzen, und Stellvertreter der Landesherrn, von welchen sie auch ernannt wurden. Sie mußten aber eingeborne und ansässige Edelleute seyn. Sie hatten viel Ansehen und genossen große Vorrechte. Unter ihnen standen nicht nur die Gerichte ihres Distrikts, sondern sie entschieden auch in Grenz-, Teich-, Finanz-, Polizei-, Kirchen- und Lehns-Sachen. Alle landesherrlichen Gesetze und Verordnungen wurden ihnen zuerst angezeigt, für deren weitere Bekanntmachung und Befolgung sie sorgten. Im Kriege waren sie die Anführer, und bei Friedensschlüssen und Bündnissen verwalteten sie die Geschäfte eines Gesandten. Sie behielten ihr Ansehen auch unter den hohenzollerschen Regenten mehrere Jahrhunderte hindurch. — Auf den Dörfern übten die Gutsbesitzer geistlichen und weltlichen

---

*) Im 14ten und zu Anfange des 15ten Jahrhunderts waren indessen die brandenburgischen Fürsten zu schwach, die Unruhen zu groß und die Friedensstörer zu mächtig, als daß dieses Gericht seine wohlthätige Absicht hätte durchsetzen können.

Standes, so wie in den Städten die Magisträte die niedere Gerichtsbarkeit aus. Der Stadtrath bestand noch immer aus zwölf Gliedern, zu welchen wenigstens vier aus den Handwerkszünften und gemeinen Bürgern gewählt werden mußten. — Bei Abfassung neuer Stadtgesetze und Verordnungen, mußten die Handwerke und Zünfte mit um ihr Gutachten befragt werden. Alle gerichtliche Handlungen geschahen vor dem Rathhause unter einer Halle oder Laube (lobium). Die Städte hatten ihre eigenen Güter, wovon sie die Einkünfte zogen. Die Bürger erlegten von ihrem Vermögen eine Abgabe, und die Verkäufer auf den Märkten den sogenannten Stadtpfennig. Alles floß in eine besondere Stadtkasse, woraus die sämtlichen Ausgaben der Stadt bestritten und deren Aufsicht den Kämmerern anvertraut wurde. Diese mußten jährlich zweimal den Rathsmännern und den vier geschwornen Gildemeistern Rechnung ablegen.

Die Ordalien, von dem alten deutschen Worte Ordel (Urtheil), oder Gottesurtheile, weil man die abergläubische Meinung hatte, daß Gott bei verwickelten Prozessen auf eine wunderthätige Art den Schuldigen entdecken und den Unschuldigen rechtfertigen würde, stifteten viel Böses und Ungerechtes. Hierher gehören, außer einigen andern, z B. die Feuer- und Wasser-Probe. — Die Wasserprobe geschah entweder im kalten oder im warmen Wasser. Im ersten Falle wurde der Beklagte an Händen und Füßen gebunden, und in einen Fluß, Teich oder sonstiges Gewässer geworfen. Schwamm er oben, so ward er für schuldig gehalten; fiel er zu Boden, so wurde er für unschuldig erklärt. Im andern Falle mußte der Beklagte mit entblößtem Arm, aus dem

Grunde eines mit kochendem Wasser angefüllten Kessels einen geweihten Ring herausnehmen. Sodann zog ihm der Richter einen Sack, der versiegelt wurde, über den Arm. Nach drei Tagen öfnete man jenen und besichtigte diesen. War er nur leicht oder gar nicht verbrannt, so wurde der Beklagte losgesprochen, im entgegengesetzten Falle aber zur Strafe verurtheilt. — Die Feuerprobe stellte man verschiedentlich an. Der Beklagte mußte mit bloßen Füßen über glühende Kohlen gehen, oder ein glühendes Eisen mit der Hand anfassen. Seine Schuld oder Unschuld wurde aus der stärkeren oder schwächeren Beschädigung, die er erlitt, beurtheilt. In frühern Zeiten suchte man auch verwickelte Streitigkeiten durch den Zweikampf zu entscheiden, weil man nicht zweifelte, daß Gott dem Unschuldigen den Sieg verleihen werde.

Der Handel blühte noch immer, und nahm eher zu, als ab. Ludwig I. und II. wandten alles an, ihn in größere Aufnahme zu bringen, und letzterer fand sich sogar im Jahre 1357 mit in der Versammlung der Hanseestädte zu Lübeck ein, wo er den Landfrieden zwischen Brandenburg, Pommern, Sachsen, Lüneburg und Mecklenburg schließen half. — Zu den Nahrungszweigen der Märker, die bereits im vorigen Abschnitte angeführt worden sind, kam jetzt noch die Bienenzucht hinzu. In eingehauenen Löchern der Kiehnbäume in den damaligen dichten Wäldern würden Bienen gehalten, und Honig und Wachs in großer Menge gewonnen. Unter dieser Regierung geschieht auch zuerst der Kalksteinbrüche bei Rüdersdorf, welche noch jetzt die berlinischen Bauten mit Kalk versorgen, Erwähnung. — Die Handlung war durch keine Zwanggesetze eingeschränkt; nur die Aus-

fuhr des Getraides ward in theuren Jahren, wie es ebenfalls unter den ascanischen Fürsten geschehen war, verboten. — Was aber damals theuer hieß, zeigt eine Urkunde an die Stadt Königsberg von 1356 an. Wenn der Scheffel Waizen mehr, als zwei Schillinge *) oder 24 Pfennige, der Scheffel Roggen mehr, als 18 Pfennige, der Scheffel Hafer oder Gerste zwölf Pfennige galt, so nannte man dies Theurung, und die Ausfuhr war gehemmet.

Künste und Wissenschaften konnten in einem Lande, das durch viele Unruhen und immerwährende Kriege heimgesucht wurde, unmöglich gedeihen, und selbst die wenigen Stralen, welche in der vorigen Periode einen schwachen Schimmer verbreitet hatten, wurden jetzt gänzlich verdunkelt. Besonders schlecht stand es mit der Arzneiwissenschaft. Die Geistlichen waren die Hauptrathgeber der Kranken, und Anbetung der Heiligen, Geschenke an Kirchen und Klöster die gewöhnlichsten Arzneimittel. Krankheiten, deren Ursachen man sich nicht erklären konnte, wurden für Wirkungen der Zauberei, Pesten für Strafen Gottes ausgegeben, und gegen letztere Gebete, Gelübde und feierliche Prozessionen als Heilmittel empfohlen. Nur um sich schröpfen, zur Ader zu lassen, und um Geschwüre und Wunden zu heilen, brauchte man zuweilen Aerzte, und diese fand man in den Badern und Barbieren **).

---

*) Ein Schilling war eine eingebildete Münze, und betrug nach unserm Gelde ohngefähr 8 Groschen; und der damalige Pfennig beinahe acht unserer Pfennige

**) Auf diesen haftete überdies noch eine Art von Infamie; denn da sie nicht zunftmäßig waren, so wollte man ihre

Bei den allgemeinen Unglücksfällen, welche fremde feindliche Mächte und innere Räubereien des Adels über das Land brachten, gelangten mehrere märkische Städte durch ihre Unabhängigkeit und durch ihren ausgebreiteten Handel zu einem bedeutenden Wohlstand, der aber auch eine auffallende Schwelgerei und Ueppigkeit erzeugte. Der Magistrat von Berlin hielt es daher für nothwendig, dem immer weiter um sich greifenden Aufwande Gränzen zu setzen. Er ließ also (1355) ein scharfes Gesetz ergehen, in welchem verordnet ward, daß bei gemeinen Bürgerhochzeiten nicht mehr als vierzig Schüsseln aufgetragen, auf jede Schüssel nicht mehr als zwei Personen, und folglich nicht mehr als achtzig Gäste geladen werden sollten. Ueberdies wurde es erlaubt, den Aufwärtern und Umläufern bei Hochzeiten zehn Schüsseln, uud den Spielleuten, deren aber nicht mehr als sechs seyn soliten, drei Schüsseln vorzusetzen. — Wenn dies Mäßigkeit heißt, wie groß mußte vorher die Unmäßigkeit gewesen seyn! — In eben dieser Verordnung wurde auch den Frauen und Jungfrauen des Bürgerstandes verboten, mit Gold durchstreifte Zeuge zu tragen, und die Mäntel mit Zobel und Borden zu besetzen.

Kinder nicht, gleich andern ehrlichen Jünglingen, als Lehrburschen aufnehmen. Noch im sechszehnten Jahrhundert mußten die deutschen Kaiser gegen dieses Vorurtheil Befehle ergehen lassen, und erst 1686 wurde das bisherige Handwerk der Bader, deren Meisterstück sonst in Messer- und Scheeren-Schleifen bestand, für eine Kunst erklärt, und als Proben der Geschicklichkeit die Verfertigung verschiedener Salben eingeführt.

In Ansehung der Perlen, des Goldes und des Geschmeides wurde ein gewisser Werth bestimmt, wie viel zu tragen seyn sollte. — Liebe zum Trunke war ein Hauptlaster der Brandenburger, und ihre Biere waren so stark, daß von dieser Stärke vielleicht manche sonderbare Benennung derselben herrührt. So hieß eins derselben „Mord und Todschlag."

Eben so verschwenderisch und fröhlich war man bei dem Kindtaufen. Indeß wurde ein Kind nie eher getauft, bevor nicht die Mutter so weit wieder hergestellt war, daß sie an dem Schmause und dem Tanze Antheil nehmen konnte, so wie überhaupt kein Fest ohne Tanz, welcher damals ein leidenschaftliches Vergnügen aller Stände zu seyn schien, beschlossen. Mehrere Städte hatten vor den Thoren runde grüne Plätze, auf welchen sich die Einwohner durch Tanzen zu vergnügen pflegten.

Das Baden war ein eben so großer Gegenstand des Vergnügens und des Luxus, als des Bedürfnisses. Der Aussatz, jenes asiatische Uebel, welches die Kreuzfahrer aus dem heiligen Lande mitbrachten, und welcher durch die Unreinlichkeit noch mehr verbreitet wurde, gab hierzu Veranlassung. Jede Stadt hatte ihre Badestuben. Nach dem Bade ließ man sich gewöhnlich den Bart abscheeren. Kein Knappe wurde zum Ritter geschlagen, kein Ritter in einem Orden aufgenommen, kein Bräutigam und keine Braut zum Altare geführt, wenn sie nicht vorher gebadet hatten, keine Hochzeit gerühmt, deren Gäste nicht auf Kosten des Bräutigams in's Bad geführt und mit Badehemden beschenkt waren. — Die Geistlichen empfohlen das Baden als ein Reinigungs-

mittel der Seele, und fromme Personen stifteten Seelenbäder in Klöstern und Hospitälern. Hier wurden Arme zu gewissen Zeiten umsonst gebadet, geschröpft und hernach gespeißt. Der Stifter dieser wohlthätigen Badestuben glaubte, daß seine Seele dereinst Linderung und Abkühlung im Fegefeuer empfinden würde.

So abergläubisch, roh und aufbrausend ihr Charakter im Durchschnitt auch war, so hatten sie doch die alten deutschen Haupttugenden: Keuschheit, Ehrlichkeit und Treue nicht verloren. Nur freilich äußerten sich diese Tugenden meistens in der Rohheit, die ihren Geist bezeichnete. — Einen Beweiß ihrer Eifersucht liefert uns folgendes Beispiel. Unter Otto dem Finner (1364) hielt sich Konrad Schütze, Geheimschreiber des Erzbischofs Dietrich von Magdeburg, gewisser wichtigen Angelegenheiten wegen, in Berlin auf. Als dieser eines Tages, nach damaliger Sitte, in die öffentlichen Bäder gehen wollte, frug er eine junge, ihm bekannte Bürgersfrau, die ihm von ohngefähr begegnete, im Scherze: ob sie ihm im Bade Gesellschaft leisten wollte? Aber diese nahm den Scherz übel auf, beschwerte sich darüber bei ihrem Manne, und Schütze wurde einige Tage nachher unerwartet von der Tafel des Herzogs Rudolph von Sachsen auf einen freien Platz geschleppt, und hier, um die Ehre der Keuschheit zu retten, öffentlich enthauptet. Die Berliner konnten hierüber nicht bestraft weredn, weil es ihnen in einem, vom falschen Waldemar erhaltenen und von Ludwig bestätigten, Vorrechte erlaubt war, jeden Fremden und selbst die Hofbedienten ihrer Landesherrn, bei Vergehungen gegen sie nach den Stadtgesetzen zu verurtheilen. — Ihr gegebenes Wort und ihr Handschlag war ihnen noch immer

so heilig, als ein Eid, und ihren Abscheu gegen Wortbrüchige bewiesen sie oft auf die beschimpfendste Art. So ließen einst die Bürger der Stadt Brandenburg einige vierzig magdeburgische Edelleute, die ihr mit einem Handschlage gegebenes Versprechen, das bestimmte Lösegeld zu bezahlen, nicht hielten, tanzend, mit blauen Händen abmalen, weil, nach einer alten Verwünschungsformel, die Hand des Meineidigen verdorren, oder schwarz und blau werden sollte. Der Vornehmste derselben zeichnete sich durch einen weißen Hut, mit einer rothen Schnur umwunden, die damalige Auszeichnung der Henkersknechte, — aus.

Liebe zum Vaterlande, Arbeitsamkeit, Fleiß und Tapferkeit verdienen ebenfalls unter ihre Vorzüge gezählt zu werden. Verbanden sich auch einige Geistliche und Adeliche mit den Feinden des Vaterlandes, so war doch bei weitem der größere Theil der Einwohner patriotisch gesinnt. Waren ihre Waffen nicht mehr so siegreich, als unter der ascanischen Regierung, so ist dies wohl mehr der Unfähigkeit ihrer Anführer, als der Abnahme ihrer Tapferkeit zuzuschreiben.

Die Geistlichkeit wußte sich noch immer in ihrem falschen Ansehen, welches wir oben beschrieben haben, zu behaupten; sie sorgte blos für ihren Magen, und überließ den Kopf des Bürgers dem guten Glücke. — Die Bisthümer vermehrten ihre Besitzungen durch wirklichen Ankauf oder erschlichene Schenkungen, und dehnten ihre Macht und ihr Ansehen immer weiter aus. Im Jahre 1330 wurden die Bischöfe von Brandenburg und Lebus sogar auf einen nach Frankfurt am Main ausgeschriebenen Reichstag eingeladen. Ihre Ei-

telkeit, ihre Sucht nach Titeln stieg immer höher. Schon unter den Ascaniern maßte sich der Hochmuth der Bischöfe den Titel: von Gottes Gnaden an; jetzt setzte sogar die niedere Geistlichkeit diese Formel ihren Schreibereien vor. Hingegen erlaubten sie wieder dem Pabste, seine Macht über die märkischen Stifte zu vergrößern. Die Bischöfe mischten zu ihrem übermüthigen Titel einen knechtischen Beisatz und schrieben: von Gottes und des heiligen apostolischen Stuhls Gnaden. — Die Päbste griffen bald weiter; sie wollten den Kapiteln die Bischofswahl entreißen. Dies gelang ihnen zwar nicht, desto besser aber ihre Bemühung, Geld aus der Mark zu ziehen. — So mußte der Bischof von Brandenburg im Jahre 1369 den sechszigsten Theil aller geistlichen Einkünfte, auf Befehl des Pabstes Urban's V., zur Wiederaufbauung der Abtei Kassino in Neapel, abgeben. Weil das Geld nicht sogleich abgeliefert wurde, so schickte der Pabst einen Nuntius zu Eintreibung der Gelder hin. Dieser forderte und erhielt täglich 15 Goldgulden (Dukaten) Zehrungskosten.

Markgrafen und Churfürsten von Brandenburg aus dem luxenburgischen oder lützelburgischen Hause. 1373–1415 (17.)

Heinrich IV., ein Abkömmling aus dem Hause Luxenburg *), und Karls VI. Großvater, ward (1308) zum deutschen Kaiser gewählt, und erhielt als solcher den Namen des Siebenten. — Die Böhmen, welche da-

*) Die in den Niederlanden gelegene Grafschaft Luxenburg wurde 1354 zum Herzogthum erhoben.

mals ihren letzten König aus dem ehrwürdigen alten Stamme der Krolen verloren, hatten so viel Zutrauen zu ihm, daß sie seinem Sohne, Johann, die böhmische Krone und eine Prinzessin antrugen. Böhmens Besitz gab also vorzüglich dem Hause Luxenburg einiges Gewicht, welches auch Johann benutzte, der endlich kurz vor seinem Tode (1346) noch das Vergnügen erlebte, daß man seinen staatsklugen Sohn, Karl IV., zum Kaiser erwählte.

Der erste Regent aus diesem Hause war

Wenzel,

der zwölfjährige Sohn Kaiser Karls IV., König von Böhmen, der unter der Vormundschaft seines Vaters die churfürstliche Würde in der Mark von 1373—1378 bekleidete. Allein Karl war nicht blos Vormund, sondern wirklicher Regent der Mark, der er den größten Theil seiner Kräfte widmete. Er ist es daher, von dem die folgende Geschichte vorzüglich handeln muß.

Gleich anfangs bemühte er sich um die Liebe seiner neuen Unterthanen, bestätigte und vermehrte ihre Freiheiten, und hielt sich sehr häufig in der Mark, besonders zu Tangermünde, in der Altmark, auf. Hier ließ er ein prächtiges Residenzschloß nebst einer Kapelle aufbauen, wodurch er eine Menge Menschen, die sich bisher durch Betteln, Stehlen und Rauben ernährt hatten, Unterhalt verschaffte.

Zwar war die Mark jetzt aus ihren vorigen Bedrängnissen, Verträge und Bündnisse mit allen benachbarten

Fürsten geschlossen, und die Grenzfestungen wieder hergestellt; aber dennoch besorgte Karls weit aussehender Geist dereinst feindliche Angriffe. Seine vorzügliche Sorge ging daher dahin, die Mark mit Böhmen zu vereinigen. Der damalige Bischof von Brandenburg, Dietrich von der Schulenburg, mußte es übernehmen, die Landstände mit diesem Plane bekannt zu machen, welche ihn auch mit Freuden genehmigten. Sie wurden nun nach Guben beschieden, wo Wenzel als Churfürst von Brandenburg, und seine Brüder, Siegismund und Johann, die Mark auf ewig mit Böhmen verknüpften, und jede künftige Veräußerung der ganzen Mark oder einzelner Theile derselben für ungültig und kraftlos erklärten. Karl bestätigte diese Vereinigung zwar in allen Punkten als Kaiser, in Gegenwart vieler Chur- und Reichs-Fürsten zu Tangermünde, trennte sie aber selbst kurz vor seinem Tode wieder, indem er seinen zweiten Sohn, Siegismund, zum Markgrafen und Churfürsten von Brandenburg ernannte.

Von außen gesichert, wendete jetzt Karl alle Sorgfalt an, die innere Ruhe und die öffentliche Sicherheit wieder herzustellen. Er durchreisete selbst mit bewafneten Reutern das Land, und strafte die Verbrecher, ohne Ansehen der Person. Den Edelleuten untersagte er, ohne seine Erlaubniß Burgen und Schlösser, welche gewöhnlich die Schlupfwinkel der Straßenräuber waren, zu erbauen. Unterrichtet von dem Unfug, der mit Besetzung der Richterstellen vorging, hielt er bei seiner Anwesenheit in der Mark hie und da, vorzüglich aber zu Tangermünde, eigne Hofgerichte, wo jeder freien Zutritt hatte, und ihm seine Klagen vortragen durfte. Den Richtern selbst schenkte er einen Siegelring, mit der Umschrift:

Juste judicate, filii hominum! (Richtet recht, ihr Menschenkinder!)

Nicht weniger sorgte Karl für die Ausbildung des Verstandes und die Verfeinerung der Sitten die Märker. Er zog viele fremde Gelehrte ins Land, und ermunterte die Brandenburger, ihre Kinder auf die in Prag von ihm errichtete Universität, welche damals an 30,000 Studenten enthielt, zu schicken, und belebte durch sein eigenes Beispiel, die Liebe seiner Unterthanen zu den Wissenschaften. Auch ließ er (1375) ein Landbuch von ganz Brandenburg aufnehmen, welches lange im Archive zu Berlin verborgen lag, bis es endlich, unter Friedrich II., durch den Staatsminister Grafen von Herzberg öffentlich, mit Anmerkungen versehen, im Druck erschien. Es enthält eine Beschreibung aller damaligen Städte, Aemter und adelichen Güter der Mark, und man lernt unter andern auch den Werth der Münzen, die Beschaffenheit der Preise und der landesherrlichen Einkünfte daraus kennen. Ein Scheffel Waizen galt 16, Roggen und Gerste 10, Hafer 5 Pfennige. Ein damaliger Groschen betrug 2 Groschen 8 Pfennige nach unserm Gelde, eine Mark Silbers 68 Groschen, folglich etwa $7\frac{1}{2}$ Thaler. Die landesherrlichen Einkünfte betrugen ungefähr 6500 Mark, folglich noch nicht 50,000 Thaler unsers Geldes.

Nicht weniger suchte er den Handel in Aufnahme zu bringen. Er ließ die Mulde in Böhmen schiffbar machen, damit von ihr die Landesprodukte in die Elbe geschifft werden könnten. Tangermünde sollte die Hauptniederlage der Waaren, die von der Elbe anlandeten, so wie Frankfurt von denen, die auf der Oder fortge-

schafft würden, seyn. Im Jahre 1377 reißte er selbst mit großer Pracht nach Lübek, um die Vorsteher des hanseatischen Bundes, nebst dem Rathe der Stadt auf seine Seite zu bringen, und so die Schutzherrschaft und Aufsicht über jenen Bund zu erhalten, welches jedoch sein baldiger Tod vereitelte.

Da seine anderweitigen wichtigen Geschäfte seine Gegenwart bald hier, bald dort erforderten, so ordnete er ein Kollegium an, das in seiner Abwesenheit die Angelegenheiten der Mark besorgte. An der Spitze desselben standen der Lebuser Bischof, Peter, als Kanzler, und der brandenburgische Bischof, Dietrich von der Schulenburg, als Rath. — Seine beiden jüngsten Söhne, Siegismund und Johann, ließ er, unter Aufsicht des Bischof Peter, in Tangermünde zurück, damit sie mit dem Volke, dessen Beherrscher sie dereinst seyn sollten, vertraut werden, sich durch gleiche Sitten, Gebräuche und Sprache demselben nähern, und so dessen Vertrauen und Liebe desto eher erwerben möchten. Karl wünschte jetzt nichts sehnlicher, als seinen ältesten Sohn, Wenzel, noch während seines Lebens als römischen König zu sehen, und brachte es durch seinen Einfluß auch dahin, daß derselbe (1376) dazu erwählt wurde. Dieser mußte sich nun des Besitzes von Brandenburg begeben, und Karl nahm selbst den Titel eines Markgrafen und Churfürsten von Brandenburg an.

Kurz vor seinem Tode vertheilte er seine Länder unter seine drei Söhne. Wenzel erhielt Böhmen und Schlesien, Siegismund die Churmark, und Johann die Neumark und Görlitz (ein Theil der jetzigen Oberlausitz) und einige andere Städte. Mitten in seinen großen Entwürfen entriß ihn der Tod 1378, und

seine Unterthanen wehklagten und trauerten über den Verlust eines weisen, gütigen und gerechten Fürsten. —

Siegismund. 1378—1415 (17).

Siegismund ward also nun Churfürst von Brandenburg, und trat die Regierung in einem Alter von ohngefähr eilf Jahren an, ohne einen Vormund zu haben. Mit ihm hörten die guten Zeiten auf, welche die Mark unter seinem Vater gehabt hatte; denn durch seine Sorglosigkeit fiel dies Land in das namenlose Elend zurück, in welchem es unter den baierschen Fürsten geseufzt hatte. Er kam während seiner Regentschaft nur zweimal in die Mark, welche er Statthaltern überließ, die nicht Ansehn genug hatten, sie vor Plünderung und Gewaltthätigkeit zu schützen. Er betrachtete die Mark nur als ein Mittel zur Ausführung seiner weitläuftigen Plane, und hielt sich die meiste Zeit am Hofe Ludwigs, Königs von Ungarn und Polen, auf, dessen Tochter, Maria, mit ihm verlobt war, in der Hoffnung, einst die Krone von Ungarn und Polen zu bekommen. Alle Einkünfte der Mark mußten ihm hierher geschickt werden, und wenn diese nicht zulangten, so versetzte oder verkaufte er Städte und Ländereien.

Im Jahre 1382 starb Ludwig, und obgleich die Polen noch bei seinem Leben Siegismunden den Eid der Treue geleistet hatten, so erkannten sie ihn jetzt doch nicht für ihren Herrn, sondern wählten Mariens Schwester, Hedwig, zur Königin, die sich mit dem litthauischen Großherzoge Jagello vermählte. — Die ungarischen Stände wollten anfangs eben so wenig, als die Polen, etwas von Siegismund wissen; sie ernann-

ten seine Braut, Maria, zum König *), wurden aber bald mit ihr unzufrieden, und übergaben dem Könige von Neapel, Karl, die Krone. Zwar ließ diesen Elisabeth, Mariens Mutter, ermorden; aber der innerliche Krieg wurde nur mit größerer Erbitterung fortgesetzt, und Maria, die sich unterdeß in aller Eil mit Siegismund vermält hatte, nebst ihrer Mutter gefangen genommen. Letztere starb in der Gefangenschaft. Maria aber wurde von ihrem Gemale, der mit Truppen und Geld herbeieilte, wieder befreit, und als Königin von neuem anerkannt. Siegismund erreichte endlich seinen Zweck, und erhielt im Jahre 1387 die ungarische Königswürde.

Die Brüder Jobst und Prokop, Markgrafen von Mähren, Söhne des oben erwähnten Johann Heinrichs, ersten Gemals der Margaretha Maultasche, Siegismunds Oheim, hatten diesem in seinen polnischen und ungarischen Kriegen mit Geld und Truppen unterstützt, und daher ansehnliche Forderungen an ihn zu machen. Die Schuldenlast, und der ungeheure Geldaufwand, dessen er jetzt bedurfte, um sich auf seinem noch wankenden Thron zu erhalten, machten es Siegismund zur Unmöglichkeit, an Wiederbezahlung zu denken. Er kam daher auf den unglückseligen Gedanken, die ganze Mark an seine Vettern zu verpfänden, welches auch im Jahre 1388 wirklich zu Stande kam, unter der Bedingung, daß sie an seine Brüder, Wenzel und Johann, wieder zurückfallen sollte, wenn Siegismund ohne Erben stürbe.

---

*) In Ungarn kann auch eine Prinzessin in der Regierung folgen, welche aber alsdann nicht Königin, sondern König genannt wird.

Jobst, Pfandinhaber der Churmark.
1388—1411.

Jobst trat die Regierung an, und unter ihm gerieth die Mark in einen elenden und erbärmlichen Zustand. Er war geizig und unbarmherzig, und kam nur dann aus Mähren in die Mark, wenn er Geld brauchte; hatte er genug zusammengescharrt, die Domainen verkauft und verpfändet, so reisete er wieder weg. Die von ihm bestellten Statthalter hielten sich theils ebenfalls außerhalb des Landes auf, theils dachten sie eben so, als er, und nahmen den Unterthanen alles ab. Jeder suchte sich also selbst Recht zu verschaffen; der Stärkere unterdrückte den Schwächern; die Edelleute raubten und plünderten ungestraft, wenn sie ihren Raub mit den Statthaltern theilten.

Dieses zerrütteten Zustandes bedienten sich die Nachbarn, und rissen mehrere Stücke Landes von der Mark ab. Die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg hatten die Grenzen der Altmark geschmälert und viele Oerter derselben zu ihrem Gebiete gezogen. Gegen diese ging Jobst jetzt zu Felde, wurde aber geschlagen, Schnakenburg (1389) erobert und Salzwedel geplündert. Kleinmüthig über dies Mißlingen seines ersten Versuches, dachte Jobst an keinen zweiten mehr, zog nach Mähren (1390) zurück, und überließ nun das Schicksal des Landes den Statthaltern mit gänzlicher Vollmacht, welche (1391) mit den Lüneburgern einen Waffenstillstand schlossen. Nach diesem sollten beide Partheien, bis nach ausgemachter Sache, gleichen Antheil an Schnackenburg haben. Lüneburg hat sich indessen in dem Alleinbesitz bis auf unsere Zeiten zu behaupten gewußt.

Diesen Zeitpunkt benutzten die Edelleute, denen ganze Städte und die mehresten Zölle verpfändet worden waren, noch mehr zur Befriedigung ihrer Raub- und Habsucht. Sie spotteten der Statthalter, überfielen die Reisenden und plünderten die Städte, welche jetzt, zur Abwendung dieser Gewaltthätigkeiten, eigenmächtige Bündnisse schlossen. So vereinigten sich (1394) die Städte Brandenburg, Rathenow, Berlin, Spandow und Kölln zur Aufrechthaltung des Landfriedens.

Albrecht IV., Erzbischof von Magdeburg, ein unruhiger, kriegerischer und harter Mann, suchte aus dieser Schwäche seinen Vortheil zu ziehen, und befestigte das an der märkischen Grenze liegende Schloß Milow, von wo aus er über Brandenburg herzufallen gedachte. Lippold von Bredow, damaliger Statthalter, ahndete die bevorstehende Gefahr, und suchte die ihm gefährlichen Festungswerke zu zerstören. Allein sein Unternehmen mißlang; die Seinigen wurden geschlagen, er selbst gefangen, und Rathenow, durch die schändliche Verrätherei des Hauptmanns von Treskow, erobert. Im Jahre 1396 versöhnten sich Jobst und Albrecht, und verglichen sich dahin, daß der Letztere die Stadt Rathenow wieder abtrat und den gefangenen von Bredow seiner Haft entließ, Jobst aber 600 Schock böhmischer Groschen zur Entschädigung bezahlte.

Die Mark war jetzt durch Erpressungen aller Art so erschöpft, daß sie Jobsts Geldhunger nicht mehr stillen konnte. Er verfiel daher auf eben das Mittel, das ehemals Siegismund in seiner Geldnoth gebraucht hatte: er beschloß, Brandenburg zu verpfänden. Sein Schwager Wilhelm I., der Einäugige, Markgraf von

Meißen, schoß ihm 40,000 Schock prager Groschen oder 120,000 Goldgülden darauf vor. Dieser verband sich sogleich zu Perleberg mit den mecklenburgischen Fürsten und den Hanseestädten, um den Straßenräubereien ein Ende zu machen und die Ruhe wieder herzustellen. Seine gute Regierung dauerte indeß nicht lange; denn schon gegen das Ende des Jahrs 1398 übernahm sie Jobst selbst wieder.

Nun brachen die Räubereien und Gewaltthätigkeiten des Adels von neuem los. Dietrich und Hans von Quitzow waren so mächtige Räuber, daß sie beinahe gar keinen Widerstand mehr fanden, und mehr Ansehen, als Jobst und seine Statthalter hatten. Sie überfielen einst sogar den von Jobst bestellten Statthalter, Günther von Schwarzburg, als er bei Tangermünde über die Elbe setzen wollte, und raubten ihm ungestraft seine schönsten Sachen. Den Herzog Johann von Mecklenburg, den Jobst nach Berlin zu kommen bat (1407), und sicheres Geleit mitgab, überfielen sie bei Liebenwalde, führten ihn auf ihr festes Raubschloß Plauen, bei Brandenburg, und ließen ihn gegen zwei Jahre in einer harten Gefangenschaft schmachten.

Im Jahre 1409 kam Jobst zum Letztenmale in die Mark, berief die Abgeordneten der Städte und die Landstände nach Tangermünde, und forderte eine beträchtliche Summe, um die verpfändeten Kammergüter wieder einzulösen. Ohnerachtet man anfänglich seinen Antrag mit aller Freimüthigkeit zurückwieß, so wußte er ihn dennoch durch Schmeicheleien und Versprechungen glücklich durchzusetzen, lösete aber nicht nur nichts ein, sondern verpfändete sogar noch mehrere Güter, und zog

mit seinem Raube nach Mähren. Jobst strebte jetzt sogar nach der deutschen Kaiserwürde. Er hatte auch die Freude, seine Bemühungen erfüllt zu sehen, und wurde (1410) von einigen Churfürsten zum Kaiser erwählt, ungeachtet Siegismund, König von Ungarn, schon früher von andern dafür anerkannt worden war. Sein Glück dauerte indessen nur kurze Zeit. Im Jahre 1411 starb er zu Brünn in Mähren, ehe er noch gekrönt worden war, im 60sten Jahre seines Alters, ohne Kinder, und die Churmark Brandenburg fiel jetzt an den nunmehrigen Kaiser Siegismund zurück *).

Schon früher hatte er von seinem Bruder, Johann, welcher 1395 gestorben war, die Neumark geerbt. Die Ober- und Nieder-Lausitz aber, welche Johann mit besessen hatte, war an Böhmen gefallen. — Von der Regierung dieses Fürsten ist wenig bekannt. Er war seinem Bruder Siegismund und seinem Vetter Jobst sehr ähnlich; eben so wollüstig, verschwenderisch und träge, wie jene. Johann behielt die Neumark bis an seinen Tod, ob er gleich (1392) schon Willens gewesen war, sie aus Geldmangel zu verpfänden. Siegismund aber führte dies wirklich aus; denn kaum war er im Besitz der Neumark, so bot er sie mehreren Fürsten an, und der deutsche Ritterorden in Preussen kaufte sie (1402) für 63200 ungarische Gulden, oder Dukaten, unter der Bedingung, daß Siegismund, Wenzel, Jobst oder deren Erben sie für dieselbe Summe wieder

*) Prokop, Jobsts Bruder, war schon 1402 gestorben. Der König Siegismund zerfiel mit ihm, nahm ihn gefangen und ließ ihn im Gefängnisse zu Brünn verhungern.

einlösen könnten. Diese Wiedereinlösung erfolgte jedoch nicht, und das Land blieb ein erbliches Eigenthum des Ordens, bis Churfürst Friedrich II. sie für 100,000 Goldgülden wieder durch einen Kauf an sich brachte (1455).

Siegismund ließ sich durch Bevollmächtigte von neuem (1411) auf einem Landtage zu Berlin huldigen, und die Märker thaten es mit Freuden, in der Hoffnung, in ihm den Wiederhersteller ihrer Ruhe und Ordnung zu finden. — Allein Siegismund, mit ganz andern Entwürfen beschäftigt, beschloß, sich der drückenden Last der brandenburgischen Regierung gänzlich zu entziehen. Er verpfändete sie von neuem, und diesmal an einen Mann, der wegen seiner Einsichten, seiner Thätigkeit und seiner Macht am fähigsten war, der Erretter von Brandenburg zu werden. Dies war der Graf von Hohenzollern, Friedrich VI., Burggraf zu Nürnberg, der Siegismund nicht nur in dem Türkenkriege aufs thätigste unterstützt, und seinen wankenden Königsthron in Ungarn aufrecht erhalten, sondern ihm auch bei der Kaiserwahl die wichtigsten Dienste geleistet, und überdieß noch 100,000 Goldgülden vorgeschossen hatte. Er machte daher (1411) zu Ofen einen Vergleich mit dem Burggrafen, nach welchem er ihm für diese Summe die Mark Brandenburg überließ, sich jedoch das Wiedereinlösungsrecht vorbehielt.

Im Jahre 1412 kam Friedrich in der Mark an, forderte die Stände auf einen Landtag nach Neu-Brandenburg, legte ihnen seine Bestallung vor, und ward von ihnen und einem Theil des Adels sogleich gutwillig gehuldigt. Hingegen hatten Dietrich und Hans von Quitzow, Kaspar Gans von Puttlitz, Wichard

von Rochow, nebst ihren Lehnsleuten und dem ganzen havelländischen Adel, und noch mehreren andern, ein Bündniß gemacht, den neuen Pfandinhaber nicht anzuerkennen. Die Leutseligkeit des Burggrafen indessen, und die Beredsamkeit des Abts zu Lehnin, stimmten viele von den Havelländern um. Friedrich versuchte alles Mögliche, auch die übrigen durch Güte und Herablassung zu gewinnen, ließ sie mehrere Proben seiner Gnade erfahren, und zog sie selbst öfters an seine Tafel. Frech genug nahmen sie alles an, beharrten aber dennoch in ihrer Widersetzlichkeit. Sie vereinigten sich endlich mit den pommerschen Herzogen, überfielen an der Spitze eines ansehnlichen Heeres den unvorbereiteten Friedrich, und behielten in einer Schlacht am Kremmerdamme die Oberhand.

Friedrich beschloß nun, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Er verband sich mit dem Churfürsten Rudolph von Sachsen, dem Erzbischof Günther von Magdeburg, dem Herzog Wenzel von Pommern-Wolgast und mehreren andern Fürsten, und bewog den Kaiser, die Reichsacht wider die Empörer, und die schärfsten Befehle zur Niederlegung der Waffen an die Herzoge von Pommern ergehen zu lassen.

Von so mächtigen Bundesgenossen unterstützt, hielt es ihm nicht schwer, die Widerspenstigen in die Enge zu treiben. Die Empörer flüchteten sich jetzt in ihre festen Schlösser, und verließen sich auf ihre starken Burgmauern, deren einige 14 Fuß dick waren. Die wichtigsten davon wurden sogleich belagert, und durch Hülfe einer vier und zwanzigpfündigen Kanone, Friedrichs ganzer Artillerie, welche nur langsam fortgebracht werden konnte, und

deshalb die faule Grete genannt wurde, erobert und zerstört. — Wichard von Rochow wartete die Belagerung seiner Burg nicht einmal ab, sondern erschien mit einem Stricke um den Hals und bat um Gnade, die er auch erhielt. Der von Puttlitz wurde unweit Spandau ergriffen und nach Ziegesar ins Gefängniß gesetzt, aus welchem er erst nach vier Jahren unter der Bedingung befreit wurde, daß er die an ihm verpfändete Stadt Lenzen unentgeldlich herausgeben mußte. Hans von Quitzow suchte sich durch die Flucht zu retten, ward aber ergriffen und endigte in Kalbe an der Saale sein schändliches Leben im Kerker. Sein Bruder, Dietrich von Quitzow, entrann zwar jetzt der Aufmerksamkeit seiner Gegner, wurde aber bald darauf, als er, während Friedrichs Abwesenheit neue Gewaltthätigkeiten verübte, und sogar die Stadt Nauen, im Havellande, in Brand steckte, nicht nur völlig aus dem Lande vertrieben, sondern auch mit der kaiserlichen Reichsacht belegt. Unstätt und flüchtig, streifte er überall im Elende umher, und starb endlich, gebrandmarkt durch seine Laster, verachtet von jedem Edlen, und verlassen von allem Schutze, bei seinem Schwager von Veltheim zu Harpke bei Helmstädt (1417). — Friedrichs milde Denkart ließ den Kindern der Quitzow nicht die Schuld der Väter büßen, sondern gab ihnen die eingezogenen Erbgüter in der Priegnitz zurück.

Kaiser Siegismund hielt jetzt jene berühmte Kirchenversammlung zu Kostnitz, die den 5ten Novemb. 1414 eröfnet, und den 22sten April 1418 geschlossen wurde, und sich, außer der bekannten Verbrennung des Johann Huß, besonders noch dadurch verewigt hat, daß während derselben die Mark Brandenburg völlig an

Friedrich abgetreten wurde; eine Begebenheit, die es verdient, kürzlich erläutert zu werden. — Siegismund lud auch unsern Friedrich ein, dabei zu erscheinen. Dieser nahm es an, und traf 1415 in Kostniz ein. Die Streitigkeiten wegen Absetzung des Pabstes, Benedikts XIII., den der spanische König, Ferdinand von Arragonien, unterstützte, wurden so heftig, daß sich Siegismund entschloß, selbst nach Spanien zu reisen, um den König und das Volk von der Parthei Benedikts abzuziehen, und sie zur Absendung ihrer Bischöfe und Prälaten an das kostnitzer Koncilium, woran sie überhaupt noch gar keinen Antheil genommen hatten, zu bewegen. Allein zur Ausführung dieses Planes bedurfte er Geld. Er wandte sich also von neuem an unsern Burggraf, und erhielt abermals 250,000 Dukaten von ihm, zu denen noch, außer den vorher schon vorgestreckten 100,000 Dukaten, 50,000 gekommen waren. Die ganze Schuld betrug daher jetzt 400,000 Dukaten. Da er jetzt kein Land mehr hatte, das er ihm hätte verpfänden können, so wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er dem Burggrafen die ganze Mark Brandenburg, nebst der Chur- und Erz-Kämmererwürde und allen dazu gehörigen Rechten, erb- und eigenthümlich, doch so, daß seine Nachkommen das Recht des Wiederkaufs behielten, um obige Summe verkaufte. Diesen Vorbehalt durfte jedoch Friedrich nicht fürchten, da sowohl Siegismund, als sein Bruder Wenzel, stets geldbedürftig, bis jetzt noch ohne männliche Erben, und überhaupt in einem solchen Alter und in solchen Umständen waren, daß keine mehr leicht vermuthet werden konnten. — Friedrich erhielt die Urkunde seines Kaufs, und nahm darauf zu Berlin von den Ständen die Erbhuldigung ein, welche

Stadt von diesem Zeitpunkt an die Residenz der folgenden Churfürsten und die Hauptstadt des Landes ward.

Die öffentliche Belehnung Friedrichs mit der Chur- und Erz-Kämmererwürde wurde den 18ten April 1417 mit großer Pracht in Gegenwart aller Chur- und mehrerer Fürsten vollzogen. — Ein Tag, der für die Mark ewig denkwürdig seyn muß; denn mit ihm beginnt die Reihe derer Regenten, unter denen das Land, obgleich nach mancherlei Stürmen, endlich einen beneidenswerthen Glanz von Macht und Wohlstand, von Größe und Ansehen erreicht hat! —

Länderbestand und ihre Verfassung unter der Regierung der luxenburgischen Fürsten.

Während der 44jährigen schwachen Regierung des luxenburgischen Hauses war unterdeß die Mark, wegen häufiger Abwesenheit der Landesherrn, ihrer schlechten Regierung und üblen Haushaltuug, wegen der häufigen Veränderung und des geringen Ansehns der Statthalter, und wegen der unbändigen Freiheit des gar zu mächtigen Adels, in den beklagenswürdigsten Zustand versunken. Karl IV. allein zeichnete sich auf eine vortheilhafte Art aus. Die übrigen Fürsten verpfändeten oder verkauften, aus Geldmangel, ihre schönsten Provinzen. — So kam es, daß der unter dem Hause Anhalt so blühende und mächtige Staat nach und nach endlich so zusammenschmolz, daß er zuletzt nur noch aus der Altmark, Priegnitz, Ukermark und Mittelmark

bestand. Folglich hatten die brandenburgischen Länder, in einem Zeitraume von noch nicht hundert Jahren, durch die schlechte Regierung ihrer Fürsten, über drei Viertheile ihrer Größe eingebüßt.

Auch in Hinsicht der Aufrechthaltung und Verbesserung des Justizwesens war Kaiser Karl IV. der Einzige, der sein Augenmerk darauf wandte, gegen die Ungerechtigkeit der Richter schützte, und vorzüglich die Verordnungen schärfte, wodurch die Ordalien gänzlich aufgehoben wurden. Wir finden von ihnen seit dieser Zeit keine weitere Spur.

Die räuberischen Streifereien und Befehdungen des Adels mußten die Unsicherheit der Landstraßen, den Verfall des Handels, der Gewerbe und der Industrie unausbleiblich zur Folge haben. — Die Handthierungen der Städte wurden saumseliger betrieben, die Thätigkeit erschlaffte, der Gewerbfleiß verlosch. Mehrere Häuser standen von ihren Einwohnern entblößt, welche theils die Pest hinweggerafft, theils Armuth und Verzweiflung aus der väterlichen Wohnung vertrieben hatte. Gleiche Ursachen erzeugten auch auf dem platten Lande gleiche Wirkungen. Der Landmann verfiel in Gleichgültigkeit und Trägheit, und ließ einen Theil seiner Aecker wüste liegen. Die ungebauten Felder versandeten und verwilderten, und wurden mit Dornen und Strauchwerk bedeckt. Die Weinberge, die Gärten wandelten sich in Wildnisse um; die grasreichsten Wiesen, die fettesten Triften, die schönsten Hütungen, wurden größtentheils mit Flugsande bedeckt. Und so schlugen Armuth und Hunger ihre Wohnsitze da auf, wo vorher Reichthum und Ueberfluß geherrscht hatten.

In einem Lande, wo Krieg und Zwietracht wüthen, und Mangel und Armuth sich an ihr trauriges Gefolge reihen, da ist kein Wohnsitz für die friedlichen Musen. Künste und Wissenschaften lagen ohnehin noch im tiefen Schlummer, die Schulen und Klöster höchst unwissender Mönche waren die einzigen Anstalten, worin die Jugend unterrichtet wurde. Der ganze Unterricht bestand im Auswendiglernen des Vaterunsers, des Glaubens, in Lesenlehren und in Unterweisung, wie man sich kreuzigen und beim öffentlichen Gottesdienste und bei Prozessionen geberden müsse. Die, welche eine höhere Bildung erhalten sollten, lernten noch die Grammatik und einen Kalender auswendig, der aus barbarischen lateinischen Versen bestand. Für jeden Monat waren zwei Verse bestimmt, welche in so vielen Silben, als der Monat Tage hatte, die verkürzten Namen aller Heiligen und Festtage enthielten. Die Schüler waren mehr mit Singen vor den Häusern, auf Hochzeiten und Kindtaufen, bei Prozessionen und Hinrichtungen, als mit Lernen beschäftigt. Auch die Lehrer nahmen an dergleichen Beschäftigungen Antheil, verweilten noch länger bei den Schmausereien und betrachteten den Unterricht als Nebensache. Während ihrer Abwesenheit mußten die ältern Schüler, die man Bacchanten nannte, die jüngern, welche Schützen hießen, unterrichten. Die großen Bacchanten gingen dann mit den kleinen Schützen oft unbarmherzig um, zogen nicht selten mit ihnen auf den Dörfern umher, verleiteten oder zwangen sie zum stehlen und zu allerlei Lastern, und gefielen sich in diesem lüderlichen Leben so wohl, daß man oft 30jährige Bacchanten sah. So sehr auch Kaiser Karl IV. die Wissenschaften schützte, so war doch von seiner kurzen vormundschaftlichen Regierung in dieser Hinsicht nichts zu erwarten.

Es werden zwar einige Märker aus dieser Periode mit dem Namen „Gelehrte" beehrt; sie scheinen indessen nicht sowohl ihrer Gelehrsamkeit, als wegen anderer Verdienste, des Anführens werth zu seyn. — Dietrich Klagelwied, eines Tuchmachers Sohn aus Stendal, schwang sich bis zur geistlichen Fürstenwürde empor. Er erlernte im Kloster Lehnin, so viel ein Geistlicher damals bedurfte, und wurde hernach Verwalter des Klostervermögens. Durch Sparsamkeit, Ordnung und gute Wirthschaft, befreite er das Kloster von Schulden, und machte es wieder wohlhabend. Kaiser Karl IV. lernte seine Haushaltungskunst bei einem Besuche zu Lehnin kennen; er nahm ihn mit sich und machte ihn zum Schatzmeister und Statthalter von Böhmen, wo er sich nicht minder als Muster eines weisen Finanzraths zeigte. Neidische Menschen verläumdeten ihn, und als Karl Rechnung von seinem Haushalten forderte, antwortete er ihm sogleich: „Als ich mein Amt bekam, hatte ich nichts, als meine Kutte und einige Pfennige. Giebt man mir diese zurück, so gehört alles andre, was ich erspart habe, Euch, großer Kaiser, an. Dies ist meine kurze und aufrichtige Rechnung." Diese Rechtfertigung befestigte ihn in der Gunst des Kaisers von neuem, und er wurde durch dessen Empfehlung kurz darauf (1361) zum Erzbischof von Magdeburg erwählt. — Johann Wepelitz, ein anderer Märker, gleichfalls aus bürgerlichem Stande, zu Wilsnack geboren, stieg bis zur Würde eines Bischofs von Havelberg. Er ist der erste Brandenburger, der den Titel: Magister der Universität zu Paris, führte. — Unter dem Adel zeichnete sich vorzüglich der Bischof Dietrich von der Schulenburg aus, der zugleich weltlicher Rath Karls IV. war, wofür er 100 Mark Besoldung bekam.

Auch in dieser Periode fuhr der Geiz und die Habsucht der Priester fort, die Unwissenheit und Roheit der Laien zu unterhalten und zu befördern, die Sinne zu betäuben und die Vernunft zu unterdrücken. Das auffallendste Beispiel hiervon giebt uns das Wilsnacker Wunderblut. — Wilsnack nemlich, des oben erwähnten Bischofs Wepelitz Geburtsort, damals ein Dorf, jetzt eine Stadt im havelbergischen Kreise, in der Priegnitz, war im Jahre 1383 durch Heinrich von Bülow ausgeplündert und in einen Aschenhaufen verwandelt worden. Die unglücklichen Einwohner durchsuchten nachher den Schutt der eingeäscherten Gebäude, um zu sehen, ob sie noch einige unversehrte Sachen finden könnten, und Johann, aus eben der Absicht, die Trümmer der abgebrannten Kirche. Hier entdeckte er denn, daß auf dem steinernem Altare die Wachslichter nicht geschmolzen und die Altarbücher von der Flamme nicht verzehrt waren. So erstaunenswürdig dies war, so bemerkte er bald ein noch größeres Wunder. Er fand drei vor dem Brande eingesegnete Hostien, auf denen Blutstropfen standen, die sie zusammenklebten. Die Geistlichen, welche die Hostien natürlich selbst gefärbt hatten, gaben mit heiligem Betruge vor, daß das Blut des Erlösers aus ihnen geschwitzt wäre. Der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Havelberg, Brandenburg rnd Lebus, bekräftigten diesen Betrug, und reizten durch große Versprechungen alle Welt zu Wallfahrten nach Wilsnack. Für eine Meile hierher wurde ein vierzehntägiger Sündenerlaß, für jeden feierlichen Umgang um die Kirche und für jede Anbetung des Wunderbluts, auf vierzig Tage Erlösung aus dem Fegefeuer versprochen. Hohe und Niedere, nicht nur aus der Mark, sondern auch aus ganz Deutschland, ja aus Dännemark,

Schweden, Norwegen, Polen und Ungarn kamen schaarweise nach Wilsnack, welches nun aus einem Dorfe in eine Stadt verwandelt wurde.

Noch nicht zufrieden mit den Vortheilen, die sie von dem Aberglauben dieser zahlreichen Wallbrüder zogen, erfanden die Pfaffen eine sogenannte Sündenwage. Der Pilger nemlich, der Vergebung seiner Sünden suchte, mußte in eine Schaale treten, und in die andere Geld oder Brod, Butter, Käse, Speck, Eier ꝛc. oder sonstige Lebensmittel legen, und die Wagschaale kam nicht eher ins Gleichgewicht, als bis so viele Gaben in der Schaale lagen, als die Sünden des Büßenden schwer waren. Reiche Leute waren daher, wie man leicht denken kann, die größten Sünder. — Der Bischof zu Havelberg selbst nahm an diesem heiligen Blutgelde Theil, indem er die Einrichtung traf, daß die Pilger bei ihrer Abreise bleierne Zeichen, in Gestalt einer Hostie geschlagen und mit drei rothen Flecken versehen, kaufen mußten, welche dann, zu Jedermanns Schau, an die Hüte gesteckt wurden. — Johann Huß und andere einsichtsvolle und redliche Männer eiferten zwar wider diese Greuel; aber dennoch behielt der Aberglaube die Oberhand, bis endlich der lutherische Prediger, Joachim Ellefeld, im Jahre 1552, diesem Unwesen mit Verbrennung der Hostien eine Ende machte.

Die Churfürsten von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern.

Das Haus der Grafen von Hohenzollern gehört unstreitig zu den ältesten in Deutschland; seine Urgeschichte verliert sich aber in der Dunkelheit der Vorzeit. Der Stifter desselben soll Tassilo gewesen seyn, zu den Zeiten Karls des Großen (802) gelebt, und die noch jetzt blühenden zollerischen Lande in Schwaben besessen haben. — Eine ehrwürdige Burg, welche Hohenzollern heißt, auf einem hohen Berge in dieser Gegend liegt, 1423 zerstört, 1454 aber wieder aufgebaut wurde, gab diesen Landen den Namen. — Im zwölften Jahrhundert werden seine Nachfolger bekannter und merkwürdig. Graf Konrad I. wird für den ersten Burggrafen von Nürnberg gehalten, der das Burggrafthum durch seine Vermählung mit der Gräfin Vohburg in Franken, eine Schwester der Kaiserin Adelheid, deren Vorfahren die burggräfliche Würde bekleidet hatten, bekam *). — Dieses Burggrafthum bestand

*) Die Einrichtung der Burggrafschaften fällt in die frühesten Zeiten. — So wie die Kaiser vormals zur Beschützung der Grenzen oder Marken, Grafen ansetzten, welche daher Markgrafen genannt wurden, eben so verordneten sie auch andere Grafen, welche ihre Burgen oder Schlösser beschützten, und in denselben und in den umliegenden Gütern die Gerichtsbarkeit in ihrem Namen verwalten mußten. Da sie sich nun gewöhnlich in der Burg aufhielten, so

in der Burg zu Nürnberg, wo die Burggrafen die Gerichte verwalteten, und das umliegende Land beschützten; in dem Besatzungsrecht des Thors an der Burg; in der jährlichen Steuer von zwölf Pfennigen von allen Fabriken der Stadt und in andern Rechten. Das Landgericht des Burggrafthums erstreckte sich sehr weit, und die Burggrafen konnten in Franken, Sachsen, Baiern, Schwaben, ja in den Niederlanden und in der Schweiz Recht und Gerechtigkeit handhaben. Anfangs mußten sie in eigner Person Recht sprechen; in der Folge aber erlaubte ihnen der Kaiser, Landrichter an ihrer Stelle zu ernennen. Seit 1452 ist dies Gericht nach Anspach verlegt worden, wo es jährlich viermal gehalten wird; es sind aber demselben jetzt nur noch wenige Stände des fränkischen Kreises unterworfen.

Im Alter übergab Konrad seinem Sohne, Friedrich I., das Burggrafthum, welcher 1218 starb. Ihm folgten seine beiden Söhne, Konrad II. und Friedrich II., welche ihre Güter merklich vermehrten. Ihr Nachfolger, Friedrich III., erhielt vom Kaiser Rudolph von Haösburg das Herzogthum Franken, und seine Gemalin, Elisabeth, aus dem Hause Meran, brachte ihm Baireuth und Kadolsburg zu. Er starb 1297. Ihm folgte sein Sohn, Johann I., und diesem sein Bruder, Friedrich IV. Dieser war ein Anhänger

---

nannte man sie Burggrafen. — Nach und nach, besonders während der Unruhen, in welche Deutschland durch das große Zwischenreich von 1250 bis 1273 gesetzt wurde, machten sie ihre Würden erblich, und suchten durch Heirathen und andere Verbindungen ihre Macht zu vergrößern.

Ludwigs von Baiern wider Friedrich den Schönen von Oesterreich, und seine Tapferkeit trug sehr vieles zu dem Siege bei Mühldorf bei, wo er Friedrich von Oesterreich und eine Menge österreichischer Edelleute gefangen bekam. Jenen lieferte er dem Kaiser aus, diese aber ließ er unter der Bedingung frei, daß sie ihre Güter von ihm zur Lehn nehmen sollten; und dies ist der Ursprung der Lehnsträger, welche die brandenburgischen Markgrafen in Franken noch jetzt in Oesterreich haben. Er brachte auch Hof, Wonsiedel und Anspach an das Burggrafthum, und starb 1332. Ihm folgte sein Sohn, Albrecht I., der Schöne, der seine Länder durch die Oerter Culmbach, Plassenberg u. s. w., die er vom Grafen von Orlamünde kaufte, vermehrte. Er starb 1361, und sein Nachfolger war Friedrich V., ein Liebling Karls IV., der ihn 1362 zum Feldhauptmann und kaiserlichen Reichsvikarius ernannte, und 1363 zum Reichsfürsten erhob. Er starb 1398, nachdem er vorher seine Länder unter seine beiden Söhne vertheilt hatte. Der älteste, Johann, bekam die Lande oberhalb des Gebürges, das heutige Baireuth. Dies war ein kriegerischer Fürst, der den damaligen Kaiser Siegismund in allen Feldzügen wider die Türken und Ungarn begleitete, und ihm in der Schlacht bei Nicopolis das Leben rettete. Er erwarb Crailsheim und Erlangen. Im Jahre 1420 starb er ohne Erben, und seine Länder fielen an seinen jüngern Bruder, Friedrich VI., der in der Theilung die Lande unterhalb des Gebürges, das heutige Anspach, bekommen hatte. Als Burggraf hinderte er den Ausbruch des Krieges zwischen Kaiser Ruprecht und dem abgesetzten Wenzel, begleitete jenen auf seinem Zuge nach Italien, leistete König Siegismund nützliche Dienste in Ungarn, beförderte, als Churbran-

denburgischer Wahlgesandter, dessen Wahl zum Kaiserthum, und erhielt endlich, wie in dem vorigen bereits erzählt worden ist, von demselben das Churfürstenthum Brandenburg.

Friedrich I. war 1372 geboren, und regierte von 1415—1440.

Gleich nach dem wirklichen Antritt seiner Regierung, noch auf der kostnizer Kirchenversammlung, wurde er mit Herzog Ludwig dem Bärtigen von Baiern-Ingolstadt in Streitigkeiten verwickelt, die ihm langwierige Fehden zuzogen. Dieser wurde inzwischen von seinem Sohne, Ludwig dem Bucklichen, der Länder und Freiheit beraubt, welcher sich mit dem Churfürsten verglich und dessen Prinzessin, Margaretha, heirathete (1438).

Wichtiger ist der Krieg, den Friedrich mit den Mecklenburgern zu führen genöthigt ward. Brandenburg hatte seit den ältesten Zeiten unter den anhaltischen Markgrafen die Lehnsherrschaft über ganz Mecklenburg, wo damals zwei regierende Linien waren: eine, welche die herzogliche Würde vom Kaiser Karl IV. (1348) bekommen hatte, und wozu die Herzoge von Schwerin und Stargard gehörten; die andere, welche nur die fürstliche Würde hatte, und wozu die Fürsten von Wenden und Herrn von Werle gehörten. Während der unruhigen baierschen Regierung suchten die Mecklenburger sich von dieser Lehnsverbindlichkeit loszumachen, und Kaiser Karl IV. erklärte ihr Land für ein Reichslehn. Als er aber nachher selbst Beherrscher der Mark ward, mußten die Herzoge seine Lehnsherrschaft

anerkennen, wollten aber nach seinem Tode nichts mehr davon wissen. Unterdeß hatten sich die Herzoge von Mecklenburg mit den Fürsten von Wenden und Herrn von Werle entzweit, und die letzten suchten Schutz bei unserm Churfürsten, und erkannten seine Lehnsherrschaft an. Dies bewog die Herzoge, sich mit ihnen auszusöhnen (1417) und sie zu bereden, daß sie ihnen die Erbfolge in ihren Landen zugestanden. Sie verstärkten sich nun durch Bündnisse mit den Pommern und dem Herzoge von Sachsen-Lauenburg, fielen in Abwesenheit des Churfürsten ins Land, drangen bis in die Mittelmark und verwüsteten alles mit Raub und Brand. Sie belagerten endlich die Stadt Strausberg, wurden aber von der Besatzung bis über die Grenze zurückgetrieben und Herzog Johann III. gerieth auf diesem Rückzug in die Gefangenschaft. Friedrich kehrte jetzt in seine Staaten zurück, rächte den Friedensbruch durch einen Einfall im Mecklenburgischen, eroberte und zerstörte das Schloß Gorlose und streifte weit im Lande herum.

Hierauf wandte er seine Waffen gegen die Pommern, welche, während den mancherlei Unruhen und Verwirrungen in der Mark, den größten Theil der Ukermark an sich gerissen hatten, schlug sie bei Angermünde, eroberte diese Stadt, Prenzlow und noch andere Oerter. Unter Vermittelung des Kaisers, kam mit den Mecklenburgern und Pommern zu Perleberg (1420) ein Vergleich zu Stande, in welchem diese für ihre etwanigen Ansprüche auf die Ukermark 5000 Schock böhmischer Groschen erhielten. Der Krieg brach jedoch bald von neuem aus (1424). Die Mecklenburger fielen in die Priegnitz, wurden aber von dem Churprinzen Johann bei Pritzwalk (1425) aufs Haupt geschlagen, und

dadurch gezwungen, zu Perleberg Friede zu schließen, und der Priegnitz gänzlich zu entsagen. Die Pommern, welche zu gleicher Zeit Prenzlow erobert hatten, welches ihnen Johann wieder entriß, verloren jetzt alle Hoffnung, die Ukermark wieder zu erobern, und thaten völlig Verzicht auf dieses Land. — Herzog Johann erhielt endlich seine Freiheit dadurch wieder, daß er seine Lande von dem Churfürsten zur Lehen nahm.

Nach dem Tode Albrecht III., letzten Churfürsten von Sachsen aus dem anhaltischen Geschlecht, der 1422 ohne Erben starb, machte Friedrich Ansprüche auf dieses Land, welches damals nur aus dem jetzigen Churkreise bestand. Er gründete diese theils darauf, weil dasselbe ehemals schon zu Brandenburg gehört hatte, theils weil sein Sohn, Johann, eine sächsische Prinzessin, Barbara, eine Nichte des verstorbenen Churfürsten, zur Gemalin hatte. Er unterhandelte mit den sächsischen Landständen, und nahm das Land sogleich in Besitz. Allein der Kaiser, dem die Vergrößerung des Churfürsten misfallen mochte, vergaß alle ehemalige Dienstleistungen desselben, und ertheilte es, als ein eröfnetes Reichslehen, dem reichen und mächtigen Friedrich dem Streitbaren, Landgrafen in Thüringen und Untergrafen von Meißen. Ueberzeugt, daß er sich im Besitz von Sachsen nicht würde erhalten können, und von Natur zu friedlichen Gesinnungen geneigt, entsagte unser Churfürst jetzt, gegen 28,000 Mark Silbers, allen Ansprüchen darauf. — Den Nürnbergern verkaufte Friedrich die dasige, vom baierschen Herzoge, Ludwig dem Bärtigen, abgebrannte Burg und die dazu gehörigen Einkünfte für 250,000 Goldgülden, behielt sich aber das Burggrafthum, alle geistliche und weltliche Lehen,

das Landgericht, die Wildbahn, das Geleite außerhalb der Stadt und noch andere Rechte vor.

Größer in ihrem Umfange, wichtiger in ihren Folgen und nachtheiliger für die Mark ist die Begebenheit, zu der wir uns jetzt wenden — der Hussiten-Krieg, welcher 16 Jahre (von 1419—1436) wüthete und grenzenloses Elend erzeugte. Da unser Churfürst eine vorzügliche Rolle dabei spielte, so erfordert die Wichtigkeit dieses Gegenstandes eine etwas nähere Beschreibung.

Johann Huß, des muthigen Luthers muthiger Vorgänger, Beichtvater der böhmischen Königin und Rektor der Universität zu Prag, ein Mann von gefälligen Sitten, einnehmendem Vortrage und aufgeklärtem Geiste, Prediger fast aller der Wahrheiten, die Luther hundert Jahre nach ihm lehrte, wagte es, die zu weit ausgedehnte Gewalt und die Unsittlichkeit der Päbste in seinen Vorträgen und Schriften so laut und so stark anzugreifen, daß er sich den Bannfluch des Pabstes zuzog, den er aber, geschützt durch die Gunst seines Königs, wenig achtete. — Um eben diese Zeit wurde die, oben bereits erwähnte, Kirchenversammlung zu Kostnitz unter Aufsicht des Kaisers Siegismund eröffnet, um der Macht des Pabstes Grenzen zu setzen, und die groben Mißbräuche der Kirche abzustellen. Auch Huß wurde hierher gefordert, und erschien ohne Furcht und Zittern, weil ihm der Kaiser sicheres Geleite versprochen hatte. Allein er wurde bald nach seiner Ankunft gefangen gesetzt, mehreremale verhört, und weil er nicht widerrufen wollte, so sehr sich auch der Kaiser dagegen sträubte, als Ketzer verurtheilt. Am 6ten Juli 1415 ward das Todesurtheil vollzogen. Ehe man ihn auf den Scheiterhaufen

führte, verbrannte man seine Schriften, entsetzte ihn seiner geistlichen Würde, riß ihm das geistliche Gewand vom Körper, schor ihm das Haar ab, und bekleidete ihn mit einer hohen Papiermütze, welche mit Teufeln bemalt und mit dem Worte: „Erzketzer," beschrieben war. Hierauf wurde er mit seinem ganzen Anzuge verbrannt, und seine Asche in den Rhein geschüttet, damit die Böhmen sie nicht als ein Heiligthum forttragen möchten.

Diese ungerechte Handlung brachte in Böhmen die schrecklichsten Unruhen hervor. Hussens Anhänger, welche nun unter dem Namen Hussiten bekannt wurden, rotteten sich jetzt Haufenweise zusammen, richteten ihre Gottesverehrungen und ihre Kirchenverfassung nach den Grundsätzen ihres Lehrers ein, und verfolgten, um dessen Tod zu rächen, die Anhänger der päbstlichen Kirche und deren Diener mit aller Grausamkeit. Ihre vorzüglichsten Anführer waren Niklas von Hussynecz, Grundherr von Hussens Geburtsort, Ziska, der nur ein Auge hatte, und zuletzt das andere auch verlor, und Prokop, ein Mönch.

Mitten in diesen Unruhen starb König Wenzel (1419), und alle beschlossen sogleich, dem Kaiser Siegismund, ihres verstorbenen Königs Bruder und einzigen Erben, dem sie den größten Antheil an der Hinrichtung des Huß zuschrieben, unter keiner Bedingung jemals als ihren Oberherrn anzuerkennen. Vergeblich suchte daher der Kaiser sein Erbe mit bewaffneter Hand in Besitz zu nehmen. Vielleicht würde es ihm eher gelungen sein, wenn er dem weisen Rathe seines Freundes, des Churfürsten von Brandenburg, gefolgt wäre, der ihm zu milderen Maasregeln und sanfteren

Gesinnungen rieth. Allein Siegismund verachtete diese Klugheit und rückte von neuem mit einer furchtbaren Armee, an deren Spitze unter andern auch unser Friedrich stand, gegen die Empörer, welche, hierdurch noch mehr erbittert, in Schlesien, Mähren, Oesterreich, Franken und Sachsen die fürchterlichste Rache ausübten — Friedrich erkaufte sich die Verschonung seiner fränkischen und brandenburgischen Länder durch Geld von ihnen *).

Jetzt ließ der Pabst durch den Kardinal Julian einen Kreuzzug gegen die Hussiten predigen (1431), und es kam auch wirklich ein Heer von 100,000 Mann zusammen. Unser Churfürst machte die kräftigsten Gegenvorstellungen, wurde aber nicht nur überstimmt, sondern sogar aufgefordert, wegen seiner anerkannten Klugheit und Tapferkeit den Oberbefehl über das Heer anzunehmen. Zwar weigerte er sich anfangs, ließ sich aber doch endlich dazu bewegen, unter der Bedingung, mit den Böhmen gütlich unterhandeln, und im Fall sie sich fügen würden, im Namen des Kaisers und des Reichs Friede mit ihnen schließen zu dürfen. Man bewilligte ihm alles, fertigte eine besondere Vollmacht hierüber aus, und übergab ihm sodann die Feldherrnstelle mit großen Feierlichkeiten in der Sanct Sebalds Kirche zu Nürnberg. Der Kardinal Julian ermunterte hierbei die Deutschen in einer lateinischen Rede zur Tapferkeit, erhielt vor dem Altar ein Schwert aus des Kaisers Händen, überreichte es dem Churfürsten unter vielen Gebeten und Einweihungsformeln, und ließ es ihm durch

*) Die Ausschreibung dieser Kriegssteuer belegte man mit dem Namen: Ketzergroschen.

Bischöfe umgürten. Friedrich rückte nun in Böhmen ein; allein Uneinigkeiten und Unordnungen aller Art unter den Truppen, die nur zum plündern und rauben zusammenberufen zu seyn wähnten, zogen ihm (am 14ten August 1431) eine so schreckliche Niederlage bei Nie-senberg in Böhmen zu, daß er sich genöthigt sah, mit großem Verluste nach Deutschland zurückzuziehen. — Die Reichsarmee zerstreute sich, und ging unverrichteter Sache nach Hause.

Durch diesen neuen Feldzug des Churfürsten wurden die Hussiten so aufgebracht, daß sie im folgenden Jahre (1432) mit einer großen Macht in die Mark einbrachen, längs der Oder hinaufzogen und alle offne Oerter von Soldin bis Küstrin mit Feuer und Schwert verwüsteten. Frankfurt belagerten sie zweimal vergeblich, verbrannten aber die gubensche Vorstadt und das Kartheuser-Kloster. Die Städte Lebus, Müncheberg, Altlandsberg und Strausberg hingegen plünderten sie aus, und übergaben sie den Flammen. Die Stadt Bernau, mit einem Graben, einem dreifachen Wall und einer ziemlich starken Mauer versehen, leistete jedoch hartnäckigen Widerstand *) und vertheidigte sich so lange, bis der Churfürst und sein Sohn, Johann, zum Entsatz herbei kamen, mit welchen sich die muthvollen Bürger vereinigten, den Feind während des Handgemenges vor

*) So oft die Hussiten die Mauer zu ersteigen suchten, goßen ihnen die Bernauer heißen Brei und siedendes Wasser, welches ihre Weiber immer in Vorrath hielten, auf die Köpfe.

der Stadt im Rücken angriffen und den völligen Sieg mit vollenden halfen *)

Unterdessen entzweiten sich die Hussiten selbst untereinander, und Friedrich bot seine ganze Ueberredungskunst auf, sie zur Nachgiebigkeit zu ermuntern. Der Kaiser und die jetzt zu Basel eröfnete Kirchenversammlung ließen diesen günstigen Zeitpunkt ebenfalls nicht ungenutzt vorbeistreichen, suchten einzelne Partheien durch Bewilligung billiger Forderungen zu gewinnen, und waren endlich auch so glücklich, diesem verderblichen Kriege ein Ende zu machen (1433). Siegismund erhielt die böhmische Krone, und die Böhmen mehrere Freiheit in der Religion.

Als Kaiser Siegismund starb, hätte unser Churfürst die Ehre haben können, Kaiser zu werden; er schlug diese Würde aber grosmüthig aus, und lenkte die Wahl auf den Herzog Albrecht von Oesterreich, und nach dessen Tode auf Friedrich III. von Oesterreich-Steiermark.

Schwäche des Körpers und Gefühl des Alters überzeugten unsern Friedrich, daß er dem Ziele seines Lebens nahe sey. Er rief daher seine Söhne zu sich nach Kadolsburg, einem angenehmen Marktflecken im Anspachischen, wo er sich öfters aufhielt, und machte hier eine Verordnung, welche die Erbfolge seiner Söhne

---

*) Die hierbei eroberten Siegeszeichen sind noch iezt auf dem bernauer Rathhause zu sehen und bezeugen den errungenen Sieg der alten Brandenburger, zu dessen Andenken jährlich ein Dankfest gefeiert wird.

bestimmte. Nach dieser sollte der älteste Prinz, Johann, mit dem Beinamen der Goldmacher, das Land oberhalb des Gebirges, das heutige Baireuth; der zweite Prinz, Friedrich II., das Churfürstenthum Brandenburg; der dritte, Albrecht, das Land unterhalb des Gebirges, das heutige Anspach; und der vierte, Friedrich der Dicke, die Altmark und Priegnitz erhalten *). — Bald hierauf starb der Churfürst im 68sten Jahre seines Lebens, und im 29sten seiner Regierung, am 21sten September 1440 zu Kadolsburg, und ward nach seiner Verordnung im Kloster Heilsbronn begraben. Von seiner Gemalin, Elisabeth von Baiern-Landshut, die wegen ihrer Schönheit die schöne Else genannt wurde, hinterließ er, außer den vier erwähnten Söhnen, noch sechs Töchter, die alle mit fürstlichen Personen vermält waren. —

Friedrich, von der Natur mit den schönsten Anlagen ausgestattet, besaß, außer einem schönen, großen Körper, auch einen vielumfassenden Geist, welcher durch Unterricht und Erziehung sorgfältig veredelt wurde. In der lateinischen, italienischen und französischen Sprache, in der Geschichte und in den geistlichen, so wie in den

---

*) Alle die Meinungen anzuführen, warum Friedrich seinen ältesten Sohn, Johann, von der Churwürde ausschloß, würde zu weitläuftig und gegen den Zweck dieses Handbuchs seyn. Da es ihm indeß weder an Talent und Einsichten, noch an Tapferkeit fehlte, welches er in den zehn Jahren, während denen er die Statthalterschaft der Mark Brandenburg führte, hinlänglich bewieß, so ist die wahrscheinlichste Vermuthung, daß es mit Johanns eigener freier

bürgerlichen Rechten erlangte er eine tiefe Kenntniß, wovon er in der Folge bei Friedensstiftungen, Verträgen u. s. w. den nützlichsten und heilsamsten Gebrauch machen und mit den damaligen besten Köpfen Europens einen gelehrten Briefwechsel unterhalten konnte. — Mit diesen Vorzügen des Verstandes verband er ein sanftes, liebendes, freigebiges Herz und Tapferkeit und Geschicklichkeit in allen ritterlichen Uebungen. Er liebte die Gerechtigkeit und verabscheute ungerechte Handlungen. Gegen Höhere bewieß er sich ehrerbietig, gegen Niedere herablassend, gegen seines Gleichen gefällig, und bescheiden gegen alle. — Diese vielversprechenden Eigenschaften gingen indeß größtentheils für die Mark verloren. Seine Anhänglichkeit an den Kaiser Siegismund, und die Besorgung der Reichs-Angelegenheiten in Krieg und Frieden waren die Ursache, daß er fast die größte Zeit abwesend war und sein eigenes Land darüber vergaß; Verweser und Statthalter führten die Regierung. Sein ältester Sohn, Johann, herrschte von 1426—1436 in seinem Namen, und von 1437 bis an seinen Tod, sein zweiter Prinz, Friedrich.

Unter Friedrich I. wurde die innerliche Ruhe im Lande wieder hergestellt, der Adel immer mehr vom Faustrechte abgewöhnt, und die Landstraßen sicherer. Die Finanzen waren und blieben in einem zerrütteten Zustande, indem sich die Regierung vorzüglich durch Ver-

---

Bewilligung geschah, indem er, nebst dem Hange zu einem stillen, eingezogenen Leben, die Liebe zu den Wissenschaften, und besonders zur Alchimie, der Regierung über einen unruhigen und noch zerrütteten Staat vorzog.

pfändungen, Veräußerungen und Anweisungen auf landesherrliche Einkünfte erhielt, wodurch fast alle Kammergüter verloren gingen. Indessen wurden doch die Grenzen des Landes erhalten und erweitert, die fürstlichen Gerechtsame gegen Fremde behauptet, die Einwohner gegen auswärtige Feinde und innere Unterdrückungen geschützt, und bei eintretenden Unglücksfällen ansehnlich unterstützt.

Mit der Justizverfassung konnte Friedrich zwar noch nicht die gewünschten Veränderungen vornehmen; indessen setzte er doch der Habsucht gewissenloser Richter dadurch Grenzen, daß er das Weddegeld — so nannte man die Gerichtsgebühren, besonders die Strafgelder — auf eine gewisse Summe bestimmte.

Die Wissenschaften schienen den dicken Nebel der Finsterniß durchbrechen zu wollen und verbreiteten hier und da einen, obwohl nur schwachen, wohlthätigen Schimmer. Theils weil in der Mark an geschickten Geschäftsmännern Mangel war, theils um seine Unterthanen aufzumuntern, besetzte er die höchsten Ehrenstellen mit einsichtsvollen und erfahrnen Ausländern. Und er verfehlte seinen Zweck nicht. Viele legten sich jetzt auf die Rechtswissenschaft, besuchten auswärtige Universitäten und nahmen selbst den Doktor-Titel an, der mit dem Adel einen gleichen Rang zu behaupten anfing; andere widmeten sich der Arzneiwissenschaft und Theologie, nahmen Pfarrstellen in den Städten an und wurden nicht selten sogar Schriftsteller. So zeichnete sich Johann von Hagen, Prior des Kartheuser-Klosters zu Frankfurt an der Oder, sowohl durch seine Gelehrsamkeit als seine Schriften in den damaligen Zeiten ehr aus.

Er durchlebte seine Jugendjahre in einem Kloster zu Erfurt, und widmete sich mit solch einem ausgezeichneten Eifer den Wissenschaften, daß er sich sogar die Butter und das Fett der Speisen sparte, um damit seine nächtliche Studierlampe länger zu erhalten. Heinrich von Embeck, Doktor der Gottesgelahrtheit, und Peter von Rosenheim, ein Benediktinermönch, verfaßten ebenfalls mehrere Schriften. — Doch auch die Bürgerlichen blieben nicht hinter dem Adel zurück, und einige schwangen sich durch ihre Kenntnisse zu den höchsten Würden empor. Stephan Bodeker, der Sohn eines Faßbinders in Stendal, wurde (1422) Bischof von Brandenburg. Friedrich Krüger bekleidete das Bisthum zu Havelberg, und vermehrte die Stiftsbibliothek ansehnlich.

Friedrich II., mit den eisernen Zähnen. 1440—1470.

Friedrich II., geboren 1413 zu Tangermünde, wurde schon in seinem neunten Jahre an den Hof des Königs Uladislaus von Polen geschickt, dessen einzige Tochter, Hedwig, ihm mit der Krone von Polen zur Gemalin bestimmt war. Allein der Tod seiner Braut (1431) vernichtete diese Entwürfe. Er reisete nun ohne Verzug in die Mark zurück, begleitete seinen Vater auf verschiedenen Feldzügen, ward zum Vorsteher der baseler Kirchenversammlung ernannt, lös'te seinen Bruder Johann in Verwaltung der brandenburgischen Statthalterschaft ab (1437), und hatte hier hinlängliche Gelegenheit, sich in der schwersten aller Künste zu üben: ein Volk weise, gerecht und glücklich zu regieren.

Die erste wichtige That Friedrichs II. ist die endliche Beilegung der oben beschriebenen mecklenburgischen Zwistigkeiten. Zu Wittstock wurde (1442) ein Vergleich geschlossen, nach welchem er den Herzogen von Mecklenburg das Fürstenthum Wenden erblich überließ und seinen Lehnsrechten darauf entsagte, dafür aber die Anwartschaft auf alle mecklenburgische Lande, nach völliger Erlöschung des herzoglichen Mannsstamms, erhielt. Kaiser Friedrich III. bestätigte diesen Vergleich.

Im Jahre 1441 vermälte er sich mit Friedrichs I., Churfürsten von Sachsen Tochter, Katharina, wodurch er die noch immer unter der Asche glimmende Eifersucht zwischen diesen beiden Häusern glücklich und auf immer hob, indem sogar eine Erbverbrüderung, wozu in der Folge auch Hessen mit eingeschlossen wurde (1457), zu Stande kam.

Durch seine Kenntnisse und edlen Gesinnungen, welche immer mehr bekannt wurden, erwarb sich unser Churfürst Zutrauen, Ehre und Achtung bei seinen Nachbarn. Den schönsten Beweis davon gaben zuerst die Böhmen. Sie hatten eben damals ihren Landesherrn, Albrecht, Erzherzog von Oesterreich, verloren (1439), und den Prinz Ladislav, welcher erst nach seinem Tode geboren worden war, wollten viele, besonders von der hussitischen Parthei, nicht für ihren König erkennen. Sie trugen daher Friedrich II. die Krone an, der sie aber, aus Liebe zu seinem Lande, welches er unfehlbar dadurch in viele Kriege verwickelt haben würde, nicht nur jetzt, sondern auch in der Folge, als ihn selbst die mächtige Stimme des Pabstes dazu aufforderte, ausschlug. Und der Erfolg rechtfertigte dieses weise und vorsichtige

Benehmen; denn George Podiebrad, ein gemeiner böhmischer Edelmann, der sich durch Entschlossenheit, Ueberlegenheit des Verstandes und Klugheit, die Vormundschaft über den jungen Ladislav zu verschaffen gewußt hatte, wurde bald nach dessen frühen Tode (1457), unterstützt durch seinen zahlreichen Anhang, von den Ständen einstimmig zum König gewählt.

Eine ähnliche, fast noch größere, Mäßigung zeigte Friedrich kurz darauf. Uladislaus III., König von Ungarn und Polen, verlor in der unglücklichen Schlacht gegen den Sultan Amurat, bei Varna, in der Bulgarei am schwarzen Meere, ohne Leibeserben sein Leben (1444). Sein Bruder und einziger Erbe, Kasimir, Grosherzog von Litthauen, weigerte sich, das Königreich anzunehmen. Die Polen wendeten sich daher an den Churfürst Friedrich von Brandenburg, der bei ihnen zum einsichtsvollen und tugendhaften Jüngling herangewachsen war, und von dessen herrlichen Fürsten-Tugenden sie so viele Beweise hatten. Friedrich antwortete aber: er würde diesem ehrenvollen Antrage unter keiner andern Bedingung Gehör geben, als bis Kasimir schriftlich und eidlich allen Ansprüchen entsagt hätte. Daß dies nicht leere Worte waren, zeigte er durch die Wiederholung der nemlichen Antwort, als man ihn ein Jahr nachher auf einem öffentlichen Wahltage zum Könige erwählt hatte, durch die dringenden Aufforderungen, welche er an Kasimir zur Annahme der Krone that, durch die Theilnahme und aufrichtigen Glückwünschungen, als dieser endlich seinen Bitten nachgab.

Die Lehnsherrschaft Wernigerode, welche während der unruhigen Regierung des luxenburgischen Hau-

ses von einem magdeburgischen Erzbischof entrissen worden war, erhielt er 1449 wieder, und wußte es durch seine Weisheit so einzuleiten, daß der Erzbischof von Magdeburg seinen Ansprüchen auf die Altmark, gegen eine Geld-Entschädigung, entsagte. — Wichtiger war die Wiedervereinigung der Neumark mit den brandenburgischen Landen, die, wie oben bereits erwähnt worden, Siegismund an die deutschen Ordensritter verkauft hatte (1402), und welche diese jetzt, durch einen dreizehnjährigen Krieg mit den Polen gänzlich erschöpft, Friedrich für 100,000 Gulden, jedoch wiederkäuflich, überließen (1455). Die Wiedereinlösung erfolgte indeß nicht, und 1577 entsagte der Hochmeister Albrecht von Brandenburg allen Rechten und Ansprüchen des Ordens auf dieses Land.

Die Niederlausitz, die ehemals zur Mark Brandenburg gehörte, war unter Kaiser Karl IV. der Krone Böhmen einverleibt, von dem stets geldbedürftigen Siegismund aber einem Edelmann, Johann von Polenz, für 16,000 Schock Groschen verpfändet worden (1429), dessen Söhne sie, aus Furcht vor den noch immer fortdauernden böhmischen Unruhen, an Friedrich II. für die Pfandsumme überließen (1448). Diesem Beispiele folgten auch die Besitzer von Kottbus und Peitz, welche erstere der Churfürst für 5500 Schock Groschen, und letztere für 6000 rheinische Gulden kaufte. Die Belehnung über Kottbus erlangte er von dem böhmischen Könige Podiebrad leicht, aber nicht so die über die Lausitz, da Friedrich sich seinen ehrgeitzigen Absichten auf die Kaiserwürde, die er Friedrich III. entreißen wollte, widersetzte. Podiebrad überzog daher (1462) unsern Churfürst mit Krieg. Dieser, zum Widerstande zu schwach,

mußte zu Guben einen Vergleich mit ihm schließen, durch den er Kottbus, Peitz, Teupitz, das Land Beerfelde, großen Lübben, nebst dem Anfalle der Länder Besekow und Storkow auf immer als böhmisches Lehen behielt, die übrigen Theile der Niederlausitz aber an Böhmen zurückgeben mußte.

Indessen fehlte es auch an innern Unruhen nicht wozu die überhand genommene Macht der Städte, welche sich nach und nach mehrere Freiheiten und Vorrechte zu erschleichen gewußt hatten, die Veranlassung gab. Berlin und Kölln, damals zwei Städte, hatten nur einen Magistrat, ein gemeinschaftliches Gericht; da dieser aber die Rechte der Bürger zu sehr schmälerte, so baten sie den Churfürsten, jeder Stadt einen besondern Magistrat zu geben. Dies geschah; die Bürger bereuten aber bald diesen raschen Schritt und empörten sich öffentlich. Der Churfürst nahm ihnen jetzt die Zölle, die obere und niedere Gerichtsbarkeit, und bedung sich einen wüsten Platz zur Erbauung eines Schlosses, längs den Ufern der Spree, in Kölln, aus. Dies erbitterte die Widerspenstigen noch mehr, und der Aufruhr glimmte im Stillen unter der Asche fort, bis er endlich im Jahre 1448 wieder in volle Flammen ausbrach. Die Bürger vereinigten den getrennten Stadtrath wieder, erbrachen die churfürstliche Kanzellei, zerrissen viele Papiere, schleppten den zur Untersuchung und Beilegung dieses Streits abgeschickten Hofrichter, von Hake, ins Gefängniß, öfneten die Mühlenschleusen, setzten dadurch viele Straßen unter Wasser, bemächtigten sich der Thore wieder und stießen die heftigsten Schmähreden gegen den Churfürst aus. Friedrich setzte jetzt eine Kommission zur Bestrafung der Schuldigen nieder. Diese bestätigte nicht

nur die obenerwähnten Punkte, sondern beide Städte verloren nun auch noch alle Mühlen, alle Lehen an Dörfern, Zinsen, Renten, Fischereien und Holzungen, und die Bürger behielten nichts, als ihr Eigenthum. Ueberdies mußten sie noch eine Strafe von 37,000 Gulden erlegen. Viele wurden des Landes verwiesen, und nur die zum Tode verurtheilten vom Churfürsten begnadigt. So sank Berlin auf einmal von der höchsten Stufe des Wohlstandes bis zum größten Elende herab, und konnte sich nur erst nach vielen Jahren, unter Friedrich Wilhelm dem Großen, wieder erheben.

Noch in der letzten Zeit seiner Regierung (1464) wurde Friedrich durch den Tod Otto III., letzten Herzogs von Pommern-Stettin, in neue Streitigkeiten verwickelt. Dieses Land wurde damals von zwei herzoglichen Linien, der wolgastischen und stettinschen, beherrscht, und im Jahre 1338 hatten die Stammväter des stettinscher Hauses, Otto I. und sein Sohn, Barnim III., mit Ludwig dem Aeltern den Vertrag geschlossen, nach welchem Brandenburg bei Erlöschung des stettinschen Mannsstammes Erbe seyn sollte. Der Bürgermeister von Stettin zerbrach daher bei der Beerdigung Otto III. das Schild und den Helm des Verstorbenen, wie es damals bei dem Aussterben eines Geschlechts gewöhnlich war, und warf beides ins Grab. Allein mehrere Edelleute widersetzten sich, und Franz von Eichstädt sprang sogar ins Grab, holte Helm und Schild wieder heraus, und brachte sie den Herzogen von Wolgast, Erich II. und Wratislav X., welche auch sogleich die Huldigung annahmen. Vergeblich berief sich Friedrich auf den Erbvertrag, und wendete sich an den Kaiser (Friedrich III.), welcher ihm zwar die Belehnung versprach, aber auch

die Herzoge von Wolgast, welche das nemliche thaten, nicht abwieß und durch dies zweideutige Benehmen noch größere Verwirrungen verursachte. Es kam zwar endlich zu Soldin, in der Neumark, ein Vergleich zu Stande (1466), nach welchem den Herzogen von Wolgast der Besitz von Stettin, Friedrichen aber, nach Absterben des wolgastischen Stammes, das Erbfolgerecht über ganz Pommern zugestanden wurde, im Falle die kaiserliche Bestätigung erfolgte. Da diese aber nach zweijährigen fruchtlosen Bemühungen immer noch ausblieb, so ermüdete endlich Friedrichs Geduld, und er brach, in Verbindung mehrerer Fürsten (1468), durch die Ukermark in Pommern ein. Er bemächtigte sich zwar hier einiger Oerter und Schlösser, konnte aber, da die Herzoge sorgfältig jedes Treffen vermieden, nichts wichtiges ausrichten, und belagerte endlich Ukermünde, um Stettin von der Seeseite zu sperren. Die Pommern schnitten ihm hier alle Zufuhr ab, und der Proviantmangel ward nun im Heere der Belagerer so groß, daß Friedrich die mecklenburgischen Hülfstruppen entlassen mußte. Dennoch setzte er die Belagerung mit gleicher Lebhaftigkeit fort, fand aber eine eben so tapfere Gegenwehr. Ein Augustinermönch kommandirte das feindliche Geschütz und wußte einst eine Kanone so geschickt zu richten, daß die Kugel den Tisch und die auf demselben stehenden Speisen im churfürstlichen Zelte zerschmetterte. Zwar wurde Niemand beschädigt, aber der heftige Druck der Luft mußte doch nachtheilige Folgen für Friedrich gehabt haben, wie man aus seinem schwächer werdenden Gehör, seinem abnehmenden Gedächtniß, einem steten Schwindel, und den geschwollenen Füßen schließen konnte. Dies sowohl, als die Verheerungen, welche der pommersche Herzog, Erich II., in der Neumark anrichtete, bewogen ihn, die Belagerung

aufzuheben und einen Waffenstillstand zu schließen. Das brandenburgische Recht auf Stettin geltend zu machen, überließ er seinem Nachfolger.

Der Tod seines einzigen Sohnes, des Churprinz Johann, füllte das Maas seiner Leiden, und bewog ihn, verbunden mit der Schwäche seines Körpers, deren Hauptursache unstreitig jener unglückliche Kanonenschuß war, zu den Entschluß, die Regierung seinem noch einzigen Bruder, Albrecht, zu übergeben (1470). Er selbst begab sich nach Plassenburg in Franken (im Fürstenthum Baireuth), und begnügte sich mit dem mäßigen Jahrgehalte von 6000 Gulden. Mit philosophischer Standhaftigkeit ertrug er hier seine Leiden, von welchen ihn endlich der Tod im 58sten Jahre seines Alters, den 10ten Februar 1471, befreite. Seiner eignen Verordnung zu folge, wurde er zu Heilsbrunn neben seinem Vater begraben.

Friedrich II. war ein tapferer und grosmüthiger Regent, ohne Herrschsucht, redlich und treu in Erfüllung seines Wortes, gewissenhaft und gerecht. Unter seiner Regierung geschahen schon mehrere Verbesserungen des Landes. Hierher gehört vorzüglich die Beschränkung der Macht der geistlichen Gerichtsbarkeit. Diese hatte nach und nach die Entscheidung fast aller bürgerlichen Streitigkeiten an sich gerissen. Nicht genug, daß sie den Widerspenstigen mit dem Bannfluch belegten, so mußte auch die Stadt, das Dorf, der Ort, wo sich der Schuldige aufhielt, mit leiden, 'ganze Zünfte und Gemeinden mit büßen, was ein Einziger unter ihnen verbrochen hatte. Dies geschah durch die Strafe des Interdikts, das heißt: der Untersagung des Gottes-

dienstes und aller religiösen Ceremonien. Gegen diese drückenden Mißbräuche wurde jetzt auf einem Landtage zu Perleberg unter dem Vorsitze des Churfürsten (1445) festgesetzt: daß sich nie ein Bann mehr über ganze Oerter, sondern blos über die Person des Schuldigen erstrecken, daß das geistliche Gericht nur über eigentlich geistliche Dinge richten, jedoch die weltliche Obrigkeit allemal von der Streitsache benachrichtigen, jeden Streit binnen sechs Wochen beendigen, und der mit dem Banne belegte auf dem Sterbebette davon befreit und ehrlich begraben werden sollte. — Für die Altmark errichtete Friedrich (1460) noch ein besonderes Landgericht, daß alle Mittewoche vor der Brücke des Schlosses zu Tangermünde gehalten werden und ein Schutz gegen die geistliche Macht seyn sollte. Auch wußte er sich, mit Einwilligung des Pabstes Nikolaus V., das Recht zu verschaffen, die drei Bischöfe seines Landes zu Brandenburg, Havelberg und Lebus selbst wählen zu dürfen. Die Kalands- oder Elends-Gilden *) hob

*) Diese Gesellschaften entstanden besonders im 12ten Jahrhunderte. Ihr erster Zweck war, unglückliche Geistliche, arme Pilger und hülfsbedürftige Reisende zu unterstützen, worin ihnen auch die Märker auf alle Weise hülfreiche Hand leisteten. Sie ergaben sich aber bald allen Arten von Ausschweifungen und zogen sich dadurch selbst ihre Aufhebung zu. Ihre öffentliche Versammlungen hielten sie an jedem ersten Tage des Monats, welcher im lateinischen Calendae heißt, wornach sie auch benannt wurden. — Das ehemalige berlinische Stadtgefängniß, Calandshof, welches ihnen zum Versammlungshause diente, soll hiervon seinen Namen erhalten haben.

er auf, und verwendete die Einkünfte derselben, mit Zustimmung des Pabstes Eugenius V., zu andern nützlichen Stiftungen. — Gegen die damals so furchtbaren Vehmgerichte*), welche in diesem Jahrhunderte vorzüglich weit um sich griffen, schlossen die Stände der Altmark (1449) einen Verein, um sich den Gewaltthätigkeiten derselben zu widersetzen.

Zur Erhaltung guter Sitten stiftete Friedrich (1443) einen Orden, unter dem Namen Schwanengesellschaft unsrer lieben Frauen Kettenträger. Adliche Herrn und Damen, welche vier Ahnen aufweisen

---

*) Dieses Gericht nahm wahrscheinlich gegen die Mitte des 12ten Jahrhunderts in Westphalen seinen Anfang, von wo aus es sich im 15ten Jahrhunderte durch ganz Deutschland verbreitete. Es richtete über mächtige Verbrecher, Straßenräuber, Mordbrenner ꝛc., unter kaiserlichem Ansehen. Der Ort, wo dies Gericht seine Sitzungen hielt, hieß: der freie Stuhl; der Oberrichter: Freigraf oder Stuhlherr; die Unterrichter: Beisitzer; die Vollstrecker der abgefaßten Urtheile: Freischöppen. Jeder Angeklagte wurde des Nachts durch eine an den Pforten angeschlagene Ladung zu drei verschiedenenmalen vorgeladen. Erschien er nicht, so wurde er verfeimt (verurtheilt), und von den Freischöppen, sobald sie seiner mächtig wurden, auf der Landstraße an einem Baume mit Weidenruthen aufgehangen. Widersetzte sich der Unglückliche, so durchbohrten sie ihn, banden den Körper an einem Baum und steckten ihre Messer darneben, zum Zeichen, daß er von ihnen gerichtet wäre. — In der Mitte des 16ten Jahrhunders verlor sich dieses Gericht nach und nach.

konnten und sich durch ein musterhaftes Leben auszeichneten, wurden in denselben aufgenommen. Das silberne Ordenszeichen stellte das Bild der Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde vor, mit Sonnenstrahlen ums Haupt und den Mond unter den Füßen. Ein anderes kleineres Bild enthielt einen Schwan mit ausgebreiteten Flügeln. Beides hing an einer Kette, deren Glieder zackigt waren, und da, wo sie zusammenhingen, ein Herz drückten. Tägliches Beten zur Jungfrau Maria, Vermeidung aller schändlichen und entehrenden Dinge, Verschwiegenheit ꝛc. waren die Gelübde. Der Marienberg vor der Altstadt Brandenburg war der Sitz des Ordens, der sich bis zur Kirchenverbesserung erhielt.

Seine Zeitgenossen glaubten sein Andenken durch den Beinamen: des Eisernen, oder des Mannes mit den eisernen Zähnen, welches seine Leibesstärke bezeichnen sollte, zu ehren. Er hätte aber wohl eher der Großmüthige, der Mäßige genannt zu werden verdient.

Albrecht Achilles. 1470—1486.

Albrecht, Friedrich I. dritter Sohn, war 1414 zu Tangermünde geboren, erhielt nach der väterlichen Verordnung das Fürstenthum Anspach (1440) und nach seines ältesten Bruders, Johann's, Tode, das Fürstenthum Baireuth (1464), so daß er nun, als Churfürst von Brandenburg, alle Länder wieder mit der Mark vereinigte. Er war der größte Held seines Jahrhunderts, besaß eine fast riesenmäßige Größe, seine Beinröhren waren, wie man nach seinem Tode sah, einen Zoll län-

ger, als gewöhnlich, und seine Hirnschale hatte keine Näthe. Ritterliche Spiele waren seine Lieblings-Beschäftigung, auf denen er überall Ruhm und Ehre einärndtete. In siebzehn Turnieren trug er den Preiß davon, und wurde nur einmal überwunden, Besonders bewieß er seine Tapferkeit in dem Kriege mit der Stadt Nürnberg. Diese machte ihm verschiedene burggräfliche Rechte streitig, und da kein gütlicher Vergleich zu Stande kam, kündigte er ihr den Krieg an. Er vereinigte sich mit vielen geistlichen und weltlichen Fürsten, dagegen sich die Stadt mit vielen Reichsstädten und der Schweiz verband. Der Krieg wurde mit solcher Heftigkeit geführt, daß in Einem Jahre neun Schlachten geliefert wurden, wovon Albrecht nur eine, bei Pillenreuth, verlor. Bei Belagerung der Stadt Gräfenberg war er unter allen seinen Soldaten der zweite, der die Mauer erstieg, und der erste, der es wagte, in die Stadt hinab zu springen. Von Feinden umringt, lehnte er sich mit dem Rücken an einen Baum und vertheidigte sich so lange, bis die Seinigen zu seiner Hülfe herbeieilten und mit ihm die Stadt eroberten. Mit Recht verdiente er daher den Beinamen Achilles *), so wie ihm seinen rühmlichen Eigenschaften als Staatsmann, seine Klugheit, seine List

---

*) Achilles, ein Sohn des Peleus, Königs von Thessalien, in Griechenland, jetzt von den Türken Janiah benannt, ist als der größte Held des Alterthums berühmt. Er war der furchtbarste unter allen Griechen, welche die Stadt Troja, in Kleinasien, zehn Jahre hindurch belagerten; ein Fürst von unwiderstehlichem Muthe, und stets siegreich über seine Feinde, bis er endlich von einem Weichlinge getödtet wurde.

und Verschlagenheit, seine natürliche und männliche Beredsamkeit den Beinamen Ulysses *) erwarben. Kaiser Friedrich III. **) hatte sein ganzes Vertrauen auf ihn gesetzt; und er war auch die festeste Stütze seines wankenden Throns. Feinheit, Artigkeit im Umgange zeichneten ihn vor allen deutschen Fürsten aus. Sein Hof in Franken war der glänzendste in ganz Deutschland, und wurde durchaus als der Sitz des Vergnügens, aber freilich auch der Ueppigkeit, Schwelgerei und Modesucht gepriesen. —

Groß waren die Hofnungen, welche sich die Brandenburger von den Talenten, Einsichten und rühmlichen Eigenschaften ihres neuen Beherrschers machten; aber sie fanden sich getäuscht. Mit einem glänzenden Gefolge, kam er (1471) in sein Churfürstenthum, um die Huldigung einzunehmen. Die rohen Sitten seiner Unterthanen mißfielen ihm aber augenblicklich, und er trieb

---

*) Ulysses, König von Ithaka, einer kleinen, felsigten, unfruchtbaren Insel im ionischen Meere, durch seine Klugheit und List, die jedoch nicht selten in Falschheit ausartete, nicht weniger berühmt. Durch seine einnehmende Beredsamkeit, seine fein ausgesonnenen Pläne bewirkt er oft mehr, als durch die größte Tapferkeit. Er lebte, so wie Achilles, über 1200 Jahre vor Christi Geburt.

**) Friedrichs III. 53jährige Regierung über Deutschland (von 1440 bis 1493) gehört unter die traurigsten und schädlichsten, indem unter derselben Unordnungen aller Art so stark überhand nahmen, daß es einer Räuberhöhle nicht unähnlich war.

seinen Kaltsinn, seine Geringschätzung aufs äußerste. Er entließ nicht nur die Abgeordneten, welche ihm die Geschenke überreichten, unbelohnt, sondern nöthigte auch nicht einmal die angesehensten und ältesten brandenburgischen Edelleute zum Huldigungsmahl, welche beschämt im Hintergrunde des Saals, vor dem Schornsteine am Kamine, stehen mußten. Diese verächtliche Begegnung raubte ihm die Liebe der Märker auf immer, und die daraus entstandenen Mißhelligkeiten bewogen ihn endlich zu dem Entschluß, seinen ältesten Sohn, Johann, zum Statthalter einzusetzen, nnd seinen Aufenthalt wieder in Franken zu nehmen, von wo aus er überhaupt nur viermal, und immer auf kurze Zeit, nach Brandenburg zurückkehrte.

Albrechts erstes Geschäft war, die Ansprüche auf Pommern-Stettin, für deren Anerkennung sein Bruder vergeblich gefochten hatte, durchzusetzen. Er übertrug dem Kaiser die Sache zur Entscheidung, der beide Partheien zu sich lud, und da die Pommern nicht erschienen, unsern Churfürsten mit sämtlichen pommerschen Fürstenthümern belehnte (1470). Dieses Urtheil wurde auf dem Reichstage zu Regensburg bestätigt, und der Kaiser schickte den Herzogen ernstliche Befehle zu, das Land zu räumen. Doch bald nachher rieth er zum Vergleich, und schickte Kommissarien ab, welche zu Rörike vergebliche Unterhandlungen anfingen. Durch Vermittelung des mecklenburgischen Herzogs, Heinrichs des Fetten, Albrechts Schwager, kam endlich zu Prenzlow ein Vergleich zu Stande (1472), nach welchem Albrecht alles behielt, was sein Bruder, Friedrich II., von Pommern erobert hatte; das übrige behielten die pommerschen Herzoge, und mußten ihm als Lehnsherrn huldigen. Die hergestellte Ruhe wurde aber durch den Tod des

friedliebenden Herzogs Erich II. unterbrochen, dessen Bruder, Wratislav X., den jungen Bogislav, Erichs Sohn und Nachfolger, zu feindseligen Gesinnungen zu stimmen wußte. Albrecht merkte dies kaum, als er auch schon in Pommern einfiel und Bogislav in Pyritz belagerte, der aber durch Hülfe eines Bauern, der ihn mit Gefahr seines eigenen Lebens durch einen Sumpf führte, glücklich entwischte. Albrecht erhielt um diese Zeit die Oberbefehlshaberstelle von Burgund; er hob also die Belagerung auf, und der Kronprinz Johann setzte den Krieg mit abwechselndem Glücke fort. Die mecklenburgischen Herzoge vermittelten einen Waffenstillstand, der bis zur Zurückkunft des Churfürsten dauern und dann einer neuen Friedensunterhandlung die Hand bieten sollte.

Als Albrecht (1476) in die Mark zurückkehrte, kam man zur Beilegung der Streitigkeiten in einer Zusammenkunft zu Prenzlow dahin überein, daß Bogislav des Churfürsten Friedrich II. verwittwete Tochter, Margaretha, heirathen, seine Länder durch einen Handschlag von Albrecht zur Lehn nehmen, und ihn von den Ständen huldigen lassen sollte. Bogislavs Ungestüm hätte beinahe beides vereitelt, und nur durch die vernünftigen Vorstellungen der mecklenburgischen Herzoge ließ er sich dahin vermögen, den Vergleich in Absicht der Heirath und des Anfalls seiner Länder an Brandenburg nach Erlöschung seines Hauses mit Brief und Siegel zu genehmigen. Die Vermälung wurde kurz darauf vollzogen. Aber schon im folgenden Jahre stieß er diesen Vergleich wieder um, benutzte des Churfürsten Abwesenheit, überrumpelte (1477) die Festung Garz, und nahm Vierraden und Löcknitz ein; doch Albrecht kam im folgenden Jahre wieder zurück, und eroberte mit gleichem Glücke

mehrere pommersche Städte. Dies sowohl, als der Tod des Unruhstifters Wratislav X., bewog Bogislav endlich, einen dauerhaften Frieden zu schließen (1479). Er erkannte durch einen Handschlag die brandenburgische Lehnsherrschaft an, versicherte dem Hause Brandenburg den Anfall Pommerns, ließ ihn im Voraus von den Ständen huldigen, und trat ihm mehrere Oerter ab.

Im Jahre 1474 hatte Albrecht seine zehnjährige Prinzessin Barbara mit dem an Seele und Körper gleich schwachen Heinrich XI., Herzog von Glogau, Krossen, Freistadt, Swiebus und Züllichau vermält, der ihr, außer einem Brautschatz von 50,000 Dukaten, alle seine Länder zum Erbthum versprach, wenn er kinderlos stürbe. Dies geschah schon zwei Jahre darauf, nachdem er vorher in einem förmlichen Testamente sein Eheversprechen wiederholt hatte. Der König Matthias von Ungarn, Uladislaus von Böhmen und der Herzog Hans II. von Sagan, ein Brudersohn des Verstorbenen *), machten zwar der zwölfjährigen Wittwe ihr Erbe streitig; allein Albrecht ernannte, aller diesen Einwendungen ungeachtet, Otto von Schenk zum Verweser der streitigen Länder, welcher auch sogleich Krossen, Freistadt und Glogau in Besitz nahm. Den König Uladislaus brachte er durch die Verlobung mit der verwittweten Herzogin auf seine Seite, und den König von Ungarn

*) Dieser unwürdige Prinz, anfänglich nur Herr von Priebus, hatte seinen eignen Bruder ermordet und das Herzogthum Sagan gewaltsam an sich gerissen. Seine Verschwendung nöthigte ihn, dasselbe zu verkaufen und als Abentheurer in der Welt umher zu irren.

hielt ein Türkenkrieg von feindseligen Maaßregeln ab. Hans II. war also nun noch der einzige Feind, mit dem Albrecht zu kämpfen hatte. Durch Versprechungen und listige Ueberredungskünste wußte dieser sich die Huldigung der Glogauer zu verschaffen, welche das übermüthige und trotzige Betragen Otto's aufs höchste erbittert hatte. Glogau und der größte Theil des Fürstenthums kam in seine Gewalt; er streifte sogar bis in die Mark, richtete hier schreckliche Verwüstungen an, entließ die Gefangenen nur gegen schweres Lösegeld und belagerte selbst den Churprinz Johann, obwohl vergeblich, in Frankfurt. Auch von Drossen mußte er abziehen, wo die Einwohner seine stürmenden Soldaten durch heißen Brei, den sie ihnen auf die Köpfe gossen, zum Weichen nöthigten. — In dieser Verlegenheit rief Johann seinen Vater zur Hülfe, der denn endlich auch (1478) mit fränkischen Truppen erschien und dem Herzog Hans zwischen Krossen und Freistadt eine völlige Niederlage beibrachte. Einige Jahre nachher (1482) wurde zu Kamenz, in der Oberlausitz, der Friede geschlossen, dem zufolge Hans das Herzogthum Glogau, und Albrecht für die seiner Tochter ausgesetzten 50,000 Dukaten, das Herzogthum Krossen nebst Züllichau, Bobersberg und Sommerfeld als Pfand erhielt. Da aber jene Summe nicht bezahlt wurde, so wurde dieses Land in der Folge (1538) auf immer mit der Mark Brandenburg vereinigt.

Noch in seinem Alter (1473) entwarf Albrecht jene berühmte Hausverordnung, welche nicht nur seinen Kindern und Nachkommen den ruhigen Besitz ihrer Länder sicherte, sondern auch gleich nach seinem Tode und beim Aussterben der fränkischen Linie allen Mißhelligkeiten vorbeugte. Nach derselben sollte sein ältester

Sohn, Johann, Erbe der sämtlichen brandenburgischen Länder seyn, und seine Nachkommen ihm in diesem Besitz folgen. In die fränkischen Länder sollten sich seine beiden Söhne, Friedrich und Siegismund, theilen. Seinen vierten Sohn, George, bestimmte er zum geistlichen Stande. Stürbe sein ältester Sohn vor ihm, so sollte Friedrich Churfürst werden, und seinen fränkischen Antheil an George überlassen. Blieben nur zwei Brüder am Leben, so sollte der Eine die brandenburgischen Länder, der Andere die fränkischen besitzen; doch stehe dem Aeltesten die Wahl frei. Wäre nur Ein Sohn übrig, oder nur Einer weltlich, so sollte dieser alle Länder, die brandenburgischen sowohl, als die fränkischen, erben. Kaiser Friedrich III. bestätigte diese Verordnung noch in demselben Jahre zu Augsburg.

Im Jahre 1486 begab sich Albrecht auch nach Frankfurt am Main zu dem Reichstage, ob er gleich schon so schwach war, daß er sich zu den Berathschlagungen und andern Feierlichkeiten auf einem Stuhle tragen lassen mußte, und unterstützte die Königswahl des Herzogs Maximilian *), eines Sohnes Friedrichs III. Aber er starb bald nach dieser Wahl, im 72sten Jahre seines Alters (1486). Der Kaiser suchte seine Hochachtung gegen den Verstorbenen dadurch an den Tag zu legen, daß er ein sehr feierliches Leichenbegängniß veran-

---

*) Maximilian I. regierte von 1493 bis 1519 sehr ruhmvoll über Deutschland. Er stellte unter andern den Landfrieden wieder her, errichtete das Reichskammergericht, theilte Deutschland in zehn Kreise ein, legte die Reichsposten an, und verbesserte das Kriegswesen.

stalten und den Leichnam auf einem Schiffe nach Heilsbrunn führen ließ. — Albrecht hatte sich zweimal vermält. Zuerst (1446) mit einer markgräflich-badenschen Prinzessin, Margaretha, welche 1457 starb, und zum zweitenmale mit einer Tochter des Churfürst Friedrich II. von Sachsen, Anna (1458).

Ueber Albrechts persönliche Eigenschaften ist schon oben gesprochen worden. Er liebte aber auch außerdem die Wissenschaften, und dachte aufgeklärter, als manche seiner Zeitgenossen. Dies beweißt die Gleichgültigkeit, mit welcher er den päbstlichen Bann aufnahm, womit ihn der heilige Vater deshalb belegte, weil er seine Prinzessin, Ursula, einem böhmischen Prinzen, der als ein Hussitischgesinnter von der Geistlichkeit verketzert wurde, zur Gemalin gegeben hatte. —

Seine Regierung, ob sie gleich wohlthätiger für die Mark seyn konnte, stiftete dennoch manches Gute. Vorzüglich bemühte er sich, die Schuldenlast derselben zu vermindern, und sie vor innern Ruhestörern zu sichern. Er rief deshalb die Ritterschaft und die Bürgerschaft auf einen Landtag, und beide bewilligten eine Summe von 100,000 Gulden. Nach altem Gebrauch kamen auf den Antheil der Städte 58,000 und auf den der Ritter 42,000 Gulden. Um den Städten diese Bürde weniger drückend zu machen, schränkte er ihren Antheil auf 50,000 Gulden ein, die sie in vier Jahren und fünf Terminen bezahlen sollten, und gab ihnen die Erlaubniß, in ihren Ringmauern und Gebieten Umgeld oder Kopfgeld zu nehmen.

Dafür, und daß er selbst 20,000 Gulden Schuld abtragen wollte, legte er einen Zoll in der ganzen Mark

an, damit, wie er sagte, auch Fremde zur Bezahlung der Schuld beitrügen. Dennoch aber verursachte diese neue Abgabe allgemeines Murren, und an manchen Orten sogar Widersetzlichkeit; welches alles die Herzen der Unterthanen von dem Herzen ihres Regenten immer mehr entfernte, und dem Wohle des Landes offenbar schadete. — Zur Vertilgung der Räuber und Landstreicher gab er die strengsten Befehle, und befahl jeden zu verfolgen und sogleich zu bestrafen; auch schloß er deshalb mit den benachbarten Fürsten Bündnisse. Thätiger aber ging der Churprinz Johann zu Werke, welcher im Jahre 1482 eine allgemeine Jagd auf die Räuber machte, mehrere öffentlich hinrichten ließ und 15 Raubnester zerstörte, wodurch die Ruhe zwar auf einige Zeit wieder hergestellt, aber doch nicht auf immer befestigt wurde.

Johann Cicero, oder der Große.
1486—1499.

Johann, der älteste Sohn Albrechts, war 1455 zu Onolsbach in Franken geboren, und in der Mark am Hofe seines Oheims, des Churfürsten Friedrich II., erzogen worden. Wegen seiner ansehnlichen Leibeslänge nannte man ihn den Großen, und den ehrenvollen Beinamen des deutschen Cicero *), erhielt er wegen sei-

---

*) Markus Tullius Cicero war bekanntlich der größte Redner und Staatsmann seiner Zeit unter den Römern. Er wurde im Jahre 43 vor Christi Geburt auf Anstiften mächtiger Feinde, die er durch seine Beredsamkeit beleidigt hatte, ermordet.

ner ausgezeichneten Beredsamkeit in der lateinischen Sprache, durch welche er die Könige Uladislav von Böhmen, Kasimir von Pohlen und Matthias von Ungarn, die sich wegen des Besitzes von Schlesien bekriegten, zur Aussöhnung bewegte (1474), wozu aber wohl die 6000 Reuter, die er nebst dem Churfürst von Sachsen gegen diejenige Parthei, die den Vergleich nicht annehmen wollte, zu führen drohte, das meiste beitragen mochte.

Schon früh, wie wir bereits aus seines Vaters Geschichte wissen, hatte er mit Leiden und Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen; schon in einem Alter von 15 Jahren, wo er die Statthalterschaft über die Mark erhielt, fühlte er schwer die drückenden Beschwerden, welche Geldmangel und Unzufriedenheit der Unterthanen erzeugten, auf seinen jugendlichen Schultern. Alle Einkünfte der Mark mußte er seinem Vater schicken, und oft entbehrte er sogar das Nothdürftigste. Die Bitte, den Reichstag zu Augsburg besuchen zu dürfen, schlug ihm Albrecht sogar ab, und Johann gehorchte ohne Murren. Schon 1468 war er mit einer sächsischen Prinzessin, Margaretha, verlobt; allein sein Geldmangel erlaubte den mit der Vermälung verknüpften Aufwand nicht. Er wendete sich daher an seinen Vater und bat diesen um eine Unterstützung, erhielt aber wahrscheinlich nichts, denn er mußte sie noch einige Jahre (bis 1476) aufschieben.

Allein alle diese Unruhen und Sorgen, welche seinen jugendlichen Frohsinn trübten, beschäftigten und stärkten die Kräfte seines Geistes, milderten seine Leidenschaften und flößten ihm Menschenliebe ein. Daher seine Liebe zur Ordnung, zur Sparsamkeit und zur Häuslich-

keit, seine Neigung zum Frieden und Geschmack an den Wissenschaften. — Zur Wiederherstellung der Finanzen und zur Tilgung der Landesschulden, legte er, mit Zustimmung der Stände, eine siebenjährige Abgabe auf das Bier, unter dem Namen Bierziese (1488). Jede Tonne Bier mußte 12 Pfennige Ziese geben, wovon der Churfürst 8, und die Städte zu ihrer Aufnahme 4 Pfennige erhielten. Diese Hülfsquelle war um so ergiebiger und zweckmäßiger, weil zu damaliger Zeit, wo man den Thee und Kaffee nicht kannte, nicht nur sehr viel Bier verbraucht, sondern auch ins Ausland geschickt wurde. Mehrere Städte in der Altmark widersetzten sich indessen dieser Einrichtung, und waren vorzüglich darüber erbittert, daß der Adel und die Geistlichkeit allein, vermöge der Verfassung des Staats, hiervon ausgenommen waren. Die Stadt Stendal, stolz auf ihre Verbindung mit dem Hanseebunde, empörte sich zuerst; die Bürger bestürmten das Rathhaus, und zwangen den Magistrat zu einer schriftlichen Erklärung gegen die Bierziese. Ihrem Beispiele folgten Seehausen, Gardelegen und Salzwedel. Der Churfürst schickte zur Wiederherstellung der Ruhe Abgeordnete nach Stendal; aber die Bürger vergaßen sich so sehr, daß sie diese ermordeten, und aus Rache den benachbarten Adel plünderten. Johann zog daher, um diesen Aufruhr noch in der Geburt zu ersticken, eilends seine Truppen zusammen, eroberte Stendal, und bestrafte die Anführer theils mit dem Tode, theils mit dem Verlust ihrer Güter. Ueberdieß mußten alle rebellischen Städte ihrem Bündnisse mit der Hansee entsagen, ihr Geschütz ausliefern, eine ansehnliche Geldstrafe zahlen, und die Bierziese doppelt erlegen.

Johanns Nachgiebigkeit und Klugheit allein hintertrieb einen neuen Krieg, der mit Pommern ausbrechen

zu wollen schien, da der Herzog Bogislav X., der mit Margaretha, einer Tochter Friedrichs II., vermält war, ihm nicht den Lehnseid leisten wollte. Er hatte noch keine Kinder von ihr, und gab vor, Brandenburg habe ihm aus Staats-Klugheit eine unfruchtbare Gemalin gegeben, damit es desto früher zu Pommerns Besitz gelange. Dies veranlaßte mancherlei Zwistigkeiten, worüber sich die Herzogin so grämte, daß sie 1489 starb. Bogislav heirathete hierauf eine polnische Prinzessin, zeugte einen Erben mit ihr, und erkannte nun in einer schriftlichen Urkunde die Lehnsherrschaft Brandenburgs an (1493).

Im Jahre 1491 kaufte er die Herrschaft Zossen *) für 16,000 rheinische Gulden und erhielt darüber die Belehnung von Böhmen. — Wider das damals so gewöhnliche Faustrecht brauchte er die strengsten Maaßregeln, und bewog den Adel, seine Streitigkeiten durch einen richterlichen Ausspruch entscheiden zu lassen. Recht, Sicherheit und Ordnung wurden unter ihm allgemeiner, und eine gewisse Neigung zu den Wissenschaften, welche er seinen Unterthanen einzuflößen suchte, hatte auf ihre Geistesbildung einen bedeutenden Einfluß. Schon hatte er vom Kaiser Maximilian I. und dem Pabst Alexander IV. die Erlaubniß erlangt, eine Universität anlegen zu dürfen, wozu ihm von einem Sachverständigen Frankfurt an der Oder vorgeschlagen wurde, als ihn der Tod an der völligen Ausführung dieses so nützlichen Werkes hinderte. — Unter seiner Regierung fand die von dem unsterblichen Burgermeister Guttenberg

*) Sie gehörte, unter böhmischer Lehnsherrschaft, einem Herrn von Stein.

zu Mainz 1436 oder 1438) in Straßburg erfundene Buchdruckerkunst schon Eingang in den brandenburgischen Staaten. Joachim Westphal war der Erste, welcher (1488) eine Buchdruckeret in Stendal anlegte, und der Sachsenspiegel, eine Sammlung alter sächsischer Rechte, Gesetze und Gewohnheiten, das erste Werk, welches seine Presse beschäftigte. — In demselben Jahre legte auch Hans Zehender die erste Apotheke in Berlin an, und der Magistrat bewilligte ihm dafür jährlich einen Winspel Roggen, freie Wohnung, und Befreiung von allen bürgerlichen Abgaben.

Johann starb den 9ten Januar 1499, im 44sten Jahre seines Alters und im 13ten seiner Regierung zu Arneburg, in der Altmark, an der Wassersucht, und wurde, unter allen hohenzollerschen Churfürsten, zuerst in der Mark selbst, und zwar im Kloster Lehnin, in der Mittelmark beerdigt, in der Folge aber von seinem Enkel, Joachim II., in der Domkirche zu Berlin, welche dieser zum Erbbegräbniß der churfürstlichen Familie bestimmte, beigesetzt. Sein von gegossenem Messing, durch einen berühmten nürnbergschen Künstler, Namens Peter Vischer, verfertigtes Grabmal, daß ihn in der Churtracht in Lebensgröße, mit dem Churkleide angethan, darliegend vorstellt, ist noch jetzt in dieser Kirche zu sehen.

Er hinterließ zwei Prinzen und eben so viel Prinzessinnen, von welchen sich die älteste mit dem Herzog Friedrich, nachherigem König von Dännemark, und die zweite mit dem Herzog von Mecklenburg vermälte. Joachim, sein ältester Prinz, folgte ihm in der Regierung, und der jüngste, Albrecht, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde schon im 23sten Jahre Erzbi-

schof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt, im 24sten Jahre Churfürst von Mainz, mithin der erste Geistliche in ganz Deutschland, und bald nachher Kardinal.

Joachim I., mit dem Beinamen: Nestor. 1499—1535.

Joachim I. war 1484 geboren, und gelangte in einem Alter von 15 Jahren schon zur Regierung, welcher er, ohne einen Vormund, mit männlicher Kraft und Weisheit vorstand. Seine Kenntnisse in der lateinischen, französischen und italienischen Sprache, so wie in der Geschichte, Arzneikunst und Sterndeuterkunde, damals eine Modenwissenschaft, zogen ihm die Bewunderung seiner Zeitgenossen zu, und erwarben ihm wahrscheinlich den Beinamen: Nestor *). — Seine Jugend hielt der zügellose Adel für die schönste Gelegenheit, neue Räubereien und Plünderungen auszuüben. Die Landstraßen wurden wieder unsicher, und Familien vom ersten Range, Leute von den höchsten Bedienungen trieben dies schändliche Gewerbe, und waren als Räuber so bekannt, daß Reisende sie mit den Worten in ihre Litanei schlossen:

---

*) Nestor, ein König von Pylos, einer Stadt auf der ehemaligen Halb-Insel Griechenlands, Peloponnes, jetzt Morea genannt, war wegen seines hohen Alters eben so berühmt, als wegen seiner seltnen Beredsamkeit. Drei Menschenalter hatte er bereits durchlebt, als er mit in den trojanischen Krieg zog, wo er die Hitze der jungen Krieger zu mäßigen und Ordnung unter ihnen zu unterhalten sich bemühte.

Vor Köckeritze und Lüderitze,
Vor Krachte und vor Itzenplitze
Behüt' uns, lieber Herre Gott!

Aber Joachim wußte durch harte Straf-Exempel, die er, ohne Ansehn der Person, an jedem Verbrecher übte, diesem Uebel bald zu steuern, sich Ehrfurcht zu verschaffen, und in seinem Lande die Ruhe wieder herzustellen. So ließ er selbst seinen Liebling, einen gewissen von Lindenberg, der einen Kaufmann beraubt hatte, öffentlich hinrichten. Der Adel nahm dies Beispiel seltener Gerechtigkeitsliebe sehr übel auf, und ein gewisser von Otterstedt erfrechte sich sogar, nicht allein an des Churfürsten Schlafgemach folgende Drohworte anzuschreiben: „Jochimken, Jochimken, hüde dy! Wo wy dy krygen, hangen wy dy!“ sondern suchte sie sogar in Erfüllung zu bringen, indem er ihm in einem Walde bei Berlin, den Joachim zu passiren hatte, mit vielen Verschwornen auflauerte. Ein Bauer entdeckte dem unbesorgten Churfürsten die nahe Gefahr, welcher sogleich umkehrte, sein Gefolge verstärkte, der Rotte nacheilte, und den größten Theil nebst ihrem Anführer gefangen nahm. Der letzte wurde, aller Vorstellungen und Bitten des Adels ungeachtet, geviertheilt, und sein Kopf auf einem eisernen Pfahl über das Köpenicker Thor gesteckt. Er verfolgte jetzt die übrigen Räuber mit gleichem Eifer, und in einem einzigen Jahre verloren mehr als siebenzig, ohne Ansehen der Person und des Standes, ihr Leben auf dem Blutgerüste. — Um seinen Unterthanen Liebe zu den Wissenschaften einzuflößen und ihnen den Weg dazu zu erleichtern, führte er den von seinem Vater gefaßten Vorsatz aus, und ließ die Universität zu Frankfurt an der Oder, in seiner und mehrerer angese-

henen Märker und Prälaten Gegenwart, (1506) feierlich einweihen. Der jedesmalige Bischof von Lebus, damals Dietrich, wurde zum Kanzler, und der gelehrte Doktor Konrad Koch, bekannter unter dem Namen Wimpina *), zum ersten Rektor Magnifikus ernannt, dessen Ruf sogleich gegen 1000 Studenten herbeizog. Joachim selbst ging den Märkern mit einem rühmlichen Beispiele vor, indem er sich noch als regierender Herr, von dem berühmten Johann Tritheim **), Abt zu Spanheim im oberrheinischen Kreise, der auf seine dringenden Bitten (1505) nach Berlin kam und neun Monate hier blieb, täglich vier Stunden in der lateinischen und griechischen Sprache, in der Mathematik und Geschichte unterrichten ließ.

Um sein Land genauer kennen zu lernen und die Gerichtsverfassung zu verbessern, durchreisete er im Jahre 1515 die vornehmsten Städte seines Landes, und ließ dann eine Stadt-Ordnung bekannt machen, in welcher unter andern die Einführung gleicher Ellen, Gewichte und Maaße in allen brandenburgischen Landen anbefohlen und der Uebertreter mit dem Verluste seiner Waare be-

---

*) Von der schwäbischen Reichsstadt Wimpfen, wo sein Vater, ein Lohgeber, zuletzt mit ihm wohnte. — Die damaligen Gelehrten hatten nemlich die Gewohnheit, sich theils nach ihrem Geburtsorte zu nennen, theils ihre Namen ins Lateinische oder Griechische zu übersetzen, oder ihnen doch wenigstens eine lateinische Endung anzuhängen.

**) Er war zu Tritheim, im Churfürstenthum Trier, 1464 geboren.

droht wurde. Dem Magistrat wurde, bei 50 Gulden Strafe, aufgegeben, darüber zu wachen, daß die Bäcker vollwichtiges und gesundes Brod, die Fleischer frisches und reines Fleisch, und die Stadtwirthe gutes Bier und Wein lieferten u. s. w. — Joachims wohlthätigstes Verdienst um die Mark indessen war unstreitig die Stiftung des Kammergerichts, welches 1516 seinen Anfang nahm, und sich von seinem Ursprung an durch Weisheit, Unpartheilichkeit und aufgeklärte Rechtspflege bis jetzt in ehrwürdigem Ansehen erhalten hat. Es bestand in seiner ersten Einrichtung nur aus 12 Richtern, von denen der Churfürst 4, die Prälaten, Ritter und Städte aber 8 wählten. Den Richtern oder Räthen setzte man noch vier Redner oder Prokuratoren an die Seite, welche den Vortrag an die Richter halten, die Rechtmäßigkeit einer Streitsache erklären, die Gründe des Gegners entkräften und die Anwendung der Gesetze zeigen sollten. Verschieden von ihnen waren die Advokaten, welche sich jede Parthei zu ihrem Beistande wählen konnte. Dieses Gericht sollte nicht blos in Sachen derer sprechen, die keinem Land-, Stadt- oder Hof-Gerichte unterworfen wären, als Grafen, Ritter und Räthe, sondern ihm sollten auch alle übrigen Gerichte untergeordnet seyn. Es versammelte sich gewöhnlich des Jahres viermal; einmal zu Tangermünde und dreimal zu Kölln an der Spree im churfürstlichen Schlosse, oder da, wo der Landesherr jedesmal Hof hielt. Den Richtern schärfte Joachim aufs nachdrücklichste ein, gewissenhaft und partheilos zu verfahren, erst den Weg der Güte zu versuchen und die vorfallenden Prozesse in möglichster Eile zu beendigen.

Einen unauslöschbaren Flecken in der Regierungsgeschichte unsers Churfürsten läßt die unter ihm geschehene

Judenverfolgung zurück. Ein bernauischer Kesselflicker (Paul Fromm) stahl aus der Kirche zu Knoblauch, im Magdeburgischen, eine vergoldete Monstranz mit zwei Hostien, wovon er eine an den Juden Salomon zu Spandau verkaufte, der sie, aus Spott über Christum und die Christen, unter vielen Gotteslästerungen zerstach, in mehrere Theile zerschnitt und an seine Glaubensgenossen verschickte. Er wurde verrathen, gefangen genommen, in der Stadt auf einem Wagen herumgeführt, mit glühenden Zangen gepeinigt und dann verbrannt. Die übrigen Juden zog man ebenfalls ein, und erpreßte von ihnen durch die Folter jedes Geständniß, das man wünschte. Ueber dreißig wurden zum Scheiterhaufen verurtheilt, zwei, welche sich taufen ließen, geköpft, und die übrigen alle aus dem Lande vertrieben, nachdem sie vorher durch den fürchterlichsten Eid hatten angeloben müssen, nie wieder zurückzukehren.

Auch Joachim erhielt, wie sein Vater, dem Lande den Frieden, ob er gleich alle Ansprüche seiner Krone und die Rechte seines Hauses standhaft behauptete. Der schon mehrmals erwähnte pommersche Herzog Bogislav X. hatte sich bei dem Kaiser Karl V. einzuschmeicheln und von ihm die Reichsbelehnung, nebst Sitz und Stimme auf dem Reichstage, zu erschleichen gewußt, wodurch Brandenburg alle Rechte auf die Lehnsherrschaft und Erbfolge in Pommern verlor. Dies sowohl, als die Zurückhaltung des Heirathsgutes seiner ersten Gemalin, Margaretha, einer brandenburgischen Prinzessin, nöthigte unsern Churfürsten, bei dem Kaiser deshalb klagbar zu werden. Dieser ernannte eine Kommission zur Untersuchung und Beilegung dieses Zwistes, welche aber nichts ausrichten konnte, bis endlich der Tod des unruhigen

Herzogs (1523) allen fernern Streitigkeiten eine Ende machte. 1529 wurde zu Grimnitz in der Uckermark der letzte Vergleich geschlossen, nach welchem Brandenburg als der einzige Erbe Pommerns, beim Aussterben der männlichen Linie, erklärt wurde, und die Stände unserm Churfürsten vorläufig huldigen mußten. Bei der kaiserlichen Belehnung der Herzoge — denen das Sitz- und Stimm-Recht auf den Reichstagen verblieb — sollte unser Churfürst, zum Zeichen der Mitbelehnung, die Lehnsfahne mit anfassen, und die Herzoge George I. und Barnim XI., Bogislavs Söhne, mußten 50,000 Gulden für die Zurückforderung des Brautschatzes erlegen. — Im folgenden Jahre vermälte Joachim seine jüngste Tochter, Margaretha, mit dem Herzog George, und gab ihr 20,000 Gulden zum Brautschatz; der Kaiser und das Reich bestätigten den Vergleich, und nie kommen wegen des pommerschen Erbfolgerechts Streitigkeiten wieder vor. — Die Herrschaften Peitz und Kottbus, welche an einen Fürsten von Anhalt versetzt worden waren, vereinigte er (1511) wieder mit seinem Hause, und von dem deutschen Orden wußte er den erblichen Besitz der Neumark dadurch zu erhalten, daß er dem Hochmeister nicht eher den freien Durchmarsch mit 12,000 Mann durch seine Länder gestattete, als bis dieser, im Namen des Ordens, jedem Rechte des Wiederkaufs entsagte. Die Grafschaft Ruppin, dessen letzter männlicher Erbe, Wichmann, (1524) starb, nahm Joachim, als Oberlehnsherr, ohne Widerrede in Besitz. Vergeblich aber waren alle seine Bemühungen, die ehemals damit verbundene Grafschaft Lindau im Anhalt-Zerbstischen, welche Graf Albrecht (1457) dem Hause Anhalt, jedoch wiederkäuflich abgetreten hatte, von demselben wieder einzulösen. —

Doch wir wenden uns jetzt zu dem wichtigsten Ereignisse unter Joachims Regierung, einem Ereignisse, das nicht nur auf Brandenburg, sondern auch auf alle Länder und Völker der Erde einen großen Einfluß hatte, und zu den wohlthätigsten und segensreichsten gehört; — dies war die Reformation durch Luther. Um die Beziehung derselben auf den brandenburgischen Staat desto leichter übersehen zu können, ist es daher nöthig, einen allgemeinen Umriß von den Hauptvorfällen zu geben.

Leo X., ein verschwenderischer, prachtvoller und baulustiger Pabst, bedurfte theils zur Ausstattung seiner Schwester, theils zur Erbauung der prachtvollen Peterskirche zu Rom und zur Unterhaltung eines glänzenden Hofstaats, ansehnliche Geldsummen. Er schrieb deshalb einen neuen Ablaßverkauf aus, und wendete sich damit an den Churfürsten und Erzbischof Albrecht von Mainz, Joachims I. Bruder. Mit Freuden nahm dieser, ihm an Neigungen, Leidenschaften und Bedürfnissen gleichgesinnte Fürst diesen Antrag, unter dem Versprechen der Hälfte des Gewinns an, und verhandelte, als päbstlicher Bevollmächtigter, im Erzbisthum Mainz, Magdeburg, Sachsen und Brandenburg den Ablaß. Zu seinen Unterhändlern, deren er mehrere hatte, gehörte auch ein gewisser Dominikanermönch, Johann Tetzel, aus Sachsen gebürtig; ein Mann von geringen Kenntnissen und ausschweifender Lebensart, aber von einer dem Geschmacke des Pöbels willkommenen Beredsamkeit. Dieser erschien im Jahre 1517, mit Bewilligung des Churfürsten, in der Churmark, hielt in Berlin einen prächtigen Einzug, eröfnete jedem Sünder für eine bestimmte Summe die Pforten des Paradieses, und ertheilte sowohl für künftige, als wirklich begangene Sünden unbedingten Ablaß. —

In der Hoffnung einer gleich günstigen Aufnahme, wandte er sich nun nach Jüterbock, in die Nähe von Wittenberg. Hier fand er aber an Martin Luther *) einen heftigen Gegner, der endlich, als Tetzel immer unverschämter und lauter drohte, den 31sten Oktob. 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Theses oder Sätze anschlug, in welchen er diesen Ablaßkram angriff, und einen jeden zu einem gelehrten Wettstreit hierüber aufforderte. Tetzel, dem es hierzu an Kenntnissen fehlte, ging jetzt nach Frankfurt an der Oder, und bat den dasigen Rektor Wimpina um Beistand. Dieser, schon längst über den großen Ruhm Luthers und den Wachsthum der Universität Wittenberg eifersüchtig, bot alle Kräfte auf, um seinen Nebenbuhler zu schaden. Er arbeitete

---

*) Martin Luther war der Sohn eines armen Bergmanns, zu Eisleben, in der Grafschaft Mannsfeld, am 10ten November 1483 geboren, und ernährte sich während seiner Schuljahre in Magdeburg und Eisenach als Currendeschüler vor den Thüren durch Singen. 1501 ging er nach Erfurt, um Theologie zu studieren, und 1505, nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn, trat er in den Augustinerorden. Im 25sten Jahre seines Alters (1508) wurde er vom Churfürst von Sachsen, Friedrich dem Weisen, zum Professor auf der neuen Universität Wittenberg berufen. 1510 schickte ihn sein Orden zur Beilegung gewisser Streitigkeiten nach Rom. Er führte diesen Auftrag nicht nur glücklich aus, sondern verschafte sich auch von den Sitten des päbstlichen Hofes eine genaue Kenntniß, welche ihm in der Folge sehr zu statten kam. 1512 wurde er Doktor der Theologie. Er starb 1546 den 18ten Februar, bei Gelegenheit einer Reise, in seiner Vaterstadt.

gegen Luthers 95 Sätze, 156 Gegensätze aus, und übergab sie Tetzeln, der sie, in Gegenwart von mehr als 300 Gelehrten, als seine eigene Arbeit ablas, um sodann die Doktorwürde zu erhalten. Allein ein junger Franziskanermönch, Namens Knipstrow, trat als Vertheidiger Luthers auf, und trieb Tetzeln so sehr in die Enge, daß Wimpina den Streit abbrach, und ihn dennoch zum Doktor machte.

Luthers Lehre breitete sich indessen immer weiter aus, und zog ihm endlich den päbstlichen Bann zu. Man verbrannte sein Bildniß und seine Schriften zu Rom, und Luther that am 10ten December 1520 vor dem Thore Wittenbergs, in Gegenwart vieler Studenten, mit dem päbstlichen Gesetzbuche ein Gleiches. Im folgenden Jahre hielt Kaiser Karl V. zu Worms den ersten Reichstag, und Luther wurde, zur Beilegung des Streits, unter dem Versprechen eines sichern Geleits, vorgeladen. Er erschien und vertheidigte hier seine Lehre mit einer Unerschrockenheit, welche die ganze Versammlung in Erstaunen setzte. Als er sich standhaft zu widerrufen weigerte, wurde eine Kommission, unter der sich auch unser Churfürst befand, niedergesetzt, welche, wiewohl ebenfalls vergebens, Luthern noch einmal zum Widerruf ermahnte. Joachim suchte deshalb den Kaiser zu überreden, das sichere Geleit aufzuheben und Luthern gefangen zu nehmen. Aber Karl verwarf diese Zumuthung.

Luther war indeß durch die Vorsorge des Churfürsten von Sachsen, auf das Bergschloß Wartburg bei Eisenach in Sicherheit gebracht worden und verschaffte sich jetzt, durch die verbesserte Uebersetzung der Bibel, welche Stückweise erschien, einen immer größern Anhang.

Selbst in der Mark fanden seine Meinungen Eingang, so sehr der Churfürst sie auch zu unterdrücken suchte und ihre Anhänger verfolgte. Sein Vetter, der Markgraf George von Anspach, erklärte sich öffentlich für Luthern; sogar der Churprinz Joachim begünstigte ihn, und der neue Bischof von Brandenburg, Mathias von Jagow, zeigte sich nicht blos als Freund, sondern auch als Beförderer des verbesserten Christenthums. Sogar Joachims Gemalin, Elisabeth, eine dänische Prinzessin, wurde durch ihren Bruder, Christian II., König von Dännemark, Norwegen und Schweden, von der Vortreflichkeit der lutherischen Lehre überzeugt, bekannte sich durch den Genuß des Abendmals unter beiderlei Gestalt zur Reformation und ließ ihre Kinder heimlich in diesen Grundsätzen unterrichten. Als Joachim durch seine vierzehnjährige Tochter dies Geheimniß erfuhr, wurde er äußerst aufgebracht, und stieß, da sie ihm ohnehin gleichgültig war, die härtesten Drohungen gegen sie aus. Um diesen zu entgehen, entwich sie in der Nacht (den 25sten März 1528), in Begleitung eines Kammerfräuleins und zweier Edelleute, von Bredow und Götze, auf einem Bauerwagen zu ihrem Oheim, dem Churfürst von Sachsen, der ihr das Schloß und Dorf Lichtenberg zu ihrem Wohnsitze anwieß. Johann gerieth zwar über ihre Flucht anfänglich in heftigen Zorn, gab sich aber bald zufrieden, und erlaubte ihr sogar bisweilen, ihre Kinder bei sich zu sehen. Indessen verstärkte dieser Schritt seinen Haß aufs ärgste.

Im Jahre 1526 wurde zu Speier, unter dem Vorsitz Ferdinands, Königs von Böhmen und Ungarn, Bruder des Kaisers, der anderer Beschäftigungen wegen nicht selbst erscheinen konnte, ein Reichstag gehal-

ten, der für die Lutheraner nicht ungünstig ausfiel. Desto nachtheiliger war für sie der zweite, ebendaselbst (1529), wo die Religionsfreiheit, welche man drei Jahre vorher bewilligt hatte, wieder aufgehoben wurde. Die Lutheraner protestirten dagegen, und erhielten davon den Namen Protestanten. — Endlich schrieb der Kaiser, nach seiner Rückkunft ins deutsche Reich, einen Reichstag zu Augsburg aus, auf den er persönlich zu erscheinen versprach. Die Lutheraner erhielten zuerst die Erlaubniß, ein ausführliches Glaubensbekenntniß aufzusetzen, welches unter dem Namen der augsburgischen Konfession bekannt ist, und den eben so sanftmüthigen, als gelehrten Melanchthon zum Verfasser hat. Joachim, der mit dem Churprinzen ebenfalls zugegen war, zeugte hier von neuem seinen unauslöschlichen Haß gegen die Lutheraner und vergaß sich in einer Unterredung mit dem Bischofe von Augsburg so weit, daß es beinahe von den härtesten Schmähungen zu Thätlichkeiten gekommen wäre.

Da alle Versuche zum gütlichen Vergleiche vergeblich waren, so wurde der Reichstag aufgehoben und ein harter Reichsschluß gegen die Lutheraner abgefaßt. Dies brachte die Protestanten zu den Entschluß, auf ihre Sicherheit abzweckende Maasregeln zu ergreifen. Sie kamen daher zu Schmalkalden, in der Grafschaft Henneberg, zusammen und schlossen hier (den 31sten Dez. 1530) jenen berühmten schmalkaldischen Bund, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die Lage des Kaisers, welcher mit einem neuen Einfalle von den Türken bedroht wurde, wozu noch der Wankelmuth Frankreichs kam, das sich auf die Seite der Protestanten zu neigen schien, wurde hierdurch noch kritischer; er sah sich genöthigt, mit den Protestanten zu unterhandeln, und

den 23sten Juli 1532 kam zu Nürnberg der erste Religionsfriede zu Stande, in welchem denselben die völlige Religionsfreiheit zugesichert wurde. Dagegen mußten sie sich verpflichten, den Kaiser mit aller Macht wider die Türken zu unterstützen, und seinen Bruder, Ferdinand, als römischen König anzuerkennen. Niemand war mit diesem Vergleiche unzufriedener, als unser Joachim, der mit Heftigkeit erklärte: „er wolle lieber Land und Leute verlieren, eher sterben und verderben, als in diesen Frieden willigen.“ Seinen Haß behielt er bis den letzten Augenblick seines Lebens bei. Noch auf seinem Sterbebette ließ er sich von seinen beiden Söhnen, Joachim und Johann, mündlich, schriftlich und eidlich versprechen, daß sie bei der altkatholischen Lehre bleiben, und keine Religions-Erneuerungen in ihrem Lande gestatten wollten. Ja, sie mußten sogar im Namen aller ihrer Erben, Nachkommen und Unterthanen das Nemliche angeloben. Zugleich verordnete er, daß sie sich beide in die Mark theilen sollten. Joachim, der älteste, erhielt die Churmark und die Churwürde, und Johann, der jüngste, die Neumark, Krossen und die in der Lausitz belegenen Oerter. — Er starb den 11ten Juli 1535 zu Stendal, an einer unbekannten Krankheit, nach einigen an der Kolik, im 52sten Jahre seines Alters und im 37sten Jahre seiner Regierung, und wurde zu Lehnin begraben. Sein Sohn, Joachim II., brachte nachher den Leichnam in das Erbbegräbniß der Domkirche zu Berlin.

Die vorzüglichste Ursache, warum Joachim sich vom ersten Anfange an so hartnäckig gegen die Protestanten erklärte, lag wohl in seiner Erziehung, welche Dietrich von Bülow, Bischof von Lebus, besorgte, der ihm von

Jugend auf Anhänglichkeit an das Pabstthum, dessen Lehren und Gebräuche einflößte. Hiermit vereinigten sich noch mehrere Umstände. Sein Liebling, der Bischof von Brandenburg, Hieronimus, war, um Luthern zu besänftigen, selbst nach Wittenberg gereist; da er aber nichts ausrichten konnte, so wendete er alles an, seinen Landesherrn noch erbitterter gegen die neue Lehre zu machen. Ferner verwarf die Universität Frankfurt, welche er väterlich liebte, Luthers Meinungen als irrig und gottlos, und litt durch das Aufsehen, welches Luther zu Wittenber machte, an Ansehn und Wachsthum, welches den Churfürsten außerordentlich schmerzte. Auch sein Bruder, Albrecht, der vom Aberglauben des Volkes durch den Ablaß die ansehnlichsten Vortheile zog, vermehrte diese Abneigung. Hierzu kam noch sein Hang zum Wunderbaren und zum Aberglauben, und vorzüglich seine Achtung gegen die Astrologie *).

Joachim II., genannt Hector.
1535—1571.

Joachim II. wurde den 13ten Januar 1505 in Berlin geboren, und genoß eine gelehrte Erziehung, an welcher sowohl sein Vater, als sein Oheim, der Churfürst von Mainz, unmittelbaren Antheil nahmen. Um seine Weltkenntniß, seine Erfahrung zu vermehren, mußte er seinen Vater auf seinen Reisen begleiten, und

---

*) Die vermeinte Kunst, aus dem Laufe der Planeten die Ereigniße der Natur, die Veränderungen ganzer Völker und die Schicksale einzelner Menschen vorherzusagen.

wahrscheinlich auch um ihm eine Abneigung gegen die neue Lehre einzuflößen, den damals so wichtigen Reichstagen mit beiwohnen. — Schon als Churprinz zog er mit 6000 Mann ober- und niedersächsischer Reichstruppen wider die Türken zu Felde (1532), und that sich, als Anführer derselben, so sehr hervor, daß ihn Karl V. an der Spitze des ganzen Heeres zum Ritter schlug, und sein Vater sowohl als seine Unterthanen ihn mit den ausgesuchtesten Ehrenbezeugungen unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken in Berlin empfingen. Auch erwarb ihm diese Begebenheit wahrscheinlich den Beinamen Hector *).

Unter seiner Regierung beglückte der Segen des Friedens das ganze Land, und ob er gleich selbst die Grenzen seines Reichs nicht erweiterte, so legte er doch den Grund zu künftigen Ansprüchen auf auswärtige Provinzen. Im Jahre 1537 schloß er mit Friedrich II., Herzog von Brieg, Liegnitz und Wolau in Schlesien, der eine brandenburgische Prinzessin aus dem fränkischen Hause zur Gemalin hatte, eine Erbverbrüderung, vermöge welcher obige drei Herzogthümer, beim Aussterben der herzoglichen Familie, an Brandenburg, und im entgegengesetzten Falle Krossen, Kottbus, Peiz und Zossen an den Herzog von Liegnitz fallen sollten. Um diese Verbindung noch enger zu knüpfen, wurde 1545 eine Dop-

---

*) Hector, keiner von den Söhnen des trojanischen Königs Priamus, trug durch seine Tapferkeit sehr viel dazu bei, daß die verbundenen Griechen seine Vaterstadt Troja so lange vergeblich belagerten. Er wurde vom Achilles getödtet.

pelheirath vollzogen. Der brandenburgische Churprinz, Johann George, vermälte sich mit des liegnitzschen Herzogs einziger Prinzessin, Sophie, und George, Friedrichs II. Sohn, mit Joachims ältester Tochter, Barbara. — Zwar erklärte König Ferdinand I. von Böhmen, als Oberlehnsherr, diese Erbverbrüderung für null und nichtig, und zwang den Herzog, sich schriftlich davon loszusagen; dieser nahm aber in seinem Testamente den Widerruf zurück und bestätigte den gemachten Vertrag von neuem.

Wichtiger in ihren Folgen ist die Anwartschaft, welche Joachim durch die Mitbelehnung über das Herzogthum Preußen erhielt. Im Jahre 1511 war der brandenburgische Markgraf, Albrecht, von der fränkischen Linie, ein Enkel des berühmten Albrecht Achilles, zum Hochmeister des deutschen Ordens erwählt worden. Dieser ging im Jahre 1525 zur lutherischen Religion über, vermälte sich, und verwandelte sein Land in ein weltliches Erzherzogthum. Der König von Polen, sein Lehnsherr, Albrechts Oheim, willigte unter der Bedingung ein, daß es, wenn er ohne Erben sterben würde, an seine Brüder und deren Nachkommen in Franken, und im Fall auch diese ausgestorben wären, wieder an Polen fallen sollte. Der brandenburgische Kanzler, Lampert Distelmaier, brachte bei dieser wichtigen Veränderung den Churfürst zuerst auf den Gedanken, die Mitbelehnung dieses Herzogthums nachzusuchen. Der Herzog Albrecht genehmigte diesen Plan ohne Schwierigkeit, die preußischen Stände wurden durch Geschenke und Versprechungen gewonnen, und der König Siegmund August von Polen willigte nach manchen Bedenklichkeiten endlich auch ein. Die polnischen Stände allein machten Ein-

wendungen, und verzögerten die Unterhandlungen bis zu Albrechts Tode (1568). Diesen entscheidenden Zeitpunkt mußte Joachim benutzen. Er bat deshalb die Stände um eine freiwillige Geldsteuer zur Ausführung seines Vorhabens, welche ihm bewilligt und da sie noch nicht hinreichte, das noch Fehlende dazu gelegt wurde. Mit diesem Gelde schickte er zwei Gesandte und einen mächtigen lateinischen Redner (Abdias Prätorius, — eigentlich Gottschalk Vogt genannt — Professor zu Frankfurt) nach Polen, welche glücklich alle Gegengründe der Stände entkräfteten, und (den 19ten Julius 1569) im Namen ihres Herrn die Mitbelehnung erhielten.

Kaiser Karl V., jener listige und schlaue Monarch, wußte auch Joachim in sein Interesse zu ziehen, und zu einem Feldzuge gegen die Türken, die unter ihrem Kaiser Soliman, die Hauptstadt des Königreichs Ungarn, Ofen (1541) erobert hatten, zu bewegen, indem er ihm die Oberbefehlshaberstelle über die Truppen der deutschen Fürsten übertrug. Allein sein undisciplinirtes, aus mehreren Nationen bestehendes und unter sich selbst uneiniges Heer, welches noch überdies durch Mangel an Proviant und ansteckende Seuchen mißvergnügt gemacht wurde, erlitt 1542 vor Pest, welches mit Sturm erobert werden sollte, eine gänzliche Niederlage, und nöthigte ihn, sich zurückzuziehen. Joachim selbst gerieth in diesem Kriege, der zuerst Unordnungen in seinen Finanzen hervorbrachte, in Lebensgefahr; das Pferd wurde ihm bei einem Gefechte unter dem Leibe erschossen, und er auf diese Art zu Boden gerissen. Schon stürzten einige türkische Reuter auf ihn los, und er wäre beinahe ein Opfer seiner Tapferkeit geworden, als sich ein treuer Diener über ihn warf, und die fürchterlichsten Hiebe so

des. par Dähling *gravé p. Jügel a Berl.*

Joachim II. wird durch die seltne Treue eines Die=
ners vom Tode gerettet.

lange auffing, bis mehrere Brandenburger herbeileilten, und ihren Herrn retteten. Der Edle selbst bezahlte seine Treue mit dem Tode; er starb am dritten Tage an seinen Wunden.

Joachims wichtigstes und segenvollstes Verdienst um die Mark, ist unstreitig die Einführung der lutherischen Religion. Von seiner Mutter in derselben erzogen, überzeugte er sich in der Folge, als er Luthern persönlich kennen lernte, immer mehr von der Vortreflichkeit dieses Mannes und seiner Lehre. Allein der Eid, den er seinem Vater geschworen, die Ermahnungen seines Oheims, des Churfürsten von Mainz, die Freundschaft zu Karl V. und das Versprechen, welches er seinem Schwiegervater, dem polnischen König Siegismund, mit dessen Tochter, Hedwig, er sich zum zweitenmale vermälte, im Heirathsvergleiche gethan hatte, nie eine Aenderung in Glaubenssachen vorzunehmen, liessen ihn lange in einer peinigenden Unentschlossenheit. Endlich überwanden seiner Mutter und des schon oben erwähnten brandenburgischen Bischofs, Matthias von Jagow, Vorstellungen alle Zweifel, und der 1ste November 1539 war der wichtige Tag, wo Joachim, in Gegenwart aller Prediger der Churmark, zur protestantischen Religion übertrat. Matthias von Jagow reichte ihm, zu Spandau, das Abendmal unter beiderlei Gestalt. Er wählte diese Stadt unstreitig deswegen zu dieser feierlichen Handlung, weil seine unglückliche Mutter, die er (1538) wieder in die Mark zurückrief, jetzt ihren Wittwensitz hier hatte. — Damit jedoch dieser Schritt nicht Anlaß zu neuen Verwirrungen gebe, so ließ er von dem berlinischen Probste Buchholzer und dem zum Generalsuperintendenten ernannten Prediger, Jakob Stratt-

ner, eine allgemeine Kirchenordnung abfassen, und nachdem er sie selbst durchgesehen und Manches zugesetzt und verändert hatte, öffentlich bekannt machen. Die Beibehaltung mehrerer alten Gebräuche, woran wohl mehr seine Neigung zur Prachtliebe, als seine innere Ueberzeugung Antheil hatte, erweckte zwar die Unzufriedenheit eines großen Theils der Geistlichkeit; aber Joachim kehrte sich nicht daran, und schritt zu einem neuen, nicht weniger nützlichen Werke. Er veranstaltete eine große Kirchenvisitation durch das ganze Land (1541). Diese war um so nothwendiger, da an manchen Oertern, wo die katholischen Geistlichen ihre Aemter niedergelegt hatten, entweder gar keine Religionslehrer waren, oder Schmiede, Maurer, Schneider und andere Handwerker, die auf ihrer Wanderschaft Luthern gehört oder auch nur gesehen, und etwas aus seinem Katechismus und der Bibel herbeten konnten, den öffentlichen Lehrstuhl mit der Werkstatt vertauscht hatten.

Bei allen diesen Bemühungen, die protestantische Lehre zu verbessern und immer mehr auszubreiten, zeigte Joachim dennoch eine ruhmwürdige Duldsamkeit. Er zwang keinen, die väterliche Religion zu verlassen, er verfolgte und drückte ihre Anhänger nicht, ja er ließ selbst den Klöstern und Stiften ihre Rechte und Einkünfte. Die Bettelklöster, welche der Aberglaube des Volks erhalten hatte, lößten sich zuerst auf; auch die reichern hielten sich nicht lange und wurden größtentheils von den Mönchen selbst verlassen, die zurückgebliebenen aber lebenslang versorgt. Ihre Güter wurden theils in herrschaftliche Domainen, theils in Lehngüter für den Adel umgeschaffen, theils zur Schuldentilgung verwendet, theils zu Unterstützungen der Kirchen, Universitäten, Schules

und Hospitäler angewiesen. — Die drei Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus wurden, nach dem Aussterben ihrer Besitzer, ebenfalls eingezogen. Der Dom zu Stendal wurde der Universität Frankfurt geschenkt. Zur schnellern und bessern Besorgung der Aufsicht über Kirchen und Schulen, errichtete Joachim (1552) ein eigenes Kollegium, das Konsistorium.

An dem schmalkaldischen Bunde, dessen Oberhäupter Johann Friedrich, Churfürst von Sachsen, und Philipp der Grosmüthige, Landgraf von Hessen waren, nahm der Churfürst, aller Zuredungen ungeachtet, keinen Theil, und wußte selbst seinen Bruder, den Markgraf Johann, wieder davon abzuziehen. Auch bei dem bald darauf ausbrechenden Religionskriege, wo dieses Bündniß durch die schändliche Verrätherei des meißnischen Herzogs, Moriz, und durch die Gefangennehmung des Churfürst Johann Friedrich nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg (den 24sten April 1547) völlig aufgelößt wurde, blieb er neutral, trug aber durch seine nachdrücklichen Vorstellungen bei dem Kaiser sehr viel dazu bei, dem Gefangenen das Leben zu retten. Auch Philipp unterwarf sich jetzt, durch die Vorstellungen Joachims und seines Schwiegersohns Moriz bewogen, welche ihm einen sichern Geleitsbrief ausgewirkt und sich dafür verbürgt hatten, dem Kaiser, und that zu Halle knieend Abbitte (1547). Allein Karl hielt sein Wort nicht, und Joachim wurde darüber so aufgebracht, daß er den Degen zog und dem Herzog Alba *),

*) Herzog Alba, von Geburt ein Spanier, leistete Karl V. und dessen Sohn, Philipp II., sehr wichtige Dienste im Kriege.

der den Verhaftsbefehl zeigte, den Kopf gespalten haben würde, hätte ihn nicht sein Hofmarschall, Adam von Trotte, daran gehindert. Alle Vorstellungen, Bitten und Drohungen, Philipp zu retten, waren vergeblich; er mußte dem Kaiser, nebst Johann Friedrich, überall in Deutschland als Gefangener folgen und seinen Triumph vermehren.

Im Jahre 1547 hielt Karl einen Reichstag zu Augsburg, wo das sogenannte Interim*) (unterdessen) verfertigt wurde, welches beide Partheien nur noch mehr gegen einander erbitterte. Die Brandenburger weigerten sich standhaft, aller Bitten des Churfürsten ungeachtet, es anzunehmen; die Stadt Magdeburg, welche sich dem Kaiser mit dem größten Eifer widersetzte, ward in die Acht erklärt, ihrer Freiheiten beraubt und von Joachim und Moritz belagert. Hungersnoth zwang sie endlich zu einem Vergleich, in welchem sie den Kaiser um Vergebung bitten und 50,000 Rthlr. Strafe erlegen mußte. Joachims zweiter Sohn, Friedrich, wurde daselbst zum Erzbischof ernannt.

Karls immer fortdauernde Despotie, sein Uebermuth und Trotz, mit welchem er die mehrmals wiederholten Bitten des Churfürsten Moriz um Freilassung des Landgrafen zurückwieß, machten diesen endlich zu seinem furchtbarsten Gegner. Er schloß mit dem König von Frankreich, Heinrich II., und mehrern andern Fürsten

---

*) Dieses Reichsgesetz wurde deshalb so genannt, weil es bis zur Entscheidung einer allgemeinen Kirchenversammlung in seiner Kraft bestehen sollte.

ein Bündniß, zog gegen den Kaiser zu Felde und nöthigte ihn nicht nur zu dem passauer Vertrag (den 2ten August 1552), in welchem die beiden gefangenen Fürsten ihre Freiheit wieder erhielten, sondern auch nachher zu dem augsburger Religionsfrieden (1555), in welchem den Protestanten die ungestörte Ausübung ihrer Religion bewilliget wurde.

Wir wenden uns jetzt zu den Verdiensten Joachims um die Verbesserung der innern Landesangelegenheiten. — Bei dem Kammergerichte machte er die wohlthätige Verordnung, daß jedem mit dem Urtheilsspruch Unzufriedenen die Appellation an den Landesherrn frei stehen sollte; hingegen wurde der muthwillige Appellant mit 30 Gulden Strafe bedroht. Um dem Wucher Einhalt zu thun, verbot er, mehr als sechs Prozent Zinsen zu nehmen. Der Uebertreter wurde mit dem Verlust des vierten Theils der ausgeliehenen Summe bestraft, für unehrlich erklärt, vom heiligen Abendmal und einem christlichen Begräbnisse ausgeschlossen. Die überhandgenommene Spielsucht suchte er durch die Verordnung zu mildern, daß derjenige, der mehr als 300 Gulden verspielte, den Ueberschuß des verlornen Geldes und der Gewinner doppelt so viel als Strafe bezahlen sollte. Gegen die Verschwendung im Essen und Trinken gab er (1551) eine Landesverordnung, nach welcher unter andern bei Hochzeiten nicht mehr als zehn Tische, und für jeden Tisch zwölf Gäste erlaubt wurden. Für Kinder von zehn Jahren wurde jedoch der eilfte und für Anverwandte aus andern Städten noch der zwölfte und dreizehnte nachgelassen. Auf einer Kindtaufsschmauserei — sogenanntem Kindelbier, weil die Gäste auf einen Trunk Bier eingeladen wurden — sollten nicht mehr als

zwanzig Frauen zu Pathen gebeten und mit nichts weiter, als einem Gerichte Fische, mit Käse, Butter, Landwein und Bier bewirthet werden *). Zu dem Kleideraufwand **) gehörten vorzüglich die Pluderhosen, eine niederländische Tracht. Sie waren von einer Art Rasch, der Länge und Quere nach aufgeschnitten, in den Oef-

---

*) Außer der eigentlichen Kindtaufsschmauserei, gab es noch Mittelkindelbiere, welche zwischen der Geburt des Kindes und dem Kirchgange der Mutter statt fanden, wo die Wöchnerinnen für die guten Freundinnen, Gevatterinnen und Nachbarinnen den ganzen Tag Bier, Wein, Braten und Kuchen auftischen mußten.

**) Daß der Luxus in Absicht der Kleidung nicht geringer war, als der in Essen und Trinken, mag folgende Schilderung darthun. Die Kleider begüterter und angesehener Frauenzimmer waren größtentheils von Seide, mit Silber, Gold und Perlen besetzt, und Stickerei versehen. Das Haar wurde, in künstliche Flechten gelegt, auf besondere Wülste mit goldenen Nadeln aufgesteckt, der Hals mit goldenen oder silbernen Ketten und Kreuzen, mit Edelsteinen besetzt, geziert. Die Männer trugen ein an den Körper fest sich anschmiegendes Wamms, gewöhnlich von Sammet, mit Seide, Silber oder Gold gestickt, das vom Halse bis zu den Hüften ging. Ueber dem Wamms war das Oberkleid, oder die Puffjacke, deren Näthe mit Sammetstreifen besetzt waren, und die, statt der Knöpfe, mit Hacken zusammen gehalten wurde, doch so, daß man das schöne Wamms sehen konnte. Ueber Brust und Schultern breitete sich der in viele Falten gelegte Kragen des Hemdes aus. Auf der linken Schulter lag ein kurzer sammetner

nungen mit kostbaren Stoffen gefüttert, gingen von der Hüfte bis auf die Ferse herab, und hatten so viele Falten, daß sie oft über hundert Ellen Zeug erforderten. Alle Befehle Joachims zur Abschaffung dieser kostbaren Tracht, wodurch mancher Bürger verarmte oder sich in Schulden stürzte, waren vergebens. Er ließ sogar einst einige reiche junge Bürger, welche mit ihren Pluderhosen unter Musik auf den Straßen auf und abzogen, zur Strafe in das sogenannte Narrenhäuschen, einen großen, vergitterten Käficht, sperren und unter dem Spiele der Musikanten, zum Gelächter des Volkes, den ganzen Tag herumdrehen. Selbst die Geistlichen eiferten von den Kanzeln herab in Strafpredigten gegen diese Mode, und der Professor und General-Superintendent Muskulus[*]) zu Frankfurt an der Oder gab sogar (1556) eine Predigt unter dem Titel: Hosenteufel, heraus. Man achtete aber weder auf dieses, noch auf jenes, und die Mode erhielt sich.

Die Ursache dieser Pracht und Verschwendung ist vorzüglich in dem zunehmenden Wohlstande der Brandenburger zu suchen, welche durch den immer mehr aufblü-

---

Mantel, mit Pelzwerk, oder silbernen und goldenen Borten geziert. Den Kopf bedeckte gewöhnlich ein runder, schwarzer, sammetner Hut, den ein Gürtel, mit Perlen und Schnallen besetzt, umgab. Den Hals schmückte eine goldene, bis auf die Brust herunter hängende Kette, an welcher die Ritter Ringe trugen.

*) Nach seinem eigentlichen Geschlechtsnamen Andreas Meusel.

henden Handel Vermögen und Reichthum sich erwarben. Man führte schon viele Produkte in großer Menge ins Ausland. Die Tuchmanufakturen vermehrten und verbesserten sich so sehr, das Joachim die Ausfuhr der Wolle verbieten ließ, damit es den Arbeitern in seinem eigenen Lande nicht daran fehlen möchte. In Stendal allein ernährten sich über 800 Tuchmacher, und verkauften jährlich über tausend Stück Landtücher ins Ausland. Der Hopfenbau war ein eben so einträglicher Nahrungszweig. Mehrere tausend Winspel wurden jährlich ausgeführt, deren jeder 12 und mehrere Thaler kostete. Die Kultur der Weinberge, welche schon die ersten hohenzollerschen Regenten von fränkischen Reben hatten anlegen lassen, war eine andere ergiebige Nahrungsquelle. Um Berlin, Potsdam, Brandenburg, Treuenbrietzen, Zossen, Frankfurt, Krossen, Kottbus stand der Weinbau im vorzüglichen Flor, und das Faß Wein wurde für 30 Groschen verkauft. Auch das Bierbrauen verschafte vielen Wohlstand und mehreren Unterhalt, und der Heringshandel brachte den Märkern gegen eine Million Thaler *) ein. Schon gab es unter Joachims Regierung Eisenwerke bei Zehdenik in der Uckermark, zwei Kupferhammer, eine Papier- und eine Loh-

---

*) Die Einführung der Thaler, einer vorher unbekannten Münzgattung, verdanken wir Joachim, welcher (1556) eine Verordnung ergehen ließ, nach welcher die alte Gewohnheit, 8 Pfennige auf einen Groschen und 32 Groschen auf einen Gulden zu rechnen, gänzlich abgeschaft sein und dagegen der Groschen zu 12 Pfennige oder zu 4 Dreiern oder zu 2 Sechsern, der Gulden zu 21 Groschen und der Thaler zu 24 Groschen berechnet werden sollte.

Mühle, bei Neustadt-Eberswalde in der Mittelmark. Dem Mangel des Salzes, welches man bisher aus andern Ländern hatte herbeiholen müssen, wurde durch die bei Belitz in der Mittelmark entdeckte Salzquelle gänzlich abgeholfen. Dieser ansehnliche Verkehr vermehrte die Staatseinkünfte um ein beträchtliches. Der Wasserzoll zu Lenzen in der Priegnitz an der Elbe, der unter der baierschen Regierung jährlich ohngefähr achtzig Schock prager Groschen getragen hatte, trug jetzt allein schon 70,000 Dukaten. Mit Erlaubniß des Kaisers legte Joachim, wegen der vielen Unterschleife, die man machte, um jenen Zoll zu umgehen, an allen Landströmen einen Kornzoll an (1569). Die unter seinem Vater vertriebenen Juden nahm er gegen das Versprechen, jährlich 400 Gulden Schutzgeld und 300 Mark feines Silber (über 42,000 Thaler) in die Münzen zu zahlen, wieder in seinem Lande auf.

Ungeachtet dieses blühenden Zustandes des Landes und der vermehrten Staatseinkünfte, fehlte es Joachim dennoch beständig an Gelde. Die Ursachen lagen, außer dem kostspieligen Kriegszuge gegen die Türken, der ihm mehrere Millionen kostete, in seinem Karakter. Die erste Schwäche desselben war eine zu weit getriebene Gutmüthigkeit, mit welcher er jede Bitte gewährte und zu Versprechungen verleitet wurde, die er in der Folge, wenn er sie nicht halten konnte, durch ansehnliche Summen entschädigte. Unter seinen Günstlingen, deren Eigennutz bei ihm volle Befriedigung fand, zeichnete sich vor allem ein gewisser Lippold aus, der als ein niedriger, aber verschlagener Judenbursche an den Hof kam, sich bei dem Churfürsten einzuschmeicheln wußte, und in der Folge sein Schatzmeister und sein erklärter Günstling

wurde. Dieser Mensch trieb den schändlichsten Wucher, lieh auf Pfänder, nahm 54 Prozent Zinsen, and benutzte die schwache Seite seines Herrn so sehr, daß er bald eben so reich wurde, als jener immer mehr verarmte. — Liebe zur Pracht und zum Vergnügen war ein zweiter kostspieliger Zug in Joachims Charakter. Sein Hofstaat war glänzend, ein Fest jagte das andere, eine Pracht übertraf die andere, Bauten folgten auf Bauten. Bei jeder Vermälung eines Prinzen oder einer Prinzessin aus seiner Familie stellte er glänzende und kostbare Turniere an. Für ansehnliche Summen ließ er Löwen, Bären, Auerochsen, Wölfe und andere Thiere herbeibringen, und gab zum Vergnügen des Volkes Thierhetzen. — Zum Andenken der glücklich vollendeten Kirchenverbesserung ließ er vom Jahre 1563 an allemal den 18ten Oktober unter Trompeten und Pauken, Aufzügen der Prediger, Lehrer und Schüler, und unter Abfeuerung aller Kanonen, in Berlin ein Kirchendankfest halten, welches ein froher Schmauß beschloß. — Am Frohnleichnamstage, den er jährlich feiern ließ, wurden große Wettrennen zu Pferde gehalten. Das öftere Besuchen der Reichstage, wo er gewöhnlich ein eben so zahlreiches, als prachtvolles Gefolge bei sich hatte, das während der Reise ganz auf seine Unkosten lebte, erforderte ebenfalls einen beträchtlichen Geldaufwand *). Seine Liebe zum Bauen, ob sie gleich für viele eine Quelle der Ernährung und nützlichen Beschäftigung darbot, und

---

*) Als er z. B. 1563 zur Kaiserkrönung Maximilians II. nach Frankfurt ging, begleiteten ihn, außer einer Menge Diener, 68 Edelleute, 11 Räthe, 3 Theologen, 1 Leibarzt, und zur Transportirung waren 452 Pferde erforderlich.

mehrere fremde Künstler ins Land lockte, überstieg dennoch seine Einkünfte weit. Alte verfallene Jagd- und Lust-Schlösser ließ er ausbessern, und mehrere neue, als zu Potsdam, Grimnitz, Köpenick, Rüdersdorf, Zossen u. s. w. anlegen. In Berlin erbaute er das Schloß, das Zeughaus und ein Gebäude fürs Kammergericht, welches sich bis jetzt im Schlosse versammelt hatte. Spandau ließ er (1555) durch den berühmten italienischen Baumeister Giromela mit ungeheuren Kosten in eine Festung umschaffen. Auf die Geistesbildung seiner Unterthanen suchte er vorzüglich durch die Universität Frankfurt zu wirken, weshalb er sich auch alle Mühe gab, sie aus ihrem Dunkel zu heben. Er schenkte ihr die Güter des dortigen Karthäuserklosters und des aufgehobenen Domstifts zu Stendal, erhöhte die Besoldungen der Lehrer, berief Männer von Talenten und großem Ruf, wohin vor allen George Schüler*), bekannt unter dem Namen Sabinus, gehörte, zu Professoren, errichtete mehrere Freitische, verbot allen Eingebornen das Studieren auf fremden Universitäten, und schickte, zur Aufmunterung seiner Unterthanen, seine Prinzen selbst nach Frankfurt. Seine Absicht hatte auch anfänglich den gewünschten Erfolg; allein der Verlust des oben genannten George Schüler, welcher den Ruf des Herzogs von Preussen als Rektor der neu errichteten

---

*) Er war der Sohn eines Bürgermeisters aus Brandenburg, zehn Jahre hindurch Melanchthons Schüler gewesen, und wurde in der Folge sein Schwiegersohn. Den Namen Sabinus, — eines alten bekannten lateinischen Dichters — erhielt er deshalb, weil er einer der ersten Dichter seiner Zeit war.

Universität Königsberg annahm (1594) und einen großen Theil der ihn überaus ehrenden Studenten mit sich fort nahm, so wie die im Jahre 1552 ausgebrochene Pest, welche ebenfalls viele Lehrer und Studenten vertrieb, und mehrere andere theologische Streitigkeiten standen dem Emporkommen dieser gelehrten Anstalt leider nur zu sehr entgegen. — Ein unglücklicher Zufall stürzte ihn in neue Ausschweifungen. Er ging einst (1549) mit seiner Gemalin Hedwig in einem Saale des grimnitzer Jagdschlosses auf und ab, als auf einmal der Boden unter ihnen brach und beide durchfielen. Joachim hielt sich an einem Balken fest und nahm keinen Schaden; die arme Hedwig aber stürzte hinab, blieb an einem im Zimmer befindlichen Hirschgeweihe hängen, wurde, da sie sich aus zu weit getriebener Schamhaftigkeit keinem Wundarzt anvertrauen wollte, schief und lahm, und mußte bis ans Ende ihres Lebens an Krücken gehen. Diese Verunstaltung, verbunden mit einem mürrischen Betragen, machte sie ihrem Gemal völlig gleichgültig, und er suchte nun in den Armen Anderer Entschädigung. Eine gewisse Anna Dietrich, geborne Sydow, die Wittwe eines berlinischen Stückgießers, bekannt unter dem Namen: die schöne Gießerin, wußte ihn endlich ganz zu fesseln und zum Sklaven seiner Leidenschaft zu machen. Sie mischte sich bald in die Regierungsgeschäfte, vergab Aemter und Ehrenstellen an ihre Kreaturen und verleitete durch ihren Stolz und Uebermuth den Churfürsten zu manchen ungerechten Handlungen. Er zeugte mehrere Kinder mit ihr, die er kostbar erziehen ließ, von denen aber nur das jüngste, ein Mädchen, groß wurde, welches er, unter dem Namen von Arneburg, in den Grafenstand erhob, mit einem Grafen von Eberstein verlobte, und ihr das Dorf Rosenthal zum Heirathsgut anwies. Aber

der Churfürst starb vor der Hochzeit, und sein Nachfolger verheirathete sie an den Hofrentheischreiber Kohlen in Berlin, mit dem sie, in ihr Schicksal sich geduldig fügend, eine friedliche und glückliche Ehe führte.

Aus allen diesen Ursachen zusammen genommen, mußte natürlich der drückendste Geldmangel entstehen. Die schönsten Domainen waren verpfändet, die einträglichsten Einkünfte den Gläubigern angewiesen, und er sah sich endlich genöthigt, zu außerordentlichen Auflagen seine Zuflucht zu nehmen. Nach vielem Zureden bewilligten ihm endlich die Städte (1549) vierzehn Jahre statt Eines Groschen, acht Groschen für jede Tonne Bier zu entrichten, die Adlichen und Prälaten auf fünf Jahre für jedes Ritterpferd, welches sie zu Kriegszeiten zu stellen verbunden waren, 20 Gulden, und die Bauern für jede Hufe Landes 1 Gulden, so wie die Kossäten einen halben Gulden Giebelgeld zu bezahlen. Allein die Schuldenlast häufte sich aufs neue, und die Noth war dringender, als jemals. Sein treuer Thomas Matthias, Kammerrath, Rentmeister und Bürgermeister zu Berlin, der sogar bei der Kaiserwahl zu Frankfurt am Main sein eigenes Vermögen zur Rettung seines Herrn aufgeopfert hatte, schlug sich endlich ins Mittel. Er überredete die Stände, eine Schuldenlast von 600,000 Thalern zu übernehmen, um die dringendsten Gläubiger zu befriedigen. Und dennoch hinterließ er nach seinem Tode $2\frac{1}{2}$ Million Thaler Schulden! —

Joachim starb den 3ten Januar 1571 zu Köpenick am Stickfluß, den er sich durch Erkältung auf einer Wolfsjagd zugezogen hatte. Von seiner ersten Gemalin, Magdalena, einer herzoglich-sächsischen Prin-

zessin, überlebten ihn nur zwei Kinder; der Churprinz, Johann George, und die Prinzessin Barbara, nachherige Gemalin des Herzogs Georg von Brieg und Liegnitz. Prinz Friedrich war schon 1552 als Erzbischof von Magdeburg gestorben. Seine zweite Gemalin, Hedwig, Tochter des polnischen Königs, Siegismund I., welche 1574 auf ihrem Wittwensitze zu Rupin starb, gebar ihm einen Prinzen und drei Prinzessinnen: Siegismund, seit 1552 Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt, starb 1566; Elisabeth Magdalena, nachherige Gemalin des Herzogs Franz Ottto von Lüneburg; Hedwig, 1560 mit Herzog Julius von Wolfenbüttel, und Sophia, 1561 mit dem Oberburggrafen des Königreiches Böhmen, Baron von Rosenberg, vermält.

Sein Bruder, Johann, 1513 zu Tangermünde geboren, Markgraf von der Neumark, überlebte ihn nur wenige Tage. Er starb den 13ten Januar 1571, wahrscheinlich an einem offenen Schaden am linken Schenkel, den er wider den Rath seiner Aerzte zuheilen ließ. Er war ein arbeitsamer, strenger, friedliebender und sparsamer Fürst, und erwarb sich mehrere Verdienste um sein Land. Die protestantische Religion führte er gleich nach dem Antritte seiner Regierung mit allgemeinem Beifall ein, so wie er, um die Ruhe und Ordnung in seinen Ländern zu befördern, zu Küstrin — welches er, nebst Peitz, zur Beschützung seiner Länder in eine Festung umschaffen ließ — ein Hof- und Kammer-Gericht anlegte. Indeß sein Bruder Schulden auf Schulden häufte, sammelte er Schätze, zog geschätzte Staatsmänner an seinen Hof, und durchreisete in Verkleidung sehr oft sein Land, um die Gesinnungen seiner Unterthanen und die

Regierung seiner Räthe kennen zu lernen. — Er war nur einmal vermält, mit Katharina, aus dem Hause Wolfenbüttel und hinterließ zwei Prinzessinnen, aber keinen Prinzen. Seine Wittwe erhielt Krossen zum Wittwensitz, wo sie 1574 starb.

Johann George. 1571—1598.

Johann George, den 11ten September 1525 geboren, folgte seinem Vater in der Churmark, mit welcher er, nach Markgraf Johanns Tode, die Neumark wieder vereinigte. In frühern Jahren genoß er mit seinem jüngern Bruder, Friedrich, und dem Prinz Albrecht von Mecklenburg, seinem Vetter, einen gemeinschaftlichen Unterricht; im sechszehnten Jahre bezog er mit ihm die Universität zu Frankfurt an der Oder, und nahm an den öffentlichen Vorlesungen Theil. In der Schlacht bei Mühlberg zeichnete er sich so rühmlich aus, daß ihn Kaiser Karl vor der ganzen Armee zum Ritter schlug. Ein Feind der Ueppigkeit und Pracht, floh er den Hof seines Vaters und wählte einige Lustschlösser in der Priegnitz und Altmark zu seinem Aufenthalt. Von hier aus machte er mehrere Reisen, um sich mit seinem Lande und dessen Bewohnern näher bekannt zu machen; auch wendete er eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf die Landwirthschaft. So vorbereitet, trat er im 46sten Jahre seines Alters die Regierung an, und führte sie mit Weisheit und Strenge.

Von den Lieblingen und Räthen seines Vaters erhielt blos Lampert Distelmayer seine Gunst. Auf die übrigen richtete er ein ernstes Augenmerk, und forderte

sie nicht nur zur Rechenschaft, sondern entsetzte sie auch, bei dem geringsten Anschein des Verdachts, ihrer Aemter, und bestrafte sie hart. Leider aber ging sein Unwille so weit, daß der Unschuldige mit dem Schuldigen büßen mußte. So wurde der unglückliche Thomas Matthias, der mit seltner Treue seine Kräfte und sein Vermögen zu Joachims Dienste aufgeopfert hatte, seiner Aemter entsetzt und ins Gefängniß gebracht. Man untersuchte sein ganzes Haus, fand jedoch nicht mehr, als 10 Gulden baares Geld, wohl aber eine Menge Schuldverschreibungen, welche er zum Besten seines Herrn übernommen hatte. Er wurde daher zwar von aller Schuld losgesprochen, erhielt aber von den ihm genommenen Aemtern nur die Bürgermeisterstelle wieder. Seine Vorschüsse wurden ihm nicht nur nicht ersetzt, sondern selbst ein Theil der Einkünfte dieser Stelle zur Befriedigung seiner Gläubiger verwendet. Diese Ungerechtigkeit schmerzte ihn so tief, daß er bald darauf (1576) starb, und nicht einmal so viel hinterließ, um von seinen eignen Mitteln begraben werden zu können. Ein grausameres, aber wohl nicht unverdientes, Schicksal hatte der Jude Lippold. Mit seltner Schlauheit wußte er seine Betrügereien zu vertheidigen und alle Ausgaben mit Rechnungen und Scheinen zu belegen, und man war schon im Begriff, ihn aus dem Gefängnisse zu befreien, als seine Frau bei einem Besuche sich mit ihm entzweite und ihn einen Bösewicht und Zauberer nannte. Die vor der Thüre stehende Wache hörte diese Worte und zeigte sie sogleich seinen Richtern an. Hierzu kam noch der Verdacht, den Churfürsten durch vergifteten Wein, den er ihm am Tage vor seinem Tode gereicht hatte, gemeuchelmordet zu haben. Ohne zu bedenken, daß ein Mann, wie Lippold, mehr auf die Erhaltung, als Vernichtung

seines Gönners bedacht seyn mußte, schritt man sogleich zur Folter, marterte den Angeklagten fast zu Tode, erpreßte so das gewünschte Geständniß von ihm, und fällte nun ein schreckliches, die Menschheit empörendes, Urtheil über ihn. Zehnmal wurde er mit glühenden Zangen an verschiedenen Theilen seines Körpers gezwickt, hierauf gerädert, gevierctheilt, und jeder einzelne Theil an einem besondern Galgen an der Landstraße aufgehangen. Seine Wittwe erhielt von dem ganzen Vermögen ihres unglücklichen Mannes nur 1000 Rthlr., welche von den Gerichtskosten übrig geblieben waren, und wurde mit neun unerzogenen Kindern des Landes verwiesen. Ein gleiches Schicksal erfuhren alle seine Glaubensgenossen (1573), die nun nach Böhmen und Polen wanderten. — Auch die schöne Gießerin mußte den Mißbrauch von Joachims Gunst sehr hart büßen. Sie wurde nach Spandau gebracht, um hier ihr Leben zu bessern und zu beschließen.

Im Jahre 1572 berief der Churfürst zu Kölln an der Spree die Landstände zusammen, um sich mit ihnen wegen Tilgung der Landesschulden zu berathschlagen, die unter der vorigen Regierung bis auf zwei und eine halbe Million Thaler angelaufen waren. Diese wunderten sich nicht wenig über die so bedeutende Summe, und weigerten sich anfänglich gegen die Bezahlung; endlich übernahmen sie aber doch die Hälfte derselben *). Auch die Neumark, welche jetzt wieder mit der Kurmark vereinigt war, mußte sich einige neue Auflagen (Bier-

*) Der Adel und die Geistlichkeit, als die beiden ersten Stände, 675,000 Rthlr., und die Bürger eben so viel.

ziese und Erhöhung des Hufenschosses) gefallen lassen. — Der geistliche Stand lebte damals in ununterbrochenen Streitigkeiten, bildete mehrere Sekten, welche wohl gar unter einander Handgemein wurden. Der Churfürst gab daher (1573) eine weitläuftige Visitations- und Konsistorial-Ordnung heraus, in welcher unter andern strenge verboten wurde, Handwerkern oder andern unwissenden Menschen Predigerstellen zu geben. Die Benennung Superintendent wurde gänzlich abgeschaft, und ein einziger Generalsuperintendent, so wie in jedem Kreise ein geistlicher Inspector, ernannt. Den Wittwen und Waisen eines Predigers wurde ein Gnadenjahr, d. h. die Einkünfte ihrer Gatten und Väter noch ein Jahr lang zu genießen, bewilligt. Im Jahre 1576 vereinigten sich mehrere Fürsten mit Johann George, um durch berühmte Theologen eine allgemeine Lehrformel ausarbeiten zu lassen, welche die ganze Rechtgläubigkeit darstellen, und von jedem Geistlichen angenommen werden sollte. Dies geschah zu Torgau, und die Schrift selbst erhielt den Namen Eintrachtsformel (Formula concordiae). 1577 wurde sie zu Kloster Bergen nochmals durchgesehen und dann von den drei Churfürsten von Brandenburg, Sachsen und Pfalz, von 22 Fürsten, 26 Grafen und 35 Städten unterschrieben. In mehreren Ländern mußte sie mit Gewalt eingeführt werden, im brandenburgischen aber hob sie wenigstens die ärgerlichen Ausbrüche der Glaubensstreitigkeiten auf. Indeß verlor sie auch hier nach und nach ihre Kraft, und wurde zuletzt unter dem ersten Könige, Friedrich I., (1711) gänzlich aufgehoben.

Während seiner ganzen Regierung beglückte ein ununterbrochener Friede die Mark. Nur an einigen krie-

gerischen Vorfällen nahm er mittelbaren Theil. So schickte er dem Kaiser (1595) gegen die Türken 600 Reuter als Hülfstruppen. — Bei den Empörungen der Niederländer unter dem spanischen König Philipp II., welche von dem grausamen Herzog Alba aufs schändlichste gemishandelt wurden, gab er zwar seinen Lehnsleuten die Erlaubniß, unter den Fahnen der abgefallenen Provinzen zu dienen, hob sie aber sogleich wieder auf, als er sah, daß auch Bürger und Bauern auf Kriegsabentheuer auszogen und der Staat dadurch viele nützliche Hände verlor. — Wider Frankreich schickte er dem König von Navarra, nachherigem Beherrscher von Frankreich, Heinrich IV., einige tausend Reuter zu Hülfe, um den verfolgten Hugenotten beizustehen. Sie kamen auch 1591 glücklich in Champagne an, und leisteten bei der Belagerung Rouens einige Dienste. Da sie aber keinen Sold und keine Lebensmittel erhielten, so gingen sie im folgenden Jahre wieder in ihr Vaterland zurück.

Für die Ausbreitung der Künste, Wissenschaften, des Handels, Gewerbes und des innern Wohlstandes seiner Staaten überhaupt, sorgte Johann George auf mehrere Art. Die Universität in Frankfurt erhielt bedeutende Unterstützungen, indem er nicht nur den Gehalt der Professoren verbesserte und sie von allen Abgaben befreite, sondern auch viele neue Stipendien errichtete und für zehn Studirende einen Freitisch stiftete. Nur diejenigen durften auf eine künftige Staatsbedienung Anspruch machen, welche sich hier gebildet hatten, so wie die Bewerber um Stipendien sich vorher auf dem Konsistorium einer öffentlichen Prüfung unterwerfen mußten. — Auf seine Veranstaltung wurde die Marien- und Nikolai-Schule vereinigt und so das berlinische Gym-

nasium, die erste und älteste Schule in der Mark, gestiftet, und ihr das Klostergebäude, das sonst den Franziskanern gehörte, dazu eingeräumt. Da diese Mönche graue Kappen trugen, so bekam die Schule den Namen: das graue Kloster. —

Mit offenen Armen nahm Johann George die von dem stolzen und bigotten Philipp vertriebenen Niederländer in seine Staaten auf, unterstützte sie durch Vorschüsse und gewann seinem Lande so eine Menge betriebsamer und guter Bürger. — Unter ihnen gab es viele geschickte Tuchmacher, Färber und andere Manufakturisten und Fabrikanten, welche sich vorzüglich in den Städten Wittstock, Stendal, Brandenburg, Zielenzig, Krossen und Züllichau niederließen und die inländischen Manufakturen vervielfältigten und verbesserten. Besonders kamen die Tuchmanufakturen so empor, daß die Ausfuhr der Wolle verboten werden mußte. Unter Leitung des berühmten Baumeisters und Ingenieurs Grafen von Lynar wurde ein Salzhandel nach Lüneburg errichtet. Salz- und Eisen-Werke und Salpetersiedereien hoben sich. Gewerbe und Handlung standen in der schönsten Blüthe, und ungeachtet der überaus zugenommenen Bevölkerung, herrschte doch damals eine außerordentliche Wohlfeilheit *). — Im Jahre 1574 ließ er eine Apothekertaxe bekannt machen, welche den Preiß der Waaren genau bestimmte.

---

*) So galt z. B. in dem ausgezeichnet fruchtbaren Jahre 1593 ein Schaaf 16 Pfennige, ein Scheffel Korn 11 bis 12, eine Mandel Eier 1, ein Pfund Butter 2 Pfennige, eine Kuh etwas über 3 Groschen, die Tonne Bier 5 Groschen; ein Tagelöhner erhielt täglich nicht mehr als 1½ Pfennig.

D. Matthäus Fleck kommt unter dieser Regierung als der erste, uns bekannte Stadtphysikus in Berlin vor, so wie Johann George der erste brandenburgische Fürst war, der sich eine Kapelle von Tonkünstlern hielt. Eine Konsistorial-Verordnung von 1573 gebot den Geistlichen, nicht nur die Namen der Getauften und Getrauten, sondern auch der Verstorbenen in die Kirchenbücher einzutragen.

So sparsam der Churfürst in den ersten Jahren seiner Regierung gewesen war, so sehr liebte er nachher Pracht und Aufwand, als er seine Schatzkammer wieder gefüllt sah. Um Geld in Umlauf zu bringen und Künstler und Handwerker zu beschäftigen, erweiterte er das Schloß zu Berlin, legte zu Beeskow ein neues an, machte Driesen zu einer Festung, verbesserte die Festungswerke von Spandau, Küstrin und Peitz, erbaute und verschönerte manches Jagdhaus. Auch berief er viele ausländische Künstler, geschickte Maler, Zeichner, Formschneider und Buchdrucker in's Land. Bei Geburten und Vermälungen in seiner Familie, bei Anwesenheit fürstlicher Personen wurden glänzende Turniere, Ringstechen und andere Spiele veranstaltet, künstliche und kostbare Feuerwerke abgebrannt. Gewöhnlich wurden diese Feste auf dem großen Schloßplatze in Berlin gefeiert, dessen eine Seite daher auch jetzt noch die Stechbahn heißt. Aber freilich schimmerte der Geist der Zeit überall durch. So zeigte sich unter andern eine vergoldete Arche Noah, in deren Dache die Musici versteckt waren; an der Spitze eines jeden Trupps, der sich zum Wettstreite bereit hielt, stand ein Hofnarr, der durch seine Sprünge und Possen nicht nur das Volk, sondern auch den Hof belustigte. Die Bildnisse des russischen Zaars, des türkischen Kai-

sers, des Tartarchans wurden bei dergleichen Feuerwerken mit vielem Pomp verbrannt.

Zwei Jahre vor seinem Tode (1596) machte der Churfürst, aus zu großer Vorliebe für seinen ältesten Sohn dritter Ehe, Christian, ein Testament, nach welchem er diesem die Neumark gab, und ihm, da er noch minderjährig war, einen fremden Fürsten zum Vormund setzte. Zwar widersetzte sich der Churprinz, Joachim Friedrich, dieser Ländertheilung; allein der Churfürst blieb bei seinem Vorsatze und wußte sich sogar die Einwilligung des Kaisers (Rudolph II.) zu verschaffen. — Den 8ten Januar 1598, im 72sten Jahre seines Alters und im 27sten seiner Regierung, endete er sein thätiges Leben. Er war dreimal verheirathet. Seine erste Gemalin, Sophia, eine Prinzessin von Liegnitz, starb schon im ersten Jahre der Ehe (1546), nach der Geburt ihres einzigen Kindes, des Churprinzen Joachim Friedrich. Seine zweite, Sabina, eine Tochter des Markgrafen George von Anspach, welche 1574 starb, gebar ihm eilf Kinder, von denen ihn nur drei Töchter überlebten. Mit der dritten, Elisabeth, einer Prinzessin von Anhalt, zeugte er achtzehn Kinder, von denen sieben Prinzen und vier Prinzessinnen am Leben blieben. Der älteste dieser sieben Prinzen, Christian, dem sein Vater die Neumark bestimmte, erhielt in der Folge Baireuth, der zweite, Joachim Ernst, Anspach. Die beiden folgenden Prinzen, Friedrich und George Albrecht, besaßen beide nach einander das Herrenmeisterthum zu Sonnenburg. Der fünfte, Siegismund, wurde Statthalter zu Kleve. Die beiden jüngsten, Johann und Johann George, traten in österreichische Dienste und verloren im dreißigjährigen Kriege ihr Le-

ben. — Johann George zeugte also überhaupt dreißig Kinder, von denen ihn 15, acht Prinzen und sieben Prinzessinnen, überlebten.

Joachim Friedrich. 1598—1608.

Joachim Friedrich wurde den 27sten Januar 1546 mit einem so schwächlichen Körper geboren, daß man allgemein fürchtete, er würde seiner Mutter, die neun Tage nach ihrer Niederkunft starb, ebenfalls bald nachfolgen. Allein stärkende Bäder und die Vorsicht seines Vaters, ihn zu Zechlin in der Priegnitz, entfernt von dem üppigen Hofleben Joachims II., erziehen zu lassen, und ihn zur Mäßigkeit und Arbeitsamkeit zu gewöhnen, gaben seinem Körper nach und nach eine solche Festigkeit, daß er ein ziemlich hohes Alter erreichte. Sein Lehrer und Erzieher war der zu damaliger Zeit berühmte Thomas Hübner, der nicht nur den Geist seines hohen Zöglings, so wie sein Herz ausbildete, sondern auch auf strenge Befolgung der Vorschriften der Aerzte hielt. — Schon in seinem siebenten Jahre wurde er zum Bischof von Havelberg, und drei Jahre später zum Bischof von Lebus, so wie in einem Alter von zwanzig Jahren (1566) zum Erzbischof von Magdeburg erwählt, doch unter der Bedingung, diese Würde niederzulegen, wenn er Churfürst werden sollte. Zwei und dreißig Jahre herrschte er mit Weisheit und Liebe über dieses Land, vollendete die angefangene Religionsverbesserung, machte, außer manchen andern wichtigen neuen Einrichtungen, die Saale schiffbar, und wagte es unter allen deutschen Erzbischöfen zuerst, sich zu vermählen. Sein jüngster Prinz, Christian Wilhelm, wurde

als er die erzbischöfliche Würde mit der churfürstlichen Regierung, im 52sten Jahre seines Alters, vertauschte, in seinem 11ten Jahre, einstimmig von den Ständen zum Erzbischof erwählt.

Sein erstes Geschäft als Churfürst war, die Landstände zusammen berufen zu lassen (im Febr. 1598) und öffentlich zu erklären, daß er nicht willens sei, seinem Bruder Christian die Neumark abzutreten. Die Stände, welche zwar ebenfalls seiner Meinung waren, aber dennoch keinem der beiden Brüder zu nahe treten wollten, riethen ihm, seinem Vetter, dem Markgrafen von Anspach, George Friedrich, die Vermittelung zu übertragen. Diesem Rathe beschloß er zwar zu folgen; beschwerte sich aber vorher noch bei dem Kaiser über die Bestätigung des Testaments seines Vaters. Dieser, der sich mehr um den Lauf der Gestirne, als um den Gang der Regierungs-Angelegenheiten bekümmerte, gab ihm zur Antwort, daß ihn das Testament im geringsten nicht binde, wenn es gesetzwidrig sei, und Joachim Friedrich fing nun sogleich die Unterhandlungen mit dem Markgrafen an, der ihm freundschaftlich die Hand dazu bot. Er war der letzte Nachkomme der beiden Prinzen des Churfürst Albrecht Achilles, und besaß nicht nur die beiden fränkischen Fürstenthümer, Anspach und Baireuth, sondern auch das Fürstenthum Jägerndorf in Oberschlesien, welches sein Vater der Markgraf George der Fromme, von dem König von Ungarn und Böhmen, Ludwig, für 58,900 Dukaten erb- und eigenthümlich erkauft hatte; auch hatte er die Anwartschaft auf das Herzogthum Preußen, und führte bereits über den blödsinnigen Herzog Albrecht Friedrich die Vormundschaft. Da er keine Kinder hatte, und folglich

mit ihm das ganze fränkische Fürstenhaus erlosch, so fielen seine Länder an das Churhaus Brandenburg. Joachim Friedrich schloß daher (1598) zu Gera im Voigtlande jenen berühmten geraischen Vertrag mit ihm, dessen Hauptpunkte folgende sind: die Mark Brandenburg bleibt auf ewig ungetheilt und fällt dem ältesten Prinzen zu; die Fürstenthümer Anspach und Baireuth fallen nach des Markgrafen Tode an die beiden ältesten Brüder des Churfürsten; das Herzogthum Jägerndorf erbt der zweite Sohn des Churfürsten, Johann George; über das Herzogthum Preussen erhält das Churhaus Brandenburg nach des Markgrafen Tode die vormundschaftliche Regierung, und gelangt bei dem Tode des Herzogs von Preussen zum Besitz dieses Landes. Alle Prinzen unter 18 Jahren werden vom Churfürsten erzogen und unterhalten; über 18 Jahre erhalten sie jährlich 6000 Thaler, wenn sie nicht mit Ländern, Stiftern ꝛc. versorgt sind. — Christian erhob zwar laut seine Klagen über diesen Vergleich, und suchte selbst die Neumärker gegen seinen Bruder aufzuwiegeln; aber vergeblich. Erst der Tod des Markgrafen (1603) brachte die brüderliche Harmonie zurück. Seine beiden ältesten Brüder nahmen den 5ten Juni den geraer Vertrag an. Christian erhielt Baireuth, und stiftete die Linie, welche 1768 erlosch. Joachim Ernst bekam Anspach und wurde der Stammvater eines Hauses, dessen letzter Zweig, Christian Friedrich Karl Alexander, 1792 die Regierung freiwillig niederlegte, und sie gegen ein Jahrgehalt an den König Friedrich Wilhelm II. abtrat. Das Herzogthum Jägerndorf, welches dem Churfürsten selbst zufiel, schenkte er als Schadloshaltung seinem zweiten Sohn, Johann George, der 1592 von den protestantischen Domherrn in Strasburg, wo er studirt hatte, zum Bischof erwählt,

durch die Katholiken aber wieder verdrängt wurde, und mit einem Abstandsgelde von 130,000 Gulden und einem Jahrgehalt von 9000 Gulden zufrieden seyn mußte.

Der Tod des Markgrafen berechtigte unsern Churfürst auch zur Vormundschaft über den blödsinnigen Herzog in Preussen; aber die polnischen Stände machten so viele Schwierigkeiten, daß er lieber zu friedlichen Vermittelungen seine Zuflucht nahm, als sein Land in einen kostspieligen und verderblichen Krieg verwickelte. Durch Bestechung gewann er die Stände und sah seinen Wunsch erfüllt (1605). Ob zwar sein Recht auf die künftige Besitznahme von Preussen durch die Mitbelehnung über dieses Land unter Joachim II. schon gesichert war, und sein Sohn, der Churprinz Johann Siegismund, bereits 1594 die älteste Tochter des blödsinnigen Herzogs geheirathet hatte, so vermälte sich doch Joachim Friedrich, um dieses Recht noch fester zu gründen, (1603) zum zweitenmale mit Elenora, der vierten Tochter des blödsinnigen Herzogs. Durch diese Doppelheirath erhielt Brandenburg außerdem noch die Hofnung zum künftigen Besitz aller klevischen Länder, da die Herzogin von Preussen, seine und seines Sohnes Schwiegermutter, die älteste Schwester des kinderlosen Besitzers dieser Länder, und vermöge besonderer Verträge nach seinem Tode die einzige Erbin war.

Von diesen auswärtigen Unterhandlungen des Churfürsten, wenden wir uns jetzt zu seiner innern Staatsverwaltung. — Die seit Joachims II. Zeiten übrig gebliebenen katholischen Gebräuche wurden den Geistlichen immer verhaßter, und sie drangen so lange in den Churfürsten, bis er (1598) eine Kommission niedersetzte, welche die kirchliche Verfassung untersuchen und wo es nöthig wäre, zweckdienliche Verbesserungen oder Einschrän-

kungen vornehmen sollte. Die feierlichen Prozessionen, das Fußwaschen am grünen Donnerstage u. a. m., wurden daher abgeschaft und von den Apostel- und Heiligen-Tagen 54 gänzlich aufgehoben. Der Churfürst selbst war äußerst erbittert auf die Reformirten und zwang sogar dem Churprinz, Johann Siegismund, das schriftliche Versprechen ab, daß er immer bei der reinen lutherischen Lehre beharren wolle. — Zur bessern Führung und Verwaltung der Staatsgeschäfte errichtete er zuerst einen geheimen Staatsrath (1604), der anfangs aus 8 Räthen bestand, welche aus den verdienstvollsten und würdigsten Männern seines Landes gewählt wurden. Der Sohn seines würdigen Jugendlehrers, Joachim Hübner, gehörte zu den ersten Mitgliedern. — Um den Handel immer mehr in Aufnahme zu bringen, ließ er verschiedene Ströme schiffbarer machen, die Flüsse reinigen und an einigen derselben, wie z. B. an der Fünow, bei Steinfurt in der Mittelmark, Schleusen anlegen. Die Tuch- und Woll-Manufakturen blühten noch immer, und die Ausfuhr der Wolle wurde von neuem verboten. Bei seinem Jagdschlosse Grimnitz errichtete er die erste Glashütte, berief sachverständige Männer, und untersagte die Einfuhr aller ausländischen Gläser, um dieses Etablissement in größere Aufnahme zu bringen. Gegen die immer weiter um sich greifende Ueppigkeit und Pracht, welche Armuth und Nahrungsverfall zu gewöhnlichen Begleitern hat, führte er eine Kleiderordnung ein, und beschränkte den Aufwand bei Hochzeiten und Kindtaufen*). — Um die Wissenschaften

---

*) Er theilte alle Einwohner in drei Klassen. Der ersten fügte er noch die niedern Geistlichen, die Schullehrer, die

machte sich Joachim Friedrich vorzüglich durch die Stiftung des Joachimsthalschen Gymnasiums verdient. Er hatte unweit Grimnitz in der Uckermark ein Jagdschloß erbaut und es nach seinem Namen Joachimsthal genannt. Hier stiftete er eine Fürstenschule, in der

---

Einnehmer und die vornehmen Kaufleute bei. Zur zweiten gehörten die Gerichtsschöppen, die Handwerker und andere Bürger. Zur dritten die Vorstädter, Tagelöhner und Dienstboten. — Die erste Klasse sollte bei Hochzeiten nicht mehr als acht Tische Gäste einladen, nur drei Mahlzeiten geben und bei jeder vier Gerichte vorsetzen. Denen vom zweiten Stande wurden nur fünf Tische, drei Mahlzeiten und drei Gerichte, und denen von der dritten Klasse drei Tische, eine Mahlzeit und zwei Gerichte erlaubt. Den Magistraten wurde aufgetragen, die Tische und Gäste zählen, und für jede über die bestimmte Anzahl gebetene Person zwei Thaler Strafe zahlen zu lassen. Bei Kindtaufen durfte niemand mehr als drei, höchstens fünf Gevattern und acht Gevatterinnen bitten, nicht mehr als drei Gerichte und die letzte Klasse nur Eins geben. Die Gastereien zwischen der Entbindung und dem Kirchgange (Mittelkindelbiere) wurden ganz abgeschaft. Das Tragen aller sammetnen und atlassenen Zeuge, aller Zobel- und Marter-Pelze wurde allen Ständen und Bewohnern der Mark ohne Ausnahme verboten. Auch die kostspielige Trauer wurde eingeschränkt, und die Schmausereien bei den Zusammenkünften der Zünfte untersagt.

Dem dritten Stande verbot Joachim Friedrich selbst das Tanzen, weil es ihn zur Wildheit und Zügellosigkeit verleite.

jährlich 120 Jünglinge adlichen und bürgerlichen Standes frei unterrichtet und erzogen werden sollten. Zur Bestreitung der dazu erforderlichen Ausgaben, schenkte er dieser Anstalt nicht nur die zum Schlosse gehörenden Aecker, Wiesen und Gärten, sondern auch die eingezogenen Einkünfte des Domkapitels zu Berlin, das Kloster Seehausen und mehrere Güter in der Uckermark, so wie in der Altmark. Den 24sten August 1607 wurde dieses Gymnasium in Gegenwart des Churfürsten eingeweiht und Johann Baumann zum ersten Rektor erwählt. Auf seiner Rückreise von Storkow, in der Mittelmark, wo er die hier angelegten Wassergebäude besichtigt hatte, überraschte ihn der Tod. Er starb den 18ten Juli 1608 im 63sten Jahre seines Alters und im 10ten seiner Regierung, nahe bei Köpenick, in seinem Wagen am Schlagfluß. — Seine erste Gemalin, Katharina (starb 1602), die Tochter seines Groß-Oheims, des Markgrafen Johann von Küstrin, zeichnete sich nicht allein als würdige Mutter und vortrefliche Gattin, sondern auch durch ihre häußliche Tugenden aus. Sie legte bei Berlin einige Kuhmelkereien an, bewirthschaftete sie in eigener Person, und ließ die Milch auf einem Markte Berlins, der noch jetzt davon der Molkenmarkt heißt, verkaufen. Den Erwerb hiervon verwendete sie nicht nur zur Unterstützung hülfsbedürftiger Personen, die sie selbst auskundschaftete und besuchte, sondern auch zur Stiftung gemeinnütziger Anstalten. Die noch jetzt vorhandene Schloß-Apotheke in Berlin, aus welcher der Arme unentgeldlich Arznei erhält, verdankt ihrer Menschlichkeit das Daseyn. Mancher Genesene nennt noch jetzt ihren Namen mit Ehrfurcht und segnet ihr Andenken! — Sie gebar ihrem Gemal neun Kinder, von denen bei seinem Tode nur noch vier Prinzen: Johann Siegismund, Chur-

prinz, Johann George, Herzog von Jägerndorf, Ernst, Herrenmeister zu Sonnenburg, Christian Wilhelm, Erzbischof von Magdeburg und zwei Prinzessinnen am Leben waren. Seine zweite Gemalin, Elenora, starb bald nach der Geburt ihres einzigen Kindes, der Prinzessin Maria Eleonora (1607).

Johann Siegismund. 1608—1619.

Johann Siegismund war den 8ten November 1572 zu Halle an der Saale, der Residenz seines Vaters, damaligen Erzbischofs von Magdeburg, geboren. Seinen ersten Unterricht und seine frühste Bildung empfing er am Hofe seines Großvaters, Johann George, zu Berlin. In seinem sechszehnten Jahre wurde er mit seinem Bruder, Johann George, auf die Universität zu Strasburg geschickt und in seinem neunzehnten, nicht lange nach seiner Rückkunft, vermälte er sich mit der ältesten Prinzessin des blödsinnigen Herzogs von Preussen, Anna. In der Folge machte er mehrere Reisen, durch Dännemark, die Pfalz, Preussen ꝛc. — Eben war er auf einer Reise nach Preussen begriffen, als ihm der Tod seines Vaters gemeldet wurde. Er schickte sogleich seinen Freund und Reisebegleiter, Adam Gans von Puttlitz, mit den nöthigen Vollmachten versehen, als Statthalter in die Mark und setzte seine Reise nach Königsberg fort, um die Vormundschaft über seinen blödsinnigen Schwiegervater, und zugleich die Mitbelehnung zu suchen. Allein die preussischen und polnischen Stände, welche die vormundschaftliche Regierung an sich zu reissen und durch Einschränkung der landesherrlichen Gewalt eine Erweiterung ihrer Rechte zu erhalten suchten, leg-

ten ihm vielfache Hindernisse in den Weg. Im Februar 1609 wurde ihm endlich die Vormundschaft über seinen blödsinnigen Schwiegervater, so wie die Regierung des Herzogthums übertragen und er reiste wieder nach Berlin zurück. Die Beschwerden des Adels gegen die brandenburgische Regierung wurden auf einem zu Königsberg neun Monate darauf angeordneten Landtag untersucht, für ungegründet befunden und die Erfinder und Verbreiter derselben zur Abbitte verurtheilt. Endlich räumten die Vorstellungen Siegismund III., Königs von Polen, die letzten Schwierigkeiten weg, und der Churfürst erhielt den 16ten November 1611 für sich und seine männlichen Nachkommen und Brüder, in eigner Person zu Warschau, jedoch unter sehr harten Bedingungen, die förmliche Belehnung über Preussen von Polen *). Er nahm daher nach dem Tode des Herzogs Albrecht Friedrich (1618), ohne allen Widerspruch Preussen als erblicher Landesherr in Besitz und vereinigte es so auf immer mit der Mark.

---

*) Außerdem, daß nach Erlöschung des brandenburgischen Mannsstammes Preussen wieder mit Polen vereinigt werden sollte, mußte der Churfürst noch versprechen: den Katholiken freie Religionsübung im Herzogthum zu erlauben, in Königsberg eine katholische Kirche zu erbauen und ihr eine jährliche Einnahme von 1000 Gulden anzuweisen, jährlich 30,000 Gulden an den polnischen Kronschatz zu bezahlen, vier Schiffe zur Bedeckung der preussischen Küste auf seine Kosten zu unterhalten, die Rechte und Freiheiten der Stände zu schützen, und in Streitigkeiten, die den Werth von 500 Gulden überstiegen, die Appellation an das polnische Gericht zu bewilligen.

Noch vor Beendigung der polnischen Angelegenheiten ereignete sich ein wichtigerer Streit, welcher blutige Auftritte drohte. Johann Wilhelm, Herzog von Jülich, Kleve und Bergen, Graf von der Mark und Ravensberg, starb 1609 ohne Erben. Der Churfürst ließ sogleich Düsseldorf, Kleve und mehrere andere Oerter im Namen seiner Gemalin in Besitz nehmen. Allein der Pfalzgraf von Neuburg, der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Burgau, welche mit den jüngern Schwestern des verstorbenen Herzogs vermält waren, machten ebenfalls, im Namen ihrer Gemalinnen, ob diese gleich in ihren Vermälungsverträgen auf alle ihre Rechte Verzicht gethan hatten, so lange noch Kinder von der ältesten Schwester vorhanden seyn würden, Ansprüche auf diese Erbschaft. Ersterer bemächtigte sich sogar verschiedener Schlösser und ließ sich huldigen. Alle diese Anforderungen erklärte das Haus Sachsen für nichtig und brachte mehrere kaiserliche Anwartschafts-Briefe zum Vorschein. Auch Oesterreich suchte sich durch ein fein gesponnenes Gewebe der Politik in den Besitz dieser Länder zu setzen. Eine kaiserliche Kommission sollte sie bis nach ausgemachtem Streite verwalten, und die Einkünfte derselben verwahren, wodurch man diesen Rechtsstreit so lange auszudehnen, so künstlich zu verwickeln hoffte, bis die Erben entweder stürben oder dessen müde und überdrüssig würden. Alle diese Umstände zusammen genommen, vermochten den Churfürsten, mit dem Pfalzgraf von Neuburg (den 31sten Mai 1609) zu Dortmund einen Vergleich zu schließen, nach welchem sie beide vorläufig diese Länder gemeinschaftlich besitzen und regieren wollten, bis der Streit entweder in der Güte oder rechtlich beigelegt werden würde. Der Churfürst ernannte hierauf seinen Bru-

der Ernst, und der Pfalzgraf seinen Sohn, Wolfgang Wilhelm, zu Statthaltern. Aber der Kaiser erklärte diesen Vergleich für ungültig, und schickte den Erzherzog Leopold, Bruder des nachmaligen Kaisers, Ferdinand II., zur Sequestrirung der streitigen Länder ab, der auch die Stadt Jülich in Besitz nahm. Sein strenges Verfahren machte die protestantischen Fürsten, welche schon seit 1608 wegen den grenzenlosen Bedrückungen der katholischen Parthei unter dem Namen der korrespondirenden Fürsten zu Anhausen in Franken ein enges Bündniß für Freiheit und Recht errichtet hatten, von neuem zittern. Sie schlossen daher im Jahre 1610 zu Halle in Schwaben die berühmte Union, und wußten auch Frankreich und Holland mit in ihr Interesse zu ziehen. Die Katholiken schlossen dagegen ebenfalls zu Würzburg ein enges Bündniß, welches unter dem Namen Ligue bekannt ist.

Leopold wurde zwar mit Hülfe der Franzosen und Holländer aus Jülich und allen klevischen Ländern vertrieben, aus Rache aber belehnte der Kaiser nun den Churfürsten von Sachsen mit der klevischen Erbschaft. Dies hatte indessen weniger auf sich, als die Uneinigkeit, welche zwischen den beiden Statthaltern herrschte. Als das sicherste Mittel, diese Mißverständnisse aufzuheben und beide Häuser unzertrennlich zu vereinigen, hielt man eine eheliche Verbindung des Pfalzgrafen mit der ältesten Prinzessin des Churfürsten, Anna Sophia. Beide hielten in dieser Absicht (1613) eine Zusammenkunft in Düsseldorf. Der Pfalzgraf verlangte die ganze jülich-klevische Erbschaft zur Mitgabe seiner Braut. Der Churfürst behauptete das Gegentheil. Es kam zu einem harten Wortwechsel; und da der junge Prinz in seinen

Ausdrücken die dem Churfürsten schuldige Achtung verletzte, vergaß dieser sich in der Hitze so weit, daß er ihm eine Ohrfeige gab und hierdurch den Bund der Freundschaft auf ewig zerriß. Der beleidigte Pfalzgraf nahm aus Erbitterung und Rachsucht die katholische Religion an, um sich des Beistandes der Ligue und Oesterreichs und der Unterstützung der Spanier zu versichern. Der Churfürst suchte und erhielt die Hülfe der Holländer, welche aber ihm und seinen Ländern sehr theuer zu stehen kam *). Schon waren die Spanier und Holländer in die jülich-klevischen Länder eingefallen und hatten mehrere feste Oerter eingenommen, als endlich, durch Frankreichs und Englands Vermittelung, den 4ten November 1614, zu Xanten, im Herzogthum Kleve, ein Vergleich zu Stande kam, welchem zufolge sich der Churfürst und der Pfalzgraf durchs Loos in die Provinzen theilen sollten. Dem ersteren fiel Kleve, Mark und Ravensberg zu; dem letztern Jülich und Bergen. Wappen und Titel behielten beide Theile von allen Ländern. Dennoch hielten die Holländer und Spanier, dem Vergleiche zuwider, die eroberten Oerter besetzt, und es verflossen über 70 Jahre, ehe die Churfürsten wesentliche Vortheile von diesen Ländern ziehen konnten. — Durch den Tod des letzten Grafen von Hohenstein-Schwedt,

*) Die sogenannte hufiserische Post von 100,000 Rthlr., welche Johann Siegismund in Holland anfnahm, wuchs nach und nach, da er und seine Nachfolger sie nicht sogleich bezahlen konnten, noch die Interessen abtrugen, welche folglich wieder verintressirt werden mußten, zu der ungeheuren Summe von 12,060,000 Gulden an. Durch seinen großen Enkel, Friedrich Wilhelm, wurde sie getilgt.

welcher 1609 ohne Erben starb, fielen die Herrschaften Schwedt und Vierraden, in der Uckermark, als ofne Lehne wieder an das Haus Brandenburg.

Wohl mehr aus innerer Ueberzeugung, als aus Gefälligkeit gegen die Holländer und gegen seine neue Unterthanen, wie man gewöhnlich glaubt, trat der Churfürst den 25sten Dezember 1613 öffentlich zur reformirten Religion über, und empfing das Abendmahl in der Domkirche zu Berlin auf reformirte Art. Dieser wichtige Schritt verursachte nicht nur im Auslande, sondern auch in Brandenburg allgemeines Aufsehen und selbst manche Unruhen; auch war es um so auffallender, da der Churfürst nicht nur seinem Vater das Versprechen gegeben hatte, der lutherischen Konfession treu zu bleiben, sondern auch zu damaliger Zeit die Meinungen der Reformirten als höchst verdächtig abgeschildert und bitter angegriffen wurden. Kurz vorher zeigte er sein Vorhaben seinen Unterthanen an, und gab ihnen die Versicherung, daß er sie weder in ihrer Religion stören, noch öffentlich oder heimlich verfolgen wolle. Es erschien auch ein kurzes Glaubensbekenntniß von ihm, welches seiner gemäßigten Denkungsart Ehre machte. Allein die lutherische Geistlichkeit nahm darauf keine Rücksicht, und suchte sogar von den Kanzeln herab das Volk gegen die reformirte Religion immer mehr zu erbittern. Alle Befehle des Churfürsten dagegen waren fruchtlos, und im Jahre 1615 brachen sogar zwischen der reformirten und lutherischen Parthei in Berlin öffentliche Unruhen aus. Der Urheber desselben war ein Prediger an der Petri-Kirche, Peter Stuler, und die Ursache dazu keine andere, als daß in Abwesenheit des Churfürsten, sein Bruder, Johann George, den er als Statthalter zu-

rückgelassen hatte, alle Bilder der Heiligen, Kruzifixe und andere Ueberbleibsel des Pabstthums aus der Domkirche, die jetzt den Reformirten eingeräumt war, wegbringen ließ. Der Churfürst gab bei seiner Rückkehr einen neuen Beweiß seiner seltenen Mäßigung, indem er die Theilnehmer dieses Aufruhrs begnadigte und bloß den Stuler, welcher überdieß aus Furcht vor der Strafe schon entflohen war, des Landes verwieß.

Unter Johann Siegismunds Regierung nahm der Staat zwar an Ausdehnung zu, aber an Wohlstande ab. Die Bürger lebten in Armuth, der Handel war unbedeutend und viele Erwerbsquellen verstopft. Das Prägen falscher Münzen, die sogenannte Kippe- und Wipperei, brachte viele Menschen in Armuth und Elend. Eine (1611) ausgebrochene Pest entvölkerte mehrere Gegenden der Mark; ein eingetretener Mißwachs erzeugte große Theurung, und der durch die neuen Besitzungen entstandene Geldmangel erforderte die Erhöhung der Abgaben und Zölle. Zu allen diesen Uebeln kamen noch die Unruhen wegen der jülich-klevischen Besitznehmung und die gegründeten Besorgnisse eines bevorstehenden Krieges, welche den Churfürsten nöthigten, die Mark in Vertheidigungszustand zu setzen und auswärtige Soldaten anzuwerben. Dadurch wurden eine Menge Abentheurer und Landstreicher ins Land gezogen, welche, als man sie in der Folge entließ, durch Rauben, Stehlen und andere Gewaltthätigkeiten das Land unsicher machten. — Um die Bürger zum Gebrauch der Waffen zu gewöhnen, beförderte Johann Siegismund die schon gewöhnlichen Scheiben- und Vogel-Schießen, und befahl dem Magistrat in Berlin (1617), eine Vogelstange vor dem Rathhause zu errichten, wozu er selbst einen Theil der

Kosten hergab. — Für die Wissenschaften geschah unter seiner Regierung wenig oder nichts und eben so schlimm sah es mit den Künsten aus. Nur der Hof unterhielt einige Maler *), Bildhauer und Tonkünstler **). — Der Glaube an Hexen, Prophezeihungen und Gespenster erhielt sich noch immer, selbst bei den gelehrtesten Männern. Eine glänzende Rolle spielte vorzüglich die sogenannte weiße Frau, welche sich kurz vor dem Todesfalle eines Fürsten in langen weißen Kleidern und Schleier am Hofe sehen lassen sollte. Joachim selbst glaubte an dies elende Mährchen, und hielt seinen Tod für gewiß, als seine erhitzte und überspannte Phantasie sie an seinem Sterbebette erblickt haben wollte ***). —

---

*) Unter ihnen zeichnete sich Nathan Maw und Martin Schulz aus

**) Der Churfürst unterhielt eine Kapelle, die aus 22 Spielern und Sängern und 12 Kapellknaben bestand und die ihm jährlich 5716 Gulden kostete. Der Kapellmeister, Nicolaus Zangius, zog allein 1000 Gulden und ein italienischer Sänger 360 Thaler Gehalt.

***) Der scharfsinnige Professor Herr Eberhard zu Halle giebt uns über den Ursprung dieser Fabel, die so lange ihr Ansehen behauptete, den scharfsinnigsten und befriedigendsten Aufschluß. Er sagt nemlich: vom vierzehnten bis siebenzehnten Jahrhunderte war die gewöhnliche Trauerkleidung, auch bei Fürstinnen, weiß. Man nannte daher eine verwittwete Königin, auch die weiße Königin. Folglich bedeutete die Redensart: „die weiße Frau wird sich bald sehen lassen!“ so viel, als: es wird bald dieser König oder jener Prinz sterben, und dann wird seine Wittwe in

Im Jahre 1618 rührte den Churfürsten zu Königsberg der Schlag. Er trat daher dem Churprinz, George Wilhelm, den er aus seiner Statthalterschaft in Kleve zurückrief, am 12ten November 1619 die Regierung ab, verließ sogar das Schloß und bezog die Wohnung seines treuen Kammerdieners, Anton Freitag, in der Poststraße, um die letzten Tage seines Lebens in Ruhe zu beschließen. Er wurde aber immer schwächer, und starb den 23sten Dezember 1619 unter den Händen seiner Gemalin und Kinder, im 47sten Jahre seines Alters und im 12ten seiner Regierung *). —

Von seiner Gemalin, Anna, ältesten Tochter des blödsinnigen Herzogs in Preussen, die 1625 starb, hinterließ er zwei Prinzen und drei Prinzessinnen. Jene waren: George Wilhelm, nachheriger Churfürst, und Joachim Siegismund, Herrenmeister der Johanniterritter zu Sonnenburg (starb 1625). Von seinen Töchtern verdient Maria Eleonora einer vorzüglichen Erwähnung, welche sich 1620 mit dem großen Gustav

---

weißen Trauerkleidern erscheinen. Der Aberglaube erdichtete hieraus Gespensterhistörchen, und der Muthwille schlechter Menschen beförderte ihn durch Verkleidungen in eine solche Gestalt.

*) Dieser Freitag ließ dem Churfürst in dem Zimmer seines Hauses, wo er gestorben war, eine viereckige Tafel von Messing mit einer lateinischen Aufschrift an die Wand setzen. Dies in der Poststraße zu Berlin belegene Haus, gehört jetzt den Aschenbornschen Erben, worin jenes Denkmal noch zu sehen ist.

Adolph, König von Schweden, vermälte, und Mutter der berühmten Königin, Christine, ward.

George Wilhelm. 1619—1640.

George Wilhelm, unstreitig der unglücklichste von allen brandenburgischen Regenten, war den 3ten November 1595 geboren und genoß eine mehr gelehrte, als zweckmäßige Erziehung. In seinem 16ten Jahre (1611) bezog er auf ein Jahr die Universität zu Frankfurt an der Oder und 1613, im 18ten Jahre seines Alters, erhielt er schon die Statthalterschaft über Kleve. Im Jahre 1616 vermälte er sich mit Elisabeth Charlotte, Tochter des Churfürsten von der Pfalz, Friedrichs IV., und Schwester des unglücklichen böhmischen Kronprätendenten, Friedrich V. von der Pfalz. Seine Statthalterschaft hatte für dies Land die traurigsten Folgen. Denn während derselben lernte er den Graf Adam von Schwarzenberg, dessen Vater als General in kaiserlichen Diensten stand, und zur Belohnung für seine Tapferkeit in den Grafenstand erhoben wurde, kennen. Dieser Mann, der als kaiserlicher Rath in die klevischen Länder zur Wahrnehmung des österreichischen Interesse geschickt worden war, wußte sich durch Verstellung, feines, einschmeichelndes Betragen in der Gunst des unerfahrnen Churprinzen in kurzem so fest zu setzen, daß er ihm nicht nur seine Freundschaft, sondern auch sein ungetheiltes Zutrauen schenkte. Kaum hatte daher George Wilhelm, im 25sten Jahre seines Alters, die Regierung angetreten, als er ihn sogleich an seinen Hof rief, zum Oberkämmerer, Statthalter der Churmark, Präsident des Staatsrathes, Oberbefehlshaber der Truppen und

zum Herrenmeister des Johanniter-Ordens machte, auch die Verwaltung der klevischen Statthalterschaft ihm auftrug. Aber der Verräther benutzte seine Macht über den Churfürsten in der Folge bloß zum Besten des kaiserlichen Hofes, mit welchem Geburt und Religion ihn eng verknüpfte, von dem er fortdauernd seinen Gehalt zog, und ging mit nichts geringerm um, als sich selbst zum Herrn über die Mark zu erheben.

Gleich nach dem Tode seines Vaters wurde unser Churfürst durch die Partheilichkeit seiner Mutter, einer erklärten Feindin der reformirten Religion, für den zweiten Prinzen, Joachim Friedrich, dem sie schon bei Lebzeiten ihres Gemals die Regierung über Preussen zu verschaffen suchte, in unangenehme Auftritte verwickelt. Aufgebracht über ihre fehlgeschlagene Hofnungen, arbeitete sie jetzt aus allen Kräften, ihm die jülich-klevische Erbschaft zu entziehen, und die Besitznehmung von Preussen beim König von Polen zu erschweren. Siegismund II. ergriff diese Gelegenheit mit Freuden, und verweigerte ihm die Belehnung. Der Churfürst sah sich daher genöthigt, gleich seinen Vorfahren, seine Zuflucht zu den polnischen Landständen zu nehmen, welche es auch glücklich durchsetzten, daß er am 18ten September zu Warschau mit dem Herzogthum belehnt und bald darauf in Königsberg ohne Widerrede gehuldigt wurde.

Die Uneinigkeit, Eifersucht und Beeinträchtigung zwischen den Katholiken und Protestanten, welche schon über ein halbes Jahrhundert geherrscht und Unruhen und Bündnisse gestiftet hatten, brach endlich in Böhmen in volle Flammen aus, verbreitete sich nach und nach über ganz Deutschland, setzte beinahe das ganze Europa

in Bewegung, und verursachte die schrecklichsten Verheerungen und Grausamkeiten. Die Wichtigkeit dieses Religionskrieges, der unter dem Namen des dreißigjährigen allgemein bekannt ist, erfordert es, die vorzüglichsten Begebenheiten desselben, in so fern sie hauptsächlich auf die brandenburgische Geschichte Bezug haben, in gedrängter Uebersicht zu erzählen.

Kaiser Rudolph II. hatte den Böhmen durch einen Majestätsbrief die freie Religionsübunger theilt, welche auch sein Nachfolger, Kaiser Matthias, anfänglich bestätigte, in der Folge aber wieder einzuschränken suchte. Die daraus entstandenen Unruhen überlebte er nicht. Ferdinand II. *), Erzherzog von Gräz, welcher nach ihm den Kaiserthron bestieg (1619), wurde als ein erklärter Feind der Protestanten, die er schon in seinen Erbländern auszurotten gesucht hatte, von den aufgebrachten Böhmen, in einer feierlichen Ständeversammlung (den 17ten August 1619) nicht für ihren König erkannt. Ihre Wahl fiel auf Friedrich V., Churfürst von der Pfalz, Haupt der Reformirten in Deutschland, Anführer der evangelischen Union **), einen nahen Ver-

*) Sein Vater war der Erzherzog Karl von Krain Kärnthen und Steiermark, jüngster Bruder Kaiser Maximilians II., also ein Vaters-Bruders-Sohn des Kaisers Matthias. — In seinem zwölften Jahre wurde er als vaterlose Waise an dem unduldsamen Hofe seines mütterlichen Oheims, des Herzogs von Baiern, durch Jesuiten erzogen. — Er starb als Kaiser den 15ten Februar 1637.

**) Um sich auf den Fall, daß der kaiserliche Hof und die katholischen Fürsten die Parthei ihrer Glaubensgenossen, zum

wandten des als Haupt der Ligue und als Nachbar der Böhmen gefürchteten Herzogs von Baiern, Schwiegersohn des Königs von England und Schwager unsers Churfürsten. Geblendet von dem Glanz einer Königskrone, angereizt durch die Zuredungen seiner Gemalin, einer Tochter Jakobs I. von England, verwarf er alle Warnungen seiner Freunde, nahm sie an, ging nach Prag, und wurde daselbst gekrönt. Aber das Glück lächelte ihm nicht lange. Maximilian, Herzog von Baiern, drang mit einer kaiserlichen Armee in Böhmen ein und machte durch die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag (den 8ten November 1620), Friedrichs Herrschaft in Böhmen plötzlich ein Ende. Der Unglückliche floh mit seiner Gemalin nach Breslau. Da er sich aber hier nicht sicher glaubte, so bat er seinen Schwager, unsern Churfürst, um einen Zufluchtsort in Spandau oder Küstrin, wo seine Gemalin, die eben schwanger war, ruhig ihre Niederkunft abwarten könnte. George Wilhelm folgte indessen Schwarzenbergs Eingebungen und verweigerte, unter mancherlei nichtigen Einwendungen, dieses Gesuch. Verfolgt und gedrängt flüchtete die Königin

---

Nachtheil der Protestanten, ergreifen und dadurch eine überwiegende Kraft erhalten könnten, sicher zu stellen, knüpften verschiedene protestantische Mächte im Kloster Anhausen im Anspachischen einen Bund, der den Namen der evangelischen Union erhielt. Dieser Bund wurde in der Folge, unter andern zu Schwäbisch-Hall, noch erweitert. — Die katholischen Stände setzten sich ihnen bald in einem zu Würzburg geschlossenen Bündnisse, das unter dem Namen der Ligue bekannt ist, und den Churfürsten von Baiern an der Spitze hatte, entgegen.

nach Frankfurt an der Oder und wiederholte hier die vorige Bitte, mit dem Beisatze, daß es ihr unmöglich sey, weiter zu kommen. Jetzt erst befahl der Churfürst, ihr einige Zimmer in der Festung Küstrin anzuweisen. Aber bald nachher kam auch ihr Gemal mit einem zahlreichen Gefolge dahin, und verursachte nicht nur dem Lande viele Kosten, sondern auch in Küstrin selbst eine Theurung. Die königliche Familie mußte sich daher nach Berlin begeben, wo ihr einige Gemächer im Schlosse angewiesen wurden. Der Kaiser machte dem Churfürst deshalb Vorwürfe, und dieser bestürmte seinen bedrängten Schwager jetzt so lange mit Bitten und Klagen, bis er seine Staaten verließ, zuerst nach Dännemark, dann nach Hamburg und zuletzt nach Holland ging, wohin ihm auch bald seine Gemalin folgte.

Unterdeß wurde der Stolz des Kaisers durch seine Siege noch unbändiger, sein Zorn und seine Rachsucht noch gränzenloser. Mit Verspottung aller Reichsgesetze sprach er über Friedrich V. die Reichsacht aus (1621), erklärte ihn seiner Länder und Würden für verlustig, und ertheilte die Pfalz nachher (1623), in einem zu Regensburg gehaltenen Churfürstentage, dem Herzog von Baiern, Maximilian. Ein gleiches Schicksal hatten alle seine Anhänger, unter denen sich auch der Oheim unsers Churfürsten, Johann George von Jägerndorf, befand, dessen Herzogthum der Fürst von Lichtenstein erhielt. Diese Gewaltthätigkeiten nöthigten den niedersächsischen Kreis, der vorzüglich gepreßt wurde, (1625) ein enges Schutzbündniß zu knüpfen, zu dessen Obersten sie den König von Dännemark, Christian IV., als Herzog von Holstein, erwählten, und dem die Herzoge von Braunschweig und Mecklenburg und der Verweser

des Erzstifts Magdeburg, Christian Wilhelm, ein Oheim unsers Churfürsten beitraten. Eine knechtische Furcht vor dem Kaiser hielt letztern ab, ein gleiches zu thun, wodurch er seinem Lande manches ersvart haben würde. Der dänische General, Graf von Mannsfeld, der wider den kaiserlichen General Wallenstein beordert war, setzte bei Brietzen über die Elbe und drang in die Mark Brandenburg. Er besetzte Havelberg und Alt-Brandenburg in der Mittelmark, so wie sein Untergeneral, Fuchs, Tangermünde und Stendal in der Altmark. In der ganzen Churmark wurden ansehnliche Lieferungen ausgeschrieben, und die Einwohner von den Soldaten auf alle Art gemißhandelt. Nach der Niederlage an der dessauer Brücke (den 25sten April 1626) zog sich Mannsfeld nach Schlesien, und drückte bei seinem Durchzuge die Mark aufs neue durch Brandschatzungen und Lieferungen. Einige ernste Versuche, sich dem Grafen zu widersetzen, vergrößerten nur das Elend. Mehrere Dörfer und die Stadt Nauen, deren Bürger seinen Truppen den Eingang verwehren wollten, wurden in Brand gesteckt. Sein Aufenthalt in der Mark kostete den Brandenburgern auf 16 Tonnen Goldes. — Die große Niederlage, welche Christian IV. (den 27sten August 1626) bei dem Dorfe Lutter am Barenberge vom Grafen Tilly erlitt, machte das Elend von Brandenburg vollkommen. Verschiedene dänische Truppen flüchteten sich in die Mark; Tilly verfolgte sie auch hier, und beide drückten das bedrängte Land schrecklich. Im folgenden Jahre machte sich Tilly von der ganzen Alt- und Mitteimark Meister. Wallenstein schlug den Verweser des Erzstifts Magdeburg, Christian Wilhelm, bei Friedeberg in der Neumark und trieb Lieferungen ein, die für ein feindliches Land nicht unbarmherziger seyn

konnten. Der Markgraf selbst kam in die Reichsacht, wurde des Erzstifts verlustig erklärt und an seiner Stelle Herzog August von Sachsen von dem Domkapitel erwählt. Ein gleiches Loos traf die Herzoge von Mecklenburg, dessen Besitz Wallenstein als Unterpfand für seine Geldvorschüsse, die er dem Kaiser durch Ausrüstung einer Armee auf eigene Kosten geleistet hatte, eingeräumt wurde, da George Wilhelm den kaiserlichen Antrag, es für sich zu nehmen, standhaft abgewiesen hatte. — Dieser überschwemmte nun die ganze Mark und beschloß seine Winterquartiere darin aufzuschlagen. Er selbst rückte (im November 1627) in die Mittelmark, sein General Pappenheim in die Altmark und Montecuculi in die Neumark ein. Die Erpressungen waren ungeheuer. Montecuculi allein verlangte monatlich 36,000 Gulden von der Neumark an baarem Gelde, täglich 40 bis 60 Schüsseln für sich und 6 bis 12 für jeden seiner Offiziere. Die gemeinen Soldaten raubten und stahlen, erbrachen sogar die Kirchen, erschossen jeden, der sich zur Wehr setzte und überließen sich ganz ihren thierischen Trieben. Alle Klagen des Churfürsten am kaiserlichen Hofe waren vergebens; Städte und Dörfer wurden wüste, und wo noch Menschen waren, herrschten Mangel und Elend. Der ganze Schade, welchen Wallenstein der Mark verursachte, wird auf 20 Millionen angegeben. — In den folgenden Jahren litt Brandenburg weniger, da Wallenstein seine Truppen nach der Ostsee zog, und in kurzer Zeit den ganzen niedersächsischen Bund zertrümmerte. Der König von Dännemark schloß daher, von allen Fürsten verlassen, den 12ten Mai 1629 zu Lübeck Friede, in welchem er die eroberten dänischen Länder unter dem Versprechen zurück erhielt,

daß er sich nicht weiter in Deutschlands Angelegenheiten mischen wolle.

Ferdinand, nicht zufrieden, die protestantischen Fürsten gedemüthigt zu haben, beschloß jetzt, da sich ihm in Deutschland Niemand widersetzen konnte, ihr Emporkommen für die Zukunft gänzlich zu vernichten. Zu dieser Absicht gab er am 6ten März 1629 das berüchtigte Restitutions-Edikt, nach welchem nicht nur die Reformirten nicht mehr geduldet, sondern auch alle Bisthümer, Stifter, Klöster und andere geistliche Güter, welche die Protestanten seit 1552 eingezogen hatten, den Katholiken wieder herausgegeben werden sollten. Für den Churfürst von Brandenburg war dieses Edikt, welches sogleich durch die Gewalt der Waffen ausgeführt wurde, vorzüglich drückend. Er sollte seiner Religion entsagen und die drei Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus verlieren! — Zum Glück für die Protestanten brachte die unermeßliche Beute unter den Katholiken selbst Uneinigkeit hervor und verzögerte die gänzliche Vollziehung auf ein Jahr. Dies rettete Deutschlands Freiheit! —

Gustaph Adolph, König der Schweden, ein junger, muthiger, religiöser und edler Fürst, der erste Feldherr seiner Zeit, den der Kaiser verschiedentlich beleidigt hatte, beschloß jetzt, sich der gedrängten Protestanten anzunehmen und sie von ihrem Joche zu befreien. Vorher verband er sich mit Holland und England, und in der Folge erhielt er von den Franzosen Hülfsgelder. Am 24sten Juni 1630 landete er mit 15,000 tapfern Schweden auf der Insel Rügen, an der pommerschen Küste, trieb in kurzer Zeit die Kaiserlichen aus Pommern,

mit dessen Herzog er ein Bündniß schloß, und setzte die Herzoge von Mecklenburg wieder in ihre Rechte ein. Hierüber wurde die Mark von neuem der Schauplatz der schrecklichsten Verwüstungen, wo die flüchtigen kaiserlichen Soldaten Schandthaten auf Schandthaten häuften und Unmenschlichkeiten verübten, wovor man zurückschaudert. Dennoch weigerte sich George Wilhelm, aus Furcht vor dem Kaiser, nicht nur sich mit dem König zu vereinigen, sondern legte ihm auch alle mögliche Hindernisse in den Weg. Als indessen Tilly die Belagerung von Magdeburg unternahm, drang Gustav Adolph, der die Stadt gern entsetzen wollte, nach der Eroberung von Frankfurt an der Oder, bis Köpenick vor und verlangte vom Churfürsten die Einräumung der beiden Festungen Küstrin und Spandau, um im Fall der Noth einen sichern Zufluchtsort zu haben. Allein Schwarzenberg hintertrieb dieses Gesuch, und Gustav näherte sich nun der Residenzstadt Berlin. Den 3ten Mai 1631 kamen beide Fürsten in einem Walde zwischen Berlin und Köpenick zusammen. Der König erneuerte hier seine Forderung und vermehrte die Verlegenheit George Wilhelms, die der Anblick der schwedischen Soldaten schon hervorgebracht hatte. Er bat ihn endlich um eine Unterredung mit Schwarzenbergen, die Gustav auch bewilligte. Nun antwortete er dem König: da der Staatsrath nicht beisammen wäre, so könne kein fester Entschluß gefaßt werden; er möge übermorgen nach Berlin kommen, wo alles entschieden werden solle. Gustav erkannte in diesem Rath den Verräther, brach die Unterredung ab, und bewilligte zum Schein die bedungene Frist. Voll Freude eilte der Churfürst in seine Residenz zurück; aber der König folgte ihm unvermerkt, bemächtigte sich während der Nacht der Stadtthore und besetzte

das Schloß mit 200 Mann. Mit Schrecken sah sich George am folgenden Morgen von feindlichen Truppen umringt und zum Nachgeben gezwungen. Gustav begnügte sich jedoch mit der einzigen Festung Spandau und versprach auch diese zu räumen, sobald er Magdeburg entsetzt und seine Truppen in Sicherheit gebracht haben würde. Gustav Adolph eilte nun dem bedrängten Magdeburg zu Hülfe; da ihm aber der Churfürst nicht gestattete, die Elbe auf der wittenberger Brücke zu passiren, so ward es am 10ten Mai von Tilly durch List erobert, drei Tage lang geplündert, von mehreren Seiten in Brand gesteckt, bis auf die Domkirche und einige Häuser in einen Aschenhaufen verwandelt und über 30,000 Menschen, Männer und Weiber, Greise und Kinder, mit unerhörter Wuth niedergemetzelt. — Gustavs Schmerz überstieg alle Grenzen und sein Zorn brach endlich in volle Flammen aus, als George Wilhelm nun auch Spandau wieder zurückforderte, da Magdeburg doch nun einmal verloren sei, und aller Bitten und Vorstellungen des Königs ungeachtet, durch Schwarzenberg verleitet, auf seinem Vorsatze beharrte. Er ließ daher, seinem Versprechen gemäß, zwar am 8ten Juni Spandau räumen, erklärte nun aber auch zugleich, daß er von diesem Tage an als Feind gegen Brandenburg verfahren würde. Und er hielt Wort. Denn schon in aller Frühe des kommenden Tages hatte er sich vor Berlin gelagert und seine Kanonen standen gegen die Stadt gerichtet. Alle Unterhandlungen waren vergebens. Der Churfürst begab sich mit seinen Prinzen ins schwedische Lager und am 11ten Juni wurde ein Vertrag geschlossen, nach welchem sich George Wilhelm zu einer monatlichen Zahlung von 30,000 Thaler verpflichtete, Spandau aufs neue und zwar bis nach beendetem Kriege, dem König

überließ, auch die Oefnung der Festung Küstrin, dessen Besatzung ihm schwören mußte, zu jeder Zeit gestattete.

Der Churfürst von Sachsen, Johann George, trat nun auch auf die schwedische Seite, und alle protestantische Fürsten folgten seinem Beispiel. Der König setzte sich in einem festen Lager bei Werben, unweit des Einflusses der Havel in die Elbe, und da ihn Tilly weder hier überwältigen noch zu einer Schlacht zwingen konnte, so ging er nach Sachsen, um den Churfürst zu zwingen, dem schwedischen Bunde zu entsagen, welcher nun Gustav zu Hülfe rief. Dieser verließ sogleich sein Lager bei Werben, ging über Brandenburg nach Wittenberg, passirte hier die Elbe, vereinigte sich bei Düben mit dem sächsischen Heere, lieferte bei dem Dorfe Breitenfelde bei Leipzig dem Tilly ein Treffen, und schlug ihn gänzlich (den 7ten September 1631), so daß er, mit Wunden bedeckt, unter einem kleinen Gefolge davon floh.*). Hierauf nahm Gustav seinen Weg nach Franken, den Rheinländern und Baiern, trug überall den Sieg davon und befreite auf die Art beinahe ganz Deutschland von den kaiserlichen Soldaten. Die Nachricht, daß Wallenstein in Sachsen eindringe, bewog ihn zur Rückkehr, und am 6ten November 1632 geschah die große Schlacht bei Lützen, wo der glorreiche Gustav Adolph, der Retter Deutschlands, seinen Tod fand**). — Zwar erhielt

---

*) Die kaiserliche Armee war 34—35,000 Mann, die schwedische eben so stark. — 7000 Feinde blieben auf dem Platze, über 5000 waren theils gefangen, theils verwundet.

**) Während sein rechter Flügel, den er selbst anführte, den feindlichen linken in die Flucht geschlagen hatte, erhielt er

sein eben so staatskluger Kanzler, als erfahrner General Oxenstierna, nach ihm den Oberbefehl; aber die gänzliche Niederlage der Schweden bei Nördlingen (1634) gab endlich der Sache den Ausschlag. Den 20sten Mai 1635 schloß Sachsen mit Oesterreich zu Prag einen Frieden, welchem auch George Wilhelm beitrat. Der Kaiser versprach dagegen dem Churfürsten, ihn bei seinem Rechte auf Pommern zu schützen, und die Kirchengüter, die er besäße, nicht wieder zu fordern. Dieser Friede zündete jedoch ein neues Kriegsfeuer zwischen den Sachsen und Schweden an, wodurch die Mark abermals der Schauplatz des Krieges wurde. Das Unglück des Landes vermehrte eine fürchterliche Pest, welche vorzüglich in der Altmark wüthete, und viele tausend Einwohner theils wegraffte, theils aus dem Lande trieb. In der Schlacht bei Wittstock, in der Priegnitz, schlug Banner die kaiserlich-sächsische Armee (den 24sten September 1636) in die Flucht, wodurch die Schweden Meister der Mark wurden, und dies schon so sehr erschöpfte Land nun vollends ganz zu Grunde richteten. Von Banner kommandirt, rückte der schwedische Oberst Jenß Haderleff am 15ten Oktober 1636 mit seinem ganzen Regiment vor Berlin und verlangte von der Ritterschaft und den Ständen der Mittelmark 30,000

---

die Nachricht, daß sein linker znm Weichen gebracht sey, nnd eilte dahin, ihn beizustehen. Ein Musketenschuß zerschmetterte ihm den linken Arm, und ein zweiter durch den Rücken raubte dem fast ohnmächtigen den Rest seiner Kräfte. Mit den Worten: „Ich habe genug!“ sinkt er vom Pferde, und bleibt, von mehreren Schüssen durchbort, auf dem Schlachtfelde liegen! —

Thaler. Vergebens suchte der Statthalter, Markgraf Siegismund, durch die rührendsten und gerechtesten Vorstellungen diese Forderung herabzustimmen. Nur 8000 Thaler konnte die Ritterschaft, und 5000 Thaler die Bürgerschaft an baarem Gelde zusammenbringen, der Rest wurde in Obligationen bezahlt, die zum 9ten November desselben Jahres eingelößt werden sollten, wogegen Haderleff die Mittelmark bis zur Zeit der Bezahlung von allen Einquartierungen und Brandschatzungen zu befreien versprach. Dieser hatte sich jedoch kaum entfernt, als der Generalfeldmarschall Wrangel mit seiner ganzen Armee aus Pommern vor Berlin rückte, die Einräumung der Festung Spandau, freien Durchmarsch durch Küstrin und ungeheure Kontributionen forderte. Nach vielem Bitten ließ er sich endlich mit 15,000 Ellen Tuch, 3000 Paar Schuhen, eben so vielen Strümpfen, 10 Ammunitionswagen, und statt der verlangten 250 Artilleriepferde, mit 1000 Thalern zufrieden stellen. Außerdem mußten noch ansehnliche Transporte von Bier, Brod, Fleisch und andern Lebensmitteln, welche ebenfalls mehrere tausend Thaler betrugen, zur Armee nach Köpenick gebracht werden. Unterdeß erschien der 9te November und mit ihm der Oberst Haderleff, um seine Obligationen geltend zu machen. Alle Vorstellungen dagegen waren fruchtlos, alle Berufungen auf die Nichterfüllung seines gegebenen Versprechens, von aller Brandschatzung verschont bleiben zu sollen, blieben unbeachtet, selbst die Bitten, das an Wrangel abgelieferte mit anzurechnen, wurden kalt und herzlos zurückgewiesen. Bei dem Mangel an baarem Gelde, mußte jetzt jeder Einwohner sein Gold- und Silber-Geräthe hervorsuchen, um so die geforderte Summe gänzlich zu berichtigen. — Der Churfürst selbst, zu schwach, den Verwüstungen seines Landes Einhalt zu thun, war

nach Peitz gegangen, und antwortete auf Wrangels Aufforderung, ihm Spandau und Küstrin zu übergeben: „die Kaiserlichen wären nun einmal Herren seiner Festungen; er müsse sich der Willkühr der Schweden überlassen!“ —

Im folgenden Jahre (am 10ten März 1637) starb der letzte Herzog von Pommern, Bogislav XIV., ohne Nachkommen, und obgleich George Wilhelm, vermöge einer Erbverbrüderung, dieses Land bekommen mußte, so setzten sich dennoch die Schweden, welche bis hierher zurückgedrängt worden waren, darin fest, und erklärten, daß sie dasselbe zur Entschädigung der Kriegskosten behalten und ihren Staaten einverleiben würden, da der Churfürst von Brandenburg ihre Parthei verlassen habe. Dieser ernannte jetzt Schwarzenberg zum Statthalter, ging (1638) nach Preussen, um von hieraus in Liefland einzufallen und die Schweden zu zwingen, ihm Pommern wieder abzutreten, richtete aber nicht nur nichts aus, sondern brachte dadurch nur neues Elend über die Mark Brandenburg. Denn nicht genug, daß verschiedene einzelne schwedische Korps das Land durchzogen, sich einer Stadt nach der andern bemächtigten und durch Brandschatzungen und Verwüstungen es auf's Neue verheerten, mußte das schon so erschöpfte Berlin eine abermalige Kontribution von 24,900 Thalern aufbringen (1639). Dabei wüthete in demselben Jahre die Pest so fürchterlich, daß man in einem einzigen Viertel funfzig bis sechszig Wittwen zählte, die, von jeder Hülfe verlassen, mit ihren Kindern in der größten Dürftigkeit schmachteten, und daß es an Menschen fehlte, die Stadt zu bewachen. Um nur die dringendsten Bedürfnisse des, zu Berlin zurückgebliebenen churfürstlichen Hofstaates zu

befriedigen, mußte man aus der Rüstkammer die vorhandene Anzahl sammetner Reitkappen hervorsuchen und diese ihrer silbernen Verzierungen berauben. —

Zum Schluß der Lebensgeschichte George Wilhelms müssen noch die preußischen und klevischen Angelegenheiten kürzlich erwähnt werden.

Gustav Adolph gerieth mit den Polen in Streitigkeiten *). George Wilhelm ließ deshalb, nicht allein um seine Länder zu sichern, sondern auch um die Pflichten eines polnischen Lehnsträgers zu erfüllen, in Preussen Soldaten werben, die Besatzung der Festung Pillau verstärken und sie durch vier Schiffe und grobes Geschütz in Vertheidigungsstand setzen. Allein der König landete (am 6ten Juli 1626) mit einer Flotte von 150 Schiffen und einem Heere von 15,000 Mann unvermuthet in einiger Entfernung von der Stadt, besetzte sie innerhalb drei Stunden und setzte dadurch den Churfürst in eine große Verlegenheit. Die Polen verlangten von ihm als Lehnsherrn Hülfe, und die Schweden Neutralität.

---

*) Der polnische König, Siegismund III., war sonst auch König von Schweden gewesen, aber von den Landständen abgesetzt worden, weil er seine Residenz nicht in Schweden aufschlagen wollte, und weigerte sich jetzt, sowohl seinen erwählten Nachfolger, Karl von Südermannland, als dessen Sohn, Gustav Adolph, als König von Schweden an, zuerkennen. Letzterer hatte beinahe ganz Liefland erobert= aber auch dadurch noch nicht seine Anerkennung, sondern bloß einen Waffenstillstand bewirkt, weshalb sich Gustav Adolph auf's neue zu einem Kriege rüstete. (1626).

Die ungerechte Beschuldigung, die man unserm Churfürsten von polnischer Seite machte, daß er, mit dem König einverstanden, die pillauischen Kanonen nur mit Pulver habe laden lassen, verbunden mit den Zuredungen eines kaiserlichen Gesandten, bewogen George Wilhelm, die von den preußischen Ständen gelobte Neutralität zu verlassen und sich offenbar gegen die Schweden zu erklären. Allein, ehe noch der Entschluß zur Aushebung von 20,000 Mann, wovon die eine Hälfte Pillau wieder erobern, die andere aber die Grenzen gegen Schweden decken sollte, ausgeführt werden konnte, stand Gustav Adolph schon mit sechs Regimentern vor Pillau, forderte binnen vier und zwanzig die definitive Erklärung: ob der Churfürst neutral bleiben oder feindselig behandelt seyn wollte? und ließ sofort 10,000 Mann weiter in's brandenburgische Preussen einrücken. Dieser entschlossene Schritt verfehlte die gehofte Wirkung nicht. Der Churfürst versprach Partheilosigkeit, brach jedoch sein Versprechen, durch polnische Drohungen geschreckt, bald wieder, und schickte dem König von Polen 1000 Mann Fußvolk und 200 Reuter zu Hülfe. Ergrimmt darüber, brach Gustav Adolph sogleich nach dem brandenburgischen Preussen, nahm das ganze brandenburgische Hülfskorps gefangen, vertheilte die Reuterei unter die schwedische, errichtete aus dem Fußvolk ein neues Regiment, das man von seinen Fahnen das gelbe nannte, und schickte die Staabsoffiziere und Hauptleute nebst den Feldschlangen, dem Churfürst zurück. Dieser söhnte sich jetzt mit dem König aus und ließ es nun seine angelegentlichste Bemühung seyn zwischen ihm und dem König von Polen eine Friedens-Vermittelung zu Stande zu bringen, welche jedoch dadurch vereitelt wurde, daß der Kaiser (1629) den Polen 10,000 Mann Hülfstruppen zu-

schickte. Das rohe Benehmen dieser undisciplinirten Soldaten erbitterte jedoch die polnischen Stände dermaßen, daß durch die Bemühungen englischer und französischer Abgeordneten am 6ten September 1629 auf dem Felde bei Altemark, unweit Stum, zwischen Polen und Schweden ein sechsjähriger Waffenstillstand abgeschlossen wurde, während dessen der Churfürst die preußischen Festungen Memel und Pillau den Schweden überlassen mußte. Zwar suchten, nach Verlauf dieser Zeit, die Polen den schweren Krieg, welchen die Schweden damals in Deutschland führten, dazu zu benutzen, sich dieser Gäste zu entledigen und den Churfürsten zu bewegen, sich mit ihnen zu vereinigen; allein durch Brandenburgs, Englands, Hollands und Frankreichs Vermittelung wurde am 9ten September 1635 zu Stumsdorf ein abermaliger Waffenstillstand und zwar auf 26 Jahre geschlossen, nach welchem die Schweden ganz Preussen räumten und nur ihre Eroberungen in Liefland behielten. George Wilhelm bekam Pillau und Memel wieder, wo er die von den Schweden angelegten Zölle beibehielt, einen Theil davon aber an die Krone Polen abgeben mußte.

Noch weit unruhiger sah es in den westphälischen Besitzungen unsers Churfürsten, Kleve, Mark und Ravensberg aus, worin die Holländer und Spanier die besetzten Oerter noch immer nicht geräumt hatten und hier ihre Feindseligkeiten fortsetzten. Im Jahre 1629 schloß der Graf von Schwarzenberg, im Namen des Churfürsten, obwohl zu dessen offenbarem Nachtheil, einen Vergleich mit Pfalzneuburg zu Düsseldorf auf 25 Jahre

vermöge dessen dieses Haus Jülich, Berge und Ravenstein, George Wilhelm aber Kleve und Mark erhielt. Ravensberg sollten beide auf 25 Jahre gemeinschaftlich besitzen. Die Holländer räumten auch Kleve und Mark bis auf die Festungen Wesel, Rees und Emmerich. —

George Wilhelm starb den 1sten Dezember 1640 zu Königsberg in Preussen, im 21sten Jahre seiner unglücklichen Regierung und im 46sten seines kummervollen Lebens' gerade in dem Zeitpunkt, wo das Elend Brandenburgs den höchsten Gipfel erstiegen hatte. Seine Gemalin, Elisabeth Charlotte, welche 1660 starb, hatte ihm zwei Prinzen und zwei Prinzessinnen geboren, von welchem ihn der Churprinz, Friedrich Wilhelm, Louise Charlotte, nachherige Gemalin des Herzogs von Churland, und Hedwig Sophia, vermält mit Wilhelm VI., Landgraf von Hesselkassel, überlebten.

Unter der Regierung dieses Churfürsten geriethen die brandenburgischen Länder in den tiefsten Verfall. Nicht genug, daß freundliche und feindliche Heere sie aussogen, verheerten und entvölkerten: es wurden auch Industrie und Handel gänzlich zerstört, der Ackerbau auf viele Jahre zu Grunde grrichtet, Künste und Wissenschaften gänzlich vernachlässigt und im Gefolge der Schwelgereien des Hofes war allgemeines Verderben der Sitten; mit einem Wort, die ersten Quellen waren zerstört, aus denen das Land neue Kräfte hätte schöpfen können.

Dritter Zeitraum.

Von Friedrich Wilhelm dem Großen bis König Friedrich Wilhelm III.

Friedrich Wilhelm der Große. 1640—1688.

Friedrich Wilhelm war den 6ten Februar 1620 zu Berlin geboren, und genoß bis in sein fünftes Jahr die unmittelbare Pflege seiner Mutter. Hierauf wurde der Geheimerath Johann von der Borch zu seinem Erzieher und Lehrer ernannt; und zwei Jahre darauf, nachdem dieser, zur Belohnung seiner vieljährigen Treue, als Statthalter in Ravensberg angesetzt worden war, kamen Johann Friedrich von Kalkhun, sonst Leuchtmar genannt, und der geheime Sekretair Jakob Müller an seine Stelle, dem in der Folge der Pole, Johann Willudow, als Lehrer in der polnischen Sprache, beigegeben wurde. Jener sorgte für die Erziehung, dieser für den Unterricht des Prinzen. Wegen der Kriegsunruhen brachten ihn seine besorgten Eltern anfänglich nach dem festen Jagdschloß Letzlingen, in einem dicken Walde

der Altmark, und da er auch hier nicht mehr sicher war, nach der neumärkischen Festung Küstrin (1627). Entfernt von dem Geräusche und den Zerstreuungen des Hofes, konnte er sich hier mit desto glücklicherem Erfolge den Wissenschaften widmen und sein unverdorbenes Herz vor dem giftigen Hauche gefährlicher Schmeichler verwahren. Die Wuth einer verheerenden Pest vertrieb ihn indeß in seinem zwölften Jahre ganz aus seinem Vaterlande, und er begab sich zu seinem alten Vetter, Bogislav XIV., dem letzten pommerschen Herzog, nach Stettin, wo er nach einem Jahre auch seine Eltern bei sich sah. In ihrer Begleitung reiste er nach Wolgast, zu seiner Tante, der verwittweten Königin von Schweden (Marie Eleonore), und sah hier die Leiche seines großen Onkels, Gustav Adolphs, nach Schweden überschiffen (1633).

Seine bedeutenden Fortschritte in den Wissenschaften, seine ausgezeichneten Fähigkeiten, sein lebhaftes Gefühl für Recht und Sittlichkeit gaben den Brandenburgern die schönsten Hofnungen für die Zukunft, erweckten aber leider auch die Aufmerksamkeit des verrätherischen Schwarzenbergs. Er fürchtete in ihm den gefährlichsten Gegner seiner ehrgeizigen und eigennützigen Absichten, und brachte es durch Ueberredungen bei dem Churfürsten wirklich dahin, daß er den funfzehnjährigen Prinzen mit seinem Hofmeister nach Holland auf Reisen schickte (1634). Hier sollte er, hoffte der Hinterlistige, entweder in den Gefahren des Krieges umkommen, oder sich durch Ausschweifungen entnerven und zur Regierung unfähig machen, und sollte alles dieses nicht geschehen, so glaubte er doch, den Churprinzen durch diese Entfernung von dem Hofe, in allen Staatsangelegenheiten seines Hau-

ses gänzlich unwissend zu erhalten, um auch künftig ununterbrochen die ihm anvertraute höchste Staatsgewalt behaupten zu können. Aber von alle diesem erfolgte das Gegentheil, und er hatte ihn gerade dadurch auf einen Platz gestellt, auf dem er am sichersten zu einem scharfsinnigen und ernsten Richter aller seiner Verrätherein und Treulosigkeit gebildet werden mußte; und gleich die ersten Regentenhandlungen Friedrich Wilhelms offenbarten ihm ganz, mit welchem gewaltigen Selbstbetrug er sich in diesem politischen Plane verrechnet, und wie deutlich der Prinz alle Schändlichkeiten aus der Ferne kennen gelernt hatte, deutlicher, als es in seiner Nähe schwerlich hätte geschehen können. Die Universität zu Leiden galt damals für den Hauptsitz aller Gelehrsamkeit im protestantischen Europa; der Churprinz kam unter Leitung seiner vortrefflichen Führer hier an, lebte in einer ruhigen literarischen Muse, die ihm weder Kabale noch Schmeichelei eines Höflings störte, und hatte bereits angefangen, sich mit ungemeinem Ernste auf das Studium der Geschichte, Erdbeschreibung und Statistik zu legen, als er durch eine Pest, die diesen Ort angriff und unsicher machte, sich genöthiget sah, schon zu Anfange des Winters (1634) Leiden zu verlassen, und Arnheim, eine Stadt im holländischen Geldern, wo damals der Sitz der holländischen Staatenversammlung war, gegen diesen Aufenthalt zu vertauschen. Auch diese Fügung seines Schicksals hatte den glücklichsten Einfluß auf seine Bildung, und führte ihn in ein anderes, für seine Bestimmung noch fruchtbareres Institut, das Lager. Wie er dort in dem Umgang und den Hörsälen der Gelehrten die edeln Helden der Vorwelt hatte kennen lernen, so machte er hier, auf dem Schlachtfeld, die Bekanntschaft ähnlicher Helden der Mitwelt. Die

Prinzen Wilhelm und Johann Moritz von Nassau, der Graf von Berg und andere große Feldherrn, die ihr Vaterland gegen Spaniens Grausamkeit und stolzen Uebermuth vertheidigten, wurden hier seine eben so vertrauten, als lehrreichen Freunde. Da der Prinz Friedrich Heinrich gerade damals die kurz zuvor von den Spaniern eingenommene berühmte Festung Schenkenschanz belagerte, so wohnte er dieser, wie späterhin auch der Belagerung von Breda, bei.

Im Jahre 1636 fing die Pest an, sich auch in Arnheim zu verbreiten, und jetzt hielten ihn seine weisen Führer für standhaft genug, den Lockungen der Verführung zu widerstehen, um ihn ohne Sorgen nach dem Haag zu bringen, wo der dasige junge Adel in der ausschweifendsten Ueppigkeit lebte, und wo es für den jungen feurigen Prinzen um so gefährlicher war, da Schwarzenbergs Sachwalter alles aufboten, ihn von seinem wahren Ziele ab, in den Strudel der Schwelgerei und Sinnlichkeit zu reissen; aber seine Selbstständigkeit, seine Tugend siegten über die Schlingen des Lasters, und erkämpften den höchsten, ehrenvollsten Sieg seines Lebens. — Der Prinz setzte unterdessen hier seinen lehrreichen Umgang fort, und nachdem er sich in der Gesellschaft der auswärtigen Gesandten und anderer berühmter Staatsmänner, die hier lebten, einen Vorrath von gründlichen Staatskenntnissen gesammelt hatte, verließ er mit einer, in seinen Jahren seltnen Selbstüberwindung, nach kurzer Zeit den üppigen Haag schnell und begab sich ins Lager seines Vetters, des Prinzen Heinrich von Oranien, der eben Breda belagerte, um sie den Spaniern zu entreißen. Dieser Schritt von einem siebenzehnjährigen Jüngling setzte den Prinzen von Oranien in Staunen

und erwarb ihm seine ganze Freundschaft, und in dem Lager dieses Helden wurde seine Liebe zu den Waffen, wie seine Kenntniß der Kriegswissenschaft, welchen beiden das brandenburgische Haus seine Rettung zu danken hat, gegründet und befestiget. Der edle Prinz von Oranien war hier selbst sein vortrefflichster Lehrer in allen Künsten eine Festung zu erobern, und sein Saame fiel auf guten Boden, wie die Briefe zeigten, die der Churprinz über alles, was er sah und hörte, über jeden seiner Fortschritte, an seinen Vater schickte, und welche die schönen Blüten seines reifenden, hellen Geistes genugsam entfalteten. Auch ward durch diesen Umgang der Grund zu wesentlichen Vortheilen in der Zukunft gelegt; denn der Churprinz vermählte sich (1646) mit der ältesten Tochter seines Freundes, wodurch ihm in Rücksicht auf den Schutz der klevischen Länder wichtige Dienste geleistet wurden. — Nach der ruhmvollen Eroberung von Breda durchreißte Friedrich Wilhelm die sämtlichen niederländischen Staaten, welche damals zu den kultivirtesten gerechnet wurden, und vermehrte und erweiterte dadurch seine Einsichten und Kenntnisse. In seinem Tagebuche bemerkte er alle merkwürdige Gegenstände und Personen, woraus er in der Folge, als Regent, wichtige Vortheile zog.

Um diese Zeit äußerte der Churfürst, daß, da die Kriegsaussichten immer finstrer und schrecklicher würden, und seine Entfernung von dem Hofe jeden Tag mislicher machten, er seine Rückreise lebhaft wünsche. Allein der Prinz war durch treue Anhänger von dem üblen Ministerium Schwarzenbergs auch in der Ferne sattsam unterrichtet, um es ärgerlich genug zu finden, in der Nähe einen müssigen Zuschauer desselben abzugeben.

Er entschuldigte sich bei seinem Vater, daß er vor der Hand noch nicht zurückkehren könne, indem die Märsche der feindlichen Truppen und die immer mehr um sich greifenden Epidemien das Reisen höchst gefährlich machten. Auch baten selbst die Generalstaaten und die Stände des Herzogthums Kleve, die ihren Liebling noch ferner zu besitzen wünschten, daß der Churfürst ihnen noch länger die Gegenwart des Prinzen vergönnen möchte; und so blieb Friedrich Wilhelm wirklich bis in das Jahr 1638 in Holland.

Unterdeß brütete Schwarzenberg neue Pläne zum Verderben des hoffnungsvollen Prinzen, und suchte ihn durch schändliche Verläumdungen aus dem väterlichen Herzen zu verdrängen. Er überredete den Churfürsten, daß er vom Wiener Hofe aus zuverlässig unterrichtet sei, der Prinz gehe damit um, eine pfälzische Prinzessin zu heirathen und die Regierung der klevischen Länder eigenmächtig an sich zu reißen. Er nahm hiervon Gelegenheit, den furchtsamen Churfürsten auf den kaiserlichen Zorn über die Verbindung einer Prinzessin aufmerksam zu machen, dessen Vater einst Oesterreich die böhmische Krone habe rauben wollen, und rieth daher, um diesen Plan zu hintertreiben, den Prinz nach Wien zu schicken. Dieser Plan wurde zwar durch die Mutter und Großmutter des Prinzen vereitelt; allein die kalten Briefe an seinen Sohn zeigten deutlich, daß der Saame des Argwohns in der Seele des Vaters Wurzel geschlagen hatte. Nun drang der Churfürst bestimmt auf seine Rückkehr, und der Prinz fand sie jetzt nöthig, um den, ihm nicht unbekannt gebliebenen, falschen Verdacht aus dem väterlichen Herzen zu tilgen. Friedrich Wilhelm machte sich plötzlich auf den Weg, über-

raschte seine Eltern zu Spandau (am 18ten Juni 1638), und rechtfertigte sich persönlich.

Ausgestattet mit einem reichen Schatz von Menschenkenntniß und Wissenschaft, begabt mit einem hellen Verstande, einem kühnen, standhaften Sinn, und einem Ohre, das fein und fest genug war, den Schmeichler zu erkennen, um ihn nicht weiter zu hören, kehrte der Churprinz im Sommer 1638 in die väterliche Residenz nach Berlin zurück, wo seiner noch harte Prüfungen warteten, die seinen Charakter vollenden sollten. Hatte Friedrich Wilhelm schon vorher vermuthet, daß seine, in den damaligen Zeitumständen mit so vielen Gefahren verknüpfte, Reise nach Holland eben dieser Gefahren wegen betrieben worden sei; so erhielt jene Vermuthung durch manche augenscheinliche Nachstellung, die der Graf auf das Leben des Prinzen unternahm, jetzt ihre Bestätigung, er selbst aber die volle Ueberzeugung, daß Schwarzenberg ihn, als den einzigen Stammhalter seines Hauses, aus der Welt zu schaffen trachte, um sich selbst den Weg zum Besitz der Churwürde zu öfnen. Allen diesen Gefahren war der Prinz glücklich entgangen, der Versuch, Vater und Sohn zu entzweien, war mißlungen, und nun nahm Schwarzenberg — dessen Name aus der Geschichte vertilgt zu werden verdiente, wäre es nicht heilsam, auch Beispiele der Warnung aufzustellen! — sogar zum Meuchelmorde seine Zuflucht. Gleich nach seiner Ankunft in Berlin überstand Friedrich Wilhelm eine sehr heftige Krankheit, die zwar seine Aerzte für die gewöhnlichen Blattern hielten, er selbst aber bis an das Ende seines Lebens als die Wirkung eines durch Schwarzenbergs Veranstaltung ihm beigebrachten Giftes erklärt hat. Gewiß ist es, daß er nicht

lange nachher bei einem Gastmahl wirklich Gift empfing. Der in allen Künsten höfischer Schmeichelei geübte Graf heuchelte dem Prinzen Liebe und Achtung, und veranstaltete ihm zu Ehren, wie er vorgab, ein Gastmal. Voll Mißtrauen schlug dieser zwar die Einladung aus, mußte aber endlich doch, auf Befehl seines Vaters, hinter den sich der ränkevolle Günstling steckte, erscheinen. Allein kaum hatte er den ersten Bissen Brodt genossen, so fühlte er schon Spuren des empfangenen Gifts, bekam eine plötzliche Uebelkeit und mußte die Tafel verlassen. Er verfiel in eine schwere Krankheit, und nur die Stärke seines festen Körpers und die Geschicklichkeit seines Leibarztes, Martin Weise, retteten ihm das Leben. Beinahe wäre er ein Opfer des Todes geworden, und nur ein schmerzvoller Ausschlag, der sich über den ganzen Körper verbreitete und den er mehrere Jahre auf dem Gesichte trug, scheint ihn gerettet zu haben. Auch versuchte man bei der Jagd einen Anfall auf die Person des Prinzen; allein auch hier entging er den gedungenen Mördern durch die Wachsamkeit seiner Leute. Ein andermal entdeckte er sogar unter seinem Bette einen Menschen mit bloßem Degen, der ohne Zweifel zu seinem Mörder bestimmt war.

Gerade in dem Zeitpunkte, da jeder Angriff auf das Leben des Prinzen mißlang, sah der treulose Günstling sich plötzlich an dem längst gefürchteten Ziele, wo das furchtbare Gewebe seiner schwarzen Bosheit auf einmal zerriß. Auf einer Reise, die Vater und Sohn im September 1640 nach Preußen antraten, überfiel beide ein hitziges Fieber. Der Prinz ward sich mit Hülfe seiner jugendlichen Stärke auch aus dieser Krankheit, der schwächere Vater aber erlag ihr und starb, wie erwähnt den 3ten December 1640 zu Königsberg.

Da trat nun der fürstliche Jüngling in seinem ein und zwanzigsten Jahre, in der schönsten Blüte seines Alters, die Regierung eines Staats an, der in seinen Grundfesten wankte, der sich der gänzlichen Auflösung näherte, und den er, um ihn zu besitzen, erst erobern mußte. Aber Friedrich Wilhelm hatte bereits regieren gelernt, ehe er wirklich regierte, der Plan seiner Regierung war schon entworfen, bevor er dieselbe antrat, und wir sehen ihn voll Kraft und Muth die Riesenarbeit einer neuen Aufführung des zerfallnen Gebäudes beginnen, sehen, wie sein unerschöpfliches Genie bei jedem Schritt eine neue Herrscherkunst entfaltet.

Die Mark Brandenburg glich einer Wüste. In der ganzen Priegnitz lebte nur noch ein einziger Einwohner — ein Prediger; in der Grafschaft Ruppin waren nur vier Dörfer der Verwüstung entgangen; Berlin selbst zählte kaum noch ein paar Hundert verarmte Einwohner. Von Pommern, welches von den Schweden verwüstet und besetzt war, führte der Churfürst blos den Titel; Preußen hatte sich noch nicht von dem schwedisch-polnischen Kriege erholt, und die Stände widersetzten sich allen Anordnungen ihres rechtmäßigen Landesherrn, und bildeten eine Art Freistatt; die westphälischen Besitzungen waren noch immer in den Händen der Holländer und Spanier, welche, unter dem Vorwande des Schutzes, sich darin herumtummelten und ungeheure Kontributionen erpreßten.

Der gefährlichste Feind für das ganze Land stand dicht an den Stufen des churfürstlichen Thrones; der Graf Schwarzenberg, der bisherige allein herschende Minister, der nicht nur die höchsten Würden begleitete, son-

dern die brandenburgischen Truppen dem Kaiser hatte schwören lassen und alle Kommandanten, den von Küstrin ausgenommen,*) in seinem Solde hatte Die politische Existenz dieses Verräthers mußte vernichtet werden, ehe sich eine gegründete Hofnung für die Wiederherstellung des zerrütteten Staates fassen ließ; aber Klugheit rieth dem jungen Churfürsten, nicht mit Gewalt zu Werke zu gehen. Er bestätigte ihn daher zwar in allen seinen Würden, zog aber nach und nach verdienstvolle und geprüfte Männer in seinen Dienst, und entfernte einen Günstling Schwarzenbergs nach dem andern, um seinen Einfluß immer mehr zu schwächen. Schwarzenberg überlebte seinen Sturz indessen nicht; ein hitziges Fieber endete (am 4ten Mai 1641) seine unrühmliche Laufbahn zu Spandau, wohin er einige Tage vorher zur Verhaftung gebracht wurde, um ihn über seine bisher geführte Staatsverwaltung zur Verantwortung zu ziehen. Der Churfürst übertrug sogleich dem Markgraf Ernst, einzigem Sohn des geächteten Herzogs Johann George von Jägerndorf, die Statthalterschaft über Brandenburg, versicherte sich durch Gefangennehmung

---

*) Der Name dieses edlen Patrioten war Kurad von Burgsdorf, der einzige, der, trotz aller Befehle, Drohungen und Verfolgungen des verrätherischen Ministers, freimüthig erklärte: „Ich habe nur einem Herrn, dem Churfürsten, Treue geschworen, diesem will ich sie halten, selbst mit Gefahr meines Lebens!!“ — Seine Treue blieb nicht unbelohnt; er wurde, nach Schwarzenbergs Tode, zum Oberbefehlshaber der sämtlichen brandenburgischen Festungen ernannt.

der widerspenstigen Kommandanten zu Spandau *), Pelz und Berlin, die samt der Besatzung dem Kaiser geschworen hatten, und sich weigerten, ohne kaiserliche Genehmigung dem Churfürsten den Eid zu leisten, und zog, aller Protestationen des Kaisers ungeachtet, die hinterlassenen, durch Ungerechtigkeit erworbenen, Güter des Grafen ein **). Durch Muth, Klugheit und fortgesetzte Unterhandlungen erhielt er endlich auch (am 8ten Oktober 1641) in eigener Person vom Könige von Polen die Belehnung über Preußen, ob er sich gleich noch härteren Bedingungen unterwerfen mußte, als sein Vater ***).

---

*) Der Kommandant von Spandau, Moriz von Rochow drohte sogar, im Fall man diese Forderung durchsetzen wollte, die ganze Stadt in die Luft zu sprengen; allein er wurde glücklich gefangen genommen und enthauptet.

**) Sein Sohn, aufgebracht über dieses kurfürstliche Verfahren und die verweigerte Bestätigung der sonnenburgischen Herrenmeisterstelle, verließ die brandenburgischen Dienste, ging nach Wien, und wurde vom Kaiser nicht allein sehr ansehnlich beschenkt, sondern auch zum Präsidenten des kaiserlichen hofraths, zum Ritter des goldenen Vließes gemacht, und zuletzt sogar in den Reichsfürstenstand erhoben.

***) Die vorzüglichsten derselben waren folgende: ausser den Lutheranern solle keine, von der römischen Kirche abweichende, Konfession im Herzogthum geduldet werden; die Kommandanten der Häfen zu Pillau und Memel, die nur aus dem preußischen Adel genommen werden können, huldigen dem Könige und Churfürsten; aus den Seezöllen zahlt

Sein Hauptaugenmerk richtete Friedrich Wilhelm nun darauf, in seinen Staaten die innere Ruhe wieder herzustellen. Er schloß deshalb, obgleich der Kaiser alles versuchte, ihn theils durch Drohungen, theils durch glänzende Versprechungen in seinem Bündnisse zu behalten, mit den Schweden (am 14ten Juli 1641) einen Waffenstillstand auf zwei Jahre. Die Schweden räumten alle brandenburgische Oerter, Driesen, Landsberg, Krossen, Frankfurt und Gardeleben ausgenommen, über welche jedoch die bürgerliche Einrichtung dem Churfürsten ebenfalls verblieb, wogegen dieser sich verbindlich machte, für die Verpflegung der schwedischen Truppen zu sorgen, und ihren Feinden den Durchzug durch seine Länder zu verweigern. Ungeachtet dieses Waffenstillstandes, welcher nach zwei Jahren (1643) wieder erneuert wurde, hatte die Mark doch noch einige Jahre hindurch mancherlei Drangsale zu erdulden, bis endlich wiederholte Unglücksfälle den Kaiser zum Frieden geneigter machten. Die Unterhandlungen nahmen in den beiden westphälischen Städten Münster und Osnabrück ihren Anfang, und unser Churfürst ernannte einen Graf von

---

der Churfürst dem Könige jährlich 160,000, an den königlichen Schatz jährlich 30,000 Gulden, und diese Summe doppelt, wenn auf den polnischen Reichstagen neue Abgaben bewilligt werden; jedem Preußen wird erlaubt, bei Rechtssachen an den König von Polen zu appelliren; als Herzog von Preußen darf der Churfürst, ohne Bewilligung des Königs, gegen keinen Feind des polnischen Reichs Partheilosigkeit beobachten, und keine Schlösser an auswärtige Fürsten verkaufen oder versetzen.

Wittgenstein zum Präsidenten des sämtlichen Gesandtschafts-Personale, welcher sich, nach Erforderniß der Umstände, wechselsweise in beiden Städten aufhalten sollte. Zwar gab sich Brandenburg alle Mühe, den Besitz von ganz Pommern zu erhalten; aber die Schweden bestanden, zur Entschädigung für ihre ungeheuren Kriegskosten, auf eben dieser Forderung. Nach einem zweijährigen Streite darüber wurde endlich, durch Frankreichs Vermittelung, die Sache dahin entschieden, daß Schweden ganz Vorpommern, die Insel Rügen und Wollin, einige Städte von Hinterpommern und einigen Antheil an den Hinterpommerschen Zöllen bekam, Brandenburg hingegen zur Schadloshaltung die Bisthümer Halberstadt in Niedersachsen, Minden in Westphalen und Kamin in Pommern als weltliche Fürstenthümer, die Grafschaft Hohenstein und das Erzbisthum Magdeburg als ein weltliches Herzogthum erhielt. Das letztere sollte jedoch der jetzige Administrator, Herzog August von Sachsen, bis an seinen Tod behalten. Alles dies wurde auf dem westphälischen Frieden, der den 24sten Oktober 1648 geschlossen wurde, bestätigt. Auch wurde der passauische Vergleich von 1552 und der Religionsfriede von 1555 aufs neue bestätigt, und den Protestanten die seit 1624 besessenen Kirchengüter zugesichert. Aber es verflossen noch einige Jahre, ehe alle Artikel dieses Friedens vollzogen wurden; denn die Schweden, welche noch verschiedene deutsche Provinzen und besonders die an Brandenburg gefallenen besetzt hielten, zogen nicht eher ab, als bis sie fünf Millionen baares Geld erhielten, wovon Brandenburg auf seinen Antheil allein 141,670 Rthlr. bezahlen mußte.

Im Jahre 1647 hatte Friedrich Wilhelm mit dem Pfalzgraf von Neuburg, Wolfgang Wilhelm, einen Vergleich geschlossen, vermöge dessen der Churfürst Kleve, Mark und Ravensberg, der Pfalzgraf aber Jülich, Bergen und Ravenstein erhielt, und den Protestanten völlige Religionsfreiheit zugesichert wurde. Allein die Bedrückungen aller Art, welche sich der Pfalzgraf in Jülich und Bergen gegen die Protestanten erlaubte, gaben bald darauf Anlaß zu neuen Zwistigkeiten. Da alle gütliche Vorstellungen vergeblich waren, so ließ der Churfürst seine Truppen, unter Anführung des General von Sparr *), ins Herzogthum Bergen einrücken, mehrere Oerter besetzen und Kriegssteuern ausschreiben. Bei Angerott wurde endlich zwischen beiden Fürsten eine persönliche Zusammenkunft gehalten, aber eben so schnell wieder abgebrochen, als der Pfalzgraf die Nachricht erhielt, daß der Herzog Karl von Lothringen mit 10,000 Mann zu seiner Hülfe herbeieile. Jedoch brachen die Feindseligkeiten nicht aus, und es kam durch kaiserliche Vermittelung vorläufig zu einem Vertrage, bis endlich (1666) zu Kleve der völlige Vergleich zu

---

*) Otto von Sparr war ein Brandenburger, wurde vom Grafen Schwarzenberg verdrängt und zeichnete sich als General in kaiserlichen Diensten vortheilhaft aus. Er gehörte zu denen, welche Friedrich Wilhelm zurückrief, um ihnen Genugthuung, seinem Lande Nutzen zu verschaffen und Schwarzenberg seine Ungnade fühlen zu lassen. Sparr verdiente und rechtfertigte diese gute Meinung durch die redlichen Dienste, die er als Feldherr und Staatsmann seinem Vaterlande leistete.

Stande kam. Brandenburg erhielt das Herzogthum Kleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg, der Pfalzgraf die Herzogthümer Jülich und Bergen, und die Herrschaften Winnethal und Breskesand. Die Herrschaft Ravenstein, über welche ein von beiden Seiten gewählter Schiedsrichter entscheiden sollte, überließ der Churfürst dem Pfalzgrafen (1671) gegen 50,000 Rthlr., und gegen den Besitz der Grafschaft Mörs, weil sie ein Lehn von Kleve war. Sie fiel aber erst 1702 an Brandenburg, weil der Erbstatthalter sich ihrer bemächtigt hatte, dem sie der Churfürst nicht gewaltsam entreißen wollte.

Während Friedrich Wilhelm nach hergestelltem Frieden alles aufbot, seinem verödeten Lande wieder aufzuhelfen und den Wohlstand desselben zu befördern, ereignete sich in Schweden eine Begebenheit, welche Brandenburg bald in einen neuen Krieg verwickelte. Die Königin Christine, Tochter des großen Gustav Adolph, legte (1654) aus Neigung für die Wissenschaften die Regierung nieder und übergab dieselbe ihrem nächsten Vetter, dem Pfalzgraf von Zweibrücken, Karl Gustav, einem muthvollen und kriegerischen Prinzen. Dieser Thronbesteigung widersetzte sich Johann Kasimir, König von Polen, welcher ein näheres Recht auf die schwedische Krone zu haben glaubte. Karl Gustav, von der Wichtigkeit des Beistandes des Churfürsten von Brandenburg überzeugt, trug ihm ein Bündniß an und verlangte die Einräumung der preußischen Häfen Pillau und Memel. Aber Friedrich Wilhelm, nicht geneigt, sich von einer fremden Macht abhängig zu machen, lehnte diesen Antrag von sich ab, ließ, da eine Vermittelung, eine Aussöhnung zwischen Schwe-

den und Polen zu Stande zu bringen, vereitelt wurde, 8000 Mann nach Preußen marschieren, setzte die Festungen in Vertheidigungsstand, vermehrte sein Heer bis auf 26,000 Mann, und schloß, zur Vertheidigung ihrer beiderseitigen Länder, und besonders zur Sicherung der Schiffahrt und des Handels auf der Ostsee, mit Holland ein Bündniß auf acht Jahre. Als sich aber Karl Gustav in kurzer Zeit groß- und kleinpolens bemächtigte und den Johann Kasimir zur Flucht nach Schlesien zwang, fürchtete Friedrich Wilhelm selbst die Schweden, welche sich den preußischen Gränzen in der Absicht näherten, um hier Winterquartiere zu halten; er schloß deshalb zu Marienburg (den 12ten November 1655) mit den Ständen von Polnisch-Preußen ein Vertheidigungs Bündniß. Dieses Bündniß nahm der König von Schweden als eine Kriegeserklärung auf, eroberte ganz Polnisch-Preußen, drang selbst in das Herzogthum Preußen, schloß den Churfürsten in Königsberg ein und nöthigte ihn zu folgendem Vergleiche (1656): Er mußte aller Lehnsverbindlichkeit gegen Polen entsagen, dagegen Preußen von Schweden als Lehn annehmen, diesen 1000 Mann zu Fuße und 500 zu Pferde, im Fall eines Angriffs, zu Hülfe zu senden, versprechen, ihren Truppen freien Durchzug und ihren Schiffen den Eingang in seine Häfen gestatten, wofür er das Bisthum Ermeland als ein weltliches Fürstenthum und schwedisches Lehn erhielt. Nach Erlöschung der Churlinie Brandenburg sollte Preußen an Schweden fallen. — Unterdessen hatte Kasimir, durch österreichisches Geld unterstützt, ein neues Heer von Polen und Tartaren zusammen gebracht, Warschau erobert, sich hier mit 40,000 Mann in einem festen Lager verschanzt, und drohte unserm Churfürsten schwere Rache.

Dies bewog ihn, zur Sicherheit seiner Länder, sich zu Marienburg noch enger mit Schweden zu verbinden (den 15ten Juni 1656), und mit vereinten Kräften gegen Kasimir vorzurücken. Alle Bemühungen der französischen Gesandten, eine Aussöhnung zu bewirken, waren fruchtlos. Die Polen trotzten auf ihre Macht und verwarfen alle Vorschläge. Am 18ten Juli 1656 begann daher jene merkwürdige Schlacht bei Warschau, welche 3 Tage dauerte, und die völlige Niederlage der Polen zur Folge hatte. Zwar waren die Sieger, deren Heer nur 30,000 Mann stark war, zu ermüdet und durch das lange Blutbad zu abgespannt, um die Fliehenden zu verfolgen, und ihren Vortheil ganz benuzzen zu können; doch waren die Früchte desselben groß genug. Die überwundenen zählten 4000, nach andern 6000 Todte, verloren, 150 Kanonen, das ganze Lager, die Bagage, die Kriegeskasse, auch wurde Warschau erobert. Die Brandenburger zählten nur 600 Todte. Unterdeß fuhren die Polen fort, Preußen zu beunruhigen und fielen selbst in der Neumark und in Pommern ein, wo sie große Verwüstungen anrichteten, bis sie von dem tapfern General Derflinger *) wieder vertrie-

---

*) Dieser große und merkwürdige General, der sich blos durch seine Tapferkeit und seine militairischen Talente bis zum Feldmarschall hinauf schwang, war in Oberösterreich von niedrigen Eltern gebohren, und zum Schneiderhandwerk bestimmt, das er auch bereits erlernt haben soll. In seinem 16ten Jahre ging er unter die Soldaten und wurde bei den Sachsen gemeiner Reiter. Nachdem er bis zum Offizier avançirt, trat er in schwedische Dienste, und zeich-

ben wurden. Karl Gustav, aus Furcht, der Churfürst möchte durch diese Kriegsdrangsale bewogen werden, den Aufforderungen mehrerer Fürsten zu folgen und seine Parthei verlassen, schloß deshalb zu Liebau in Kurland (den 10ten Oktober 1656) einen neuen Vergleich mit ihm, in welchem er der Lehnsherrschaft über Preußen und Ermeland entsagte, ihn für einen souverainen Herzog anerkannte, und nur bei Erlöschung der männlich brandenburgischen Churlinie die Erbfolge sich vorbehielt.

Unterdeß gewann der polnische Krieg plötzlich eine andere Wendung, als außer Rußland, welches schon vorher in Liefland eingerückt war, auch Kaiser Ferdinand III. den Polen 16000 Mann zu Hülfe schickte, Holland sich zur See rüstete, und der König von Dännemark in das Herzogthum Bremen einfiel und es in kurzer Zeit eroberte. Karl Gustav verließ sogleich Polen, um gegen die Dänen zu Felde zu ziehen, und setzte dadurch unsern Churfürst in die mißlichste Lage, aus der er sich nur durch einen Frieden mit Polen her-

---

nete sich unter Gustav Adolph aus, der ihn zum Obrist-Lieutenant ernannte. Unter der Königin Christine wurde er General, und trat, als diese die Regierung niederlegte, in brandenburgische Dienste. Hier that er sich so rühmlich hervor, war bei allen seinen Unternehmungen so tapfer und glücklich, daß er zu immer höhern Bedienungen emporstieg und auf Anregung seines Fürsten vom Kaiser in den Reichsfreiherrnstand emporgehoben wurde. Er starb erst 1695, in einem Alter von 89 Jahren.

auswickeln konnte. Dieser kam auch zu Welau (den 19ten September 1657) unter oesterreichischer Vermittelung zu Stande. Der Churfürst mußte zwar Ermeland wieder zurückgeben, erhielt aber für sich und seine männlichen Nachkommen die Bestätigung der Souverainität über das Herzogthum Preußen, welches jedoch, bei Erlöschung der männlichen Linie des Churhauses, nur als ein polnisches Lehn an die Markgrafen in Franken fallen sollte. Dieser Traktat wurde zu Bromberg (den 6ten November d. J.) beschworen; und da beide Fürsten hier ein völliges Bündniß schlossen, so erhielt Friedrich Wilhelm noch die beiden Herrschaften Lauenburg und Bütow als ein polnisches Lehn und die Stadt Elbingen, die aber erst den Schweden wieder abgenommen werden mußte, als Eigenthum. Jedoch sollte er letztern Ort wieder abtreten, wenn ihm Polen 400,000 Rthlr. zahlte. Diesem Frieden folgte bald ein Bündniß mit Dännemark und Oesterreich gegen Schweden. — Karl Gustavs siegreiches Heer hatte während dieser Zeit die Dänen nicht nur aus Bremen vertrieben, sondern auch Holstein, Schleswig und Jütland erobert, und sie dadurch zum Roschilder Frieden genöthigt, der aber nur 14 Tage dauerte. Jetzt fiel er mit seiner ganzen Macht in Seeland ein und belagerte sogar Koppenhagen. Der Churfürst hielt es für Pflicht, seine Bundesgenossen zu unterstützen, rückte daher, in Verbindung mit österreichischen und polnischen Hülfsvölkern (im September 1658), in Holstein ein, drang bis Jütland vor und setzte den Krieg in Pommern fort (1659), wo er unter andern Demmin nach einer beschwerlichen Belagerung eroberte. Auch in Preußen wich das Glück von den Feinden; die tapfern Brandenburger nahmen ihnen

alle eroberten Oerter wieder ab, und trieben sie sogar aus Kurland. Der glorreiche Sieg, den die alliirten Truppen bei Nyburg in Fünen erkämpften (den 14ten November 1659), machte endlich die Schweden zum Frieden geneigter, und der Tod des unruhigen Karl Gustavs (im Februar 1660), dem sein fünfjähriger Prinz, Karl IX., folgte, hob vollends alle Hindernisse der Versöhnung aus dem Wege, und stimmte die schwedischen Stände zum Frieden, welcher auch den 3ten Mai 1660 im Kloster Oliva bei Danzig unterzeichnet wurde. In demselben wurde der Welauisch-Brombergische Vertrag und die Unabhängigkeit Preußens dem Churfürsten aufs neue bestätigt, und außerdem festgesetzt, daß alle zwischen Brandenburg, Schweden und Polen gemachten Eroberungen herausgegeben werden sollten. Die Stadt Elbing, welche die Schweden sofort räumten, besetzte jedoch der König von Polen und hielt sie unter allerlei nichtigem Vorwand, seinem Versprechen zuwider, dem Churfürsten vor, der auch, da er der Freundschaft Polens noch bedurfte, die Behauptung seines Rechts bis auf einen günstigern Zeitpunkt verschob. — Die Erbhuldigung von Preußen erhielt Friedrich Wilhelm erst am 18ten Oktober 1663, weil die Stände sich anfangs dagegen auflehnten.

Die allgemeine Ruhe in Deutschland wurde zuerst von den Türken gestört, welche in das Gebiet des deutschen Kaisers einfielen und sogar Wien mit einer Belagerung bedrohten. Er berief daher 1663 einen Reichstag zu Regensburg und bewirkte glücklich eine Reichshülfe. Zum Anführer der Reichsarmee wählten die protestantischen Reichsstände Friedrich Wilhelm, der sich durch seine Thaten bei Warschau so großen Ruhm

erworben hatte. Er schlug aber diese Ehre aus, und schickte blos 2000 Mann unter Anführung seines tapfern Generals, Otto von Sparr, dem Kaiser zu Hülfe, welche auch hier neue Beweise ihrer Tapferkeit an den Tag legten. Die gänzliche Niederlage der Türken bei St. Gotthardt nöthigte sie endlich zu einem zwanzigjährigen Frieden.

Ludwig der XIV., König von Frankreich, jener ländersüchtige Monarch, hatte, wegen eines vorgeblichen Rechts seiner Gemalin, die spanischen Niederlande an sich zu reißen gesucht, war aber durch das dreifache Bündniß zwischen England, Schweden und Holland *) zu dem achner Frieden (1668) gezwungen worden, und mußte sich mit einem Theile derselben begnügen. Aus Ehrgeiz und Rachsucht beschloß er sich zuerst an den Holländern zu rächen, wußte Englands wollüstigen König, Karl II., durch französische Buhldirnen und Schweden durch seine Goldstücke auf seine Seite zu ziehen. Der Churfürst von Kölln und der Bischof von Münster traten diesem Bündnisse ebenfalls bei; aber Friedrich Wilhelm, dem man, außer den Hülfsgeldern, noch die Provinzen Geldern und Zütphen versprach, schlug alle Aufforderungen dazu aus, und warnte vielmehr die Holländer vor der ihnen bevorstehenden Gefahr. Im Jahre 1672 brach das Kriegsfeuer aus. Englands Flotten fingen sogleich die Feindseligkeiten an, Frankreichs Feldherr, Türenne, fiel in die Niderlande ein, eroberte Arnheim, Utrecht, und mehrere andere Oerter, belagerte Niemwegen, und Holland schien seinem Untergange nahe. Aber Friedrich

*) Bekannt unter dem Namen der Triple-Allianz.

Wilhelm nahm sich des bedrängten Landes an, schloß mit demselben ein Bündniß, worin er 20,000 Mann Hülfstruppen versprach, und gewann auch Oesterreich, Dännemark, Braunschweig und Hessenkassel für die Sache der Holländer. Im August 1672 vereinigte er seine Armee zu Halberstadt mit der 10,000 Mann starken kaiserlichen, welche der General Montecuculi anführte und wollte den Franzosen durch Westphalen entgegen rücken. Allein Montecuculi, der den geheimen Befehl hatte, nichts Ernstliches zu unternehmen, bestand darauf, über den Rhein zu gehen, um den Franzosen die Zufuhr abzuschneiden, und sie dadurch zu nöthigen, Holland zu verlassen. Die Churfürsten von Mainz, Trier und Pfalz verweigerten aber den Uebergang, und so hatte dieser ganze Feldzug keinen weitern Nutzen, als daß die Franzosen ein ansehnliches Heer von den Holländern weg, gegen den Churfürsten hatten senden müssen. Das folgende Jahr, wo Bournonville, statt Montecuculi, den Befehl erhielt, war für die Alliirten nicht glücklicher. Der schlaue Türenne war auf keine Art zu einer Schlacht zu bringen, und Mangel an Lebensmitteln nöthigte den Churfürsten, von den Franzosen verfolgt, sich bis über die Weser zurückzuziehen und seine westphälischen Länder den Feinden zur Plünderung zu überlassen. Seine Verlegenheit wurde noch größer, da die Oesterreicher sich von ihm trennten und nach Franken zogen, und die versprochenen holländischen Hülfsgelder, welche schon fünf Monate lang ausgeblieben waren, von den vereinigten Provinzen jetzt einstimmig für die Folge verweigert wurden. Nichts blieb ihm nun zur Rettung seiner Länder übrig, als um Frieden zu unterhandeln, der auch zu Vossem, einem Dorfe in Brabant, unweit Löwen, (den 6ten

Juni 1673) zu Stande kam. Frankreich räumte die westphälischen Länder und zahlte dem Churfürsten eine Entschädigung von 200,000 Rthlr., wogegen dieser dem Bündniß mit Holland entsagte und Frankreichs Feinden weder mittelbar noch unmittelbar beizustehen versprach, sich jedoch vorbehielt, dem deutschen Reiche, im Fall eines Angriffs, Hülfe zu leisten.

Der Krieg zwischen Frankreich und Holland dauerte indeß noch immer fort, obgleich England mit Holland Frieden gemacht und Spanien Frankreich den Krieg erklärt hatte. Die deutschen Länder am Rhein empfanden den Zorn Ludwigs am meisten, und vorzüglich fürchterlich waren die Verwüstungen der Franzosen in der Pfalz. Es wurde daher ein allgemeiner Reichskrieg beschlossen, zu dem auch Friedrich Wilhelm, nachdem er vorher mit dem Kaiser, den Holländern und Spaniern ein Bündniß geschlossen und von beiden letztern Mächten das Versprechen erhalten hatte, ihm für einen Theil seiner Armee Hülfsgelder zu zahlen, 16,000 Mann Hülfstruppen führte. Im August 1674 ging er mit diesen nach der Pfalz, setzte über den Rheinstrom, brach in Elsaß ein, vereinigte sich hier mit der Reichsarmee und hatte nun 50,000 Mann unter seinem Befehl. So dringend der Churfürst auch zu einer Schlacht rieth, so wußte ihm doch der kaiserliche General Bournonville immer neue Bedenklichkeiten entgegen zu stellen, und gab dadurch dem Türenne Zeit, sich zurückzuziehen und zu verstärken. Die Folge davon war die Niederlage Bournonvilles bei Mühlhausen im Sundgau, wodurch der ganze Elsaß verloren ging.

Unterdeß waren die Schweden, auf Frankreichs Anstiften, unter Anführung des General Wrangel

(im Dezember 1674), mit 16,000 Schweden in Pommern und in die Neumark eingefallen. Die Räubereien und Grausamkeiten dieser Nation waren grenzenlos; sie zerstörten Aecker und Kirchen, beraubten die Gräber, erschossen das Vieh, das sie nicht fortbringen konnten, gruben die Hausväter bis an den Hals in die Erde ein, und ließen sie so lange schmachten, bis sie ihre Habseligkeiten, welche sie vor ihnen versteckt hatten, anzeigten. Ueber 7000 Brandenburger wurden dadurch an den Bettelstab gebracht, und genöthigt, aus ihrem beklagenswerthen Vaterlande nach Polen zu flüchten. Mehrere Dorfschaften suchten zwar Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, theilten sich in Kompagnien ein, und bewaffneten sich, so gut sie konnten; aber sie richteten freilich sehr wenig aus, und vermehrten dadurch nur das allgemeine Elend *).

Friedrich Wilhelm, der eben seine Truppen aus dem unglücklichen französischen Feldzuge nach Franken in die Winterquartiere verlegt hatte, erfuhr kaum die schreckliche Lage seines Landes, als er auch sogleich alle Anstalten zur Befreiung desselben traf. Er machte seine Armee vollzählig, bewarb sich um auswärtige Hülfe, reisete selbst nach dem Haag, und sicherte seine west-

---

*) Ihre Fahnen hatten die Aufschrift:

Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Churfürsten mit Leib und Blut.

Ein Patriotismus, der stets ehrwürdig bleiben muß, und bis auf die spätesten Nachkommen anfbewahrt zu werden verdient.

phälischen Länder. Gegen das Ende des Monats Mai, im Jahre 1675, brach er aus seinen Winterquartieren auf, und langte schon den 11ten Juni in Magdeburg an, ohne daß die Schweden, welche in Brandenburg, Havelberg und Rathenau zerstreut lagen, nur das Geringste von seiner Ankunft ahneten. Um diese auch geheim zu halten, ließ er sogleich die magdeburgischen Thore verschließen und zog im Stillen, am Abend des folgenden Tages, mit 5600 Mann Reuterei und zehn dreipfündigen Kanonen über die Elbe; 1000 Mann Fußvolk folgten auf 146 Wagen, auf deren jedem ein Kahn lag, nach. Am 14ten Juni in der Nacht kam er vor Rathenau an, wo eine schwedische Besatzung lag, deren Offiziere ein brandenburgischer Edelmann, von Briest, welcher um die Ankunft des Churfürsten wußte, durch einen reichlichen Schmaus in tiefen Schlummer versenkt hatte. Am folgenden Morgen verkleidete sich der brave General Derflinger mit einen Trupp Dragoner in Schweden, sprengte in der Morgendämmerung ans Stadtthor, gab vor, er werde von den Bauern verfolgt, und wurde eingelassen. Die Brandenburger drangen zu gleicher Zeit von allen Seiten in die Stadt ein, und die Besatzung wurde theils niedergehauen, theils gefangen genommen. Ohne die Ankunft seiner Infanterie abzuwarten, brach der Churfürst sogleich mit seiner ganzen Reuterei am 16ten Juni auf, um die Vereinigung zweier schwedischen Heere, die bei Brandenburg und Havelberg standen, zu verhindern. Dies gelang ihm jedoch nicht, und die Schweden hatten bei Fehrbellin ihre ganze Macht zusammengezogen. Ihren Rücken deckte der Rhinfluß und ihren linken Flügel ein Morast.

Der Prinz von Hessen-Homburg, der den Vordertrupp des Churfürsten führte, erhielt am 18ten Juni den Befehl, den Feind zu beobachten und aufzuhalten, sich durchaus aber in kein Gefecht einzulassen. Jugendliche Hitze und die Begierde sich auszuzeichnen, machten ihn jedoch diesen Befehl übertreten. Er stieß auf die schwedischen Vorposten, griff sie an, und warf sie auf ihre Hauptarmee zurück. Aber jetzt rückte diese aus ihrem Lager und würde ihn zernichtet haben, wenn der Churfürst es nicht noch zu rechter Zeit bemerkt hätte und ihm zu Hülfe herbeigeeilt wäre. Zum Glück hatte er schon vorher auf einem Sandhügel eine Batterie errichtet, vor der er ununterbrochen und mit dem besten Erfolg auf den Feind feuerte. Er selbst stellte sich an die Spitze seines linken Flügels, führte ihn unerschrocken, Morgens 8 Uhr, unter einem fürchterlichen Kugelregen gegen den Feind, warf den rechten Flügel desselben zurück und brachte bald seine ganze Macht zum Weichen. Er selbst gerieth während dieser Schlacht mehr als einmal in Todesgefahr, und nur die Treue seines Stallmeisters, Emanuel von Froben, der ihn nie aus den Augen ließ und an seiner Seite durch eine Kugel zerschmettert wurde, rettete ihm das Leben *).

---

*) Nicht hinlänglich begründet und von einem glaubwürdigen Augenzeugen widersprochen, ist folgende Erzählung. Der Churfürst habe einen Schimmel geritten, auf welchem die Schweden alle ihre Schüsse gerichtet hätten. Froben habe dies bemerkt und ihn gebeten, sein Pferd mit einem weniger in die Augen fallenden zu vertauschen; nur erst bei dem Vorgeben, daß das Pferd scheu sei u. s. w., habe

Dieser wichtige und entscheidende Sieg, der mit 5600 abgematteten brandenburgischen Reutern gegen 11,000 furchtbar gewordene Schweden erfochten wurde, krönte den Kriegsruhm Friedrich Wilhelms und seiner Soldaten, und wird in der vaterländischen Geschichte unvergeßlich glänzen. Denn er allein war es, der den Grundstein zu der Größe und Macht legte, welche der brandenburgische Staat in der Folge erreichte. — Die Schweden, welche fast alles Geschütz, alles Gepäcke und gegen 4000 Mann verloren hatten, mußten innerhalb 7 Tagen alle brandenburgischen Staaten, welche sie 7 Monate hindurch ausgesaugt hatten, räumen und flohen in größter Verwirrung ins Meklenburgische. Der Kaiser ließ ein Dankfest für diesen Sieg halten, that die Schweden in die Reichsacht, und trug die Führung des Reichskrieges dem westphälischen, ober- und niedersächsischen Kreise auf. Dännemark und Holland rüsteten sich gleichfalls gegen sie zur See. Von dänischen und kaiserlichen Truppen unterstützt, eroberte Friedrich Wilhelm daher noch in diesem Jahre die Stadt Wolgast und die Insel Wollin; im folgenden Anklam und Demmin, und 1677, nach einer siebenmonatlichen Belagerung, die Festung Stettin.

Sein außerordentliches Glück erweckte jedoch den Neid des kaiserlichen Hofes, welcher schon befürchtete,

---

sich der Churfürst bewegen lassen, das seinige mit dem seines treuen Dieners zu wechseln. Kaum aber habe Froben den Schimmel bestiegen, als er auch schon, von einer feindlichen Kugel getroffen, niedergestreckt worden sei.

daß an der Ostsee ein neuer König der Wenden entstehen möchte. Der Churfürst von Sachsen suchte sich den Beschwerden des Krieges zu entziehen; Spanien und Holland schloß zu Niemwegen mit Frankreich einen Separat-Frieden (1678). Friedrich Wilhelm wollte dem Frieden betreten; da er aber alle Eroberungen herausgeben und Schweden wegen der Kriegskosten entschädigen sollte, so schloß er mit Dännemark und Münster neue Bündnisse, setzte den Krieg standhaft fort, nahm die Insel Rügen wieder ein, welche die Dänen verloren hatten, bemächtigte sich dann der Festung Stralsund, welche der mächtige Wallenstein im dreißigjährigen Kriege mit 100,000 Mann vergeblich belagert hatte, nach einem zweitägigen Bombardement und vollendete durch die Einnahme von Greifswalde die Eroberung von ganz Schwedisch-Pommern (1678).

Um den Winter hindurch auf seinen erkämpften Lorbeern von den Beschwerden und Anstrengungen des Krieges auszuruhen, begab sich Friedrich Wilhelm nach Berlin. Allein die Nachricht, daß 16,000 Schweden, unter Anführung des General Horn, von Liefland aus in Preußen eingefallen und schon bis Insterburg vorgedrungen seien, entriß ihn plötzlich der Ruhe. Ungeachtet seiner Kränklichkeit, einer Folge seiner Anstrengungen im vorigen Feldzuge, ungeachtet der grimmigsten Kälte, brach der Churfürst dennoch den 30sten Dezember, in Begleitung seiner Gemalin und des Churprinzen, mit 9000 seiner tapfersten Krieger auf, und befand sich schon am 10ten Januar 1679, nachdem er in 12 Tagen einen Marsch von beinahe hundert Meilen zurückgelegt hatte, in Marienwerder. Die Schwe-

den, bestürzt über diese unerwartete Nachricht, warteten indeß seine Ankunft nicht ab, sondern zogen sich eiligst zurück. Die Generale Görzke und Treffenfeld erhielten Befehl, den Fliehenden mit der Kavallerie nachzusetzen und sie bei Tilsit aufzuhalten. Friedrich Wilhelm selbst setzte sich mit dem Fußvolke auf Schlitten, fuhr über das zugefrorne frische und kurische Haf, erreichte einen Theil beim Dorfe Splitter, eine halbe Meile von Tilsit, und schlug sie. Frost, Hunger, Seuchen, Bauern mit Sensen und Dreschflegeln stürmten jetzt vereinigt auf die Schweden ein, und Horn brachte von seinen 16,000 Mann nicht mehr als 2,500 nach Riga zurück. — Diese erstaunenswürdige Unternehmung erhöhte zwar den Kriegsruhm unsers Churfürsten bis auf den höchsten Gipfel der Bewunderung, erregte aber auch zugleich bei seinen Bundesgenossen Neid und Mißgunst. Sie schlossen daher mit Frankreich (im Februar 1679) zu Nimwegen einen einseitigen Frieden, ohne auf Brandenburg und Dännemark einige Rücksicht zu nehmen. Ludwig XIV., der jetzt freies Spiel hatte, befahl nun im stolzen Tone dem Churfürsten, sogleich mit Schweden Friede zu schließen und alle Eroberungen herauszugeben. Dieser hatte zwar anfangs Muth genug, sich dieser entehrenden Forderung zu widersetzen; als aber 30,000 Franzosen in Kleve einrückten, sah er sich gezwungen, den 29sten Juni 1679 zu St. Germain Friede zu schließen. Friedrich Wilhelm mußte alle seine Eroberungen an Schweden zurückgeben, erhielt aber dafür die wenigen Oerter, und die Zölle allein, welche Schweden in Hinterpommern nach dem westphälischen Frieden besaß, Dam und Golno ausgenommen, wofür er 50,000 Thlr. erhielt. Außerdem bekam er noch von Ludwig XIV. 300,000

Kronenthaler (zu 1½ Thlr.) Entschädigungsgelder, sah den schwedischen Antheil an den hinterpommerschen Zöllen aufgehoben, und wurde von allen Forderungen der Holländer und besonders von der sogenannten Hufisertischen Schuld befreit *). — Bald nachher schloß auch Dännemark zu Fontainebleau mit Schweden einen Frieden, und mußte gleichfalls alle in diesem Kriege gemachte Eroberungen zurückgeben.

Der neue Tartarchan, Murad Gerai, bis zu dessen Gebiet die Thaten des großen Churfürsten gedrungen waren, ermangelte nicht, ihm seine Thronbesteigung bekannt zu machen, zu seinen Siegen Glück zu wünschen und um seine Freundschaft zu bitten. Assem Aga hieß das Haupt dieser feierlichen, obgleich abentheuerlichen Gesandschaft. Seinem Dollmetscher fehlten beide Ohren und statt der wahren Nase, trug er eine hölzerne. Durch Rauben und Stehlen suchte diese Gesandschaft sich ihren Unterhalt zu verschaffen, und wurde deshalb von den neumärkischen Bauern, welche die Sturmglocke gegen die ungebetenen Gäste zogen, mit Knippeln ihrem Ziele zu gejagt, worüber sich Assem, als eine Verletzung des Völkerrechts, bei dem Churfürsten zwar beklagte, zugleich aber auch menschenfreundlich genug um das Leben desselben bat. Sie ging halb nackend, war nur mit einigen elenden Lumpen bedeckt, und mußte

---

*) „Möchte doch“ rief Friedrich Wilhelm, bei Unterzeichnung dieses Friedens, im Gefühle des tiefsten Unwillens aus, „möchte doch einst Einer meiner Nachkommen als Rächer auftreten!!!“

in Berlin erst gekleidet werden, ehe sie, ohne Verletzung aller Sittlichkeit, am Hofe erscheinen konnte. Das Geschenk war — ein mageres, abgezehrtes Pferd; die Gegengeschenke bestanden in silbernen Gefäßen und prächtigen Kleidern.

Von Spanien hatte Friedrich Wilhelm noch 1,800,000 Thlr. Hülfsgelder wegen des französischen Krieges zu fordern. Da er diese, aller Vorstellungen ungeachtet, nicht erhalten konnte, so beschloß er, sich selbst Recht zu verschaffen. Er rüstete deshalb zu Pillau sechs Fregatten aus, und besetzte sie mit Kanonen, Soldaten und Matrosen. Im August 1680 lief diese kleine Flotte ganz im geheim von Pillau aus, erreichte unvermerkt die niederländischen Gewässer und eroberte bei Ostende ein spanisches Schiff von 60 Kanonen, welches freilich keine Feindseligkeiten vermuthen mochte, dessen Ladung in brabanter Spitzen und Leinwand bestand, welche in der Folge für 100,000 Rthlr. verkauft wurden. Hierauf wagte sie sich selbst bis nach Amerika, erbeutete zwei spanische Fahrzeuge, segelte dann zurück, hielt sogar ein hartnäckiges Seegefecht aus, und kehrte gegen Ende des Jahres 1681 nach Pillau zurück, ohne jedoch die Forderung des Churfürsten durchgesetzt zu haben. Da indessen die gemachte Beute kaum so viel betrug, als die Ausrüstung, so wurden alle fernere See-Unternehmungen eingestellt.

Ludwig XIV. setzte 1680 an vier besondern Orten Gerichtshöfe nieder, welche man Reunions- oder Wiedervereinigungs-Kammern nannte. Sie sollten untersuchen, welche Oerter in den ältesten Zeiten zu dem Elsaß, zu den drei lothringischen Bisthü-

mern, Metz, Toul und Verdün, und zu Burgund gehört hätten. Er bemächtigte sich sogleich alles desjenigen mit Gewalt, was ihm zugesprochen wurde. Die deutschen Fürsten beklagten sich laut über dieses ungerechte Verfahren, und auf einem Reichstage zu Regensburg stimmte man allgemein für den Krieg. Friedrich Wilhelms weise Maasregeln allein verhinderten den Ausbruch desselben. Unter seiner Vermittelung wurde (1684) ein Waffenstillstand auf 20 Jahre mit Frankreich geschlossen; vermöge desselben sollte Ludwig XIV. im Besitze dessen bleiben, was er sich bis zum 1sten August 1681 zugeeignet hatte, aber von jetzt an mit der fernern Einziehung deutscher Länder aufhören.

Sowohl durch das zwischen Holland und Brandenburg neuerdings geschlossene Bündniß (1685), als auch durch die Aufnahme der reformirten Flüchtlinge in seine Staaten, entstanden zwischen beiden Höfen neue Mißhelligkeiten. Friedrich Wilhelm näherte sich deshalb immer mehr dem Hause Oesterreich, und errichtete sogar (1686) ein Schutzbündniß mit dieser Macht, um für seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer: Liegnitz, Brieg, Wolau und Jägerndorf, schadlos gehalten zu werden *). Denn George Wilhelm, der letzte Herzog dieser Länder, war 1675 ohne Erben

---

*) Es ist oben bereits erzählt worden, daß Joachim II. (1537) mit dem Herzog von Liegnitz, Brieg und Wolau eine Erbverbrüderung schloß, Kraft deren das überlebende Haus Erbe dessen, welches aussterben würde, sein sollte.

gestorben, und der Kaiser Leopold I. hatte sich dieser Länder als Oberlehnsherr von Schlesien angemaßt, und sie in österreichische Erb-Fürstenthümer verwandelt. Der Churfürst ließ nicht nach, jene Fürstenthümer zurückzufordern, bis ihm endlich der Kaiser, gegen Entsagung jener schlesischen Fürstenthümer, den schwibusser Kreis, einen kleinen, unbedeutenden Strich Landes an der brandenburgischen Gränze, abtrat. Doch auch selbst hierbei verfuhr das Haus Oesterreich sehr unredlich, indem es durch seinen Gesandten, den Baron Freitag, den Churprinz schändlich betrog, indem jener diesen durch allerlei Intriguen dahin überredete, daß er einen schriftlichen Revers ausstellte, worin er sich verbindlich machte, bei dem Antritte seiner Regierung den schwiebusser Kreis gegen 100,000 Thlr. wieder zurückzugeben. Der Churfürst schickte nun dem Kaiser, unter Anführung des General von Schöning, 8000 Mann wider die Türken zu Hülfe (1686), welche sich bei der Belagerung der Stadt Ofen vorzüglich auszeichneten und diese Festung durch Sturm erobern halfen. Dennoch versagte der Kaiser nach geendigtem Feldzuge diesen braven Truppen die Winterquartiere in Schlesien, und sie mußten im späten Herbst wieder in ihr Vaterland zurückkehren. Schöning erhielt von ihm einen mit Diamanten besetzten Degen, 12,000 Thlr. an Werth.

Die letzte auswärtige Angelegenheit, an der Friedrich Wilhelm Antheil nahm, betraf die Bedrückungen, welchen die Protestanten in England, unter der Regierung Jakobs II., unterworfen waren. Als Jakobs zweite Gemahlin einen Sohn gebahr, so hatte die katholische Parthei in England die Absicht, den Prinz

Wilhelm III. von Oranien von der englischen Thronfolge auszuschließen. Die protestantisch-Gesinnten hingegen munterten diesen auf, eine Landung zu unternehmen und seinen Schwiegervater, Jakob II., vom Thron zu stoßen. Friedrich Wilhelm, dessen Rath er sich hierbei erbat, gerührt von dem traurigen Zustande der englischen Protestanten, billigte nicht nur dieses Unternehmen, sondern versprach ihm auch sogar seine Unterstützung. Er erlebte aber weder die Ausführung dieses Plans, noch den Ausbruch des bevorstehenden Krieges mit Frankreich.

Wir wenden uns nunmehr, nachdem wir Friedrich Wilhelm als Krieger und Staatsmann kennen gelernt haben, zu seinen Verdiensten um den innern Wohlstand des Landes, um zu zeigen, wie er auch hier den Namen des Großen verdiente.

Zu Anfange des Jahres 1643 kam Friedrich Wilhelm zum erstenmal als Churfürst in die Mark und fand sie in einem noch traurigern Zustande, als er selbst geglaubt hatte. Sein Hauptaugenmerk richtete er sogleich auf Ackerbau und Viehzucht. Er sandte deshalb einsichtsvolle Männer als Kommissarien durch alle Provinzen, ließ durch sie den Zustand der Dörfer und Felder untersuchen, jedem Fremdling und allen, die Lust zu arbeiten hatten, Wohnungen und Aecker anweisen, und suchte überhaupt durch Freiheiten und Begünstigungen, die Wüsteneien wieder zu bevölkern. Die Oldenländer, aus dem Herzogthum Bremen, setzten sich in der Altmark fest, und sicherten durch künstliche Dämme die ihnen angewiesenen Ländereien vor den Ausbrüchen der Elbe. Auf diese Art entstand die

fruchtbare Wische in der Altmark, ein Stück Land von 8 Meilen im Umfange. Auch Holländer machten von dem Anerbieten des Churfürsten Gebrauch, kamen aus den vereinigten Niederlanden, dem Lüttichschen und Klevischen, trieben ansehnliche Viehzucht und verpflanzten holländische Betriebsamkeit und Reinlichkeit auf brandenburgischen Boden. Sie gründeten an den Ufern der Havel das noch jetzt blühende Neu-Holland, Hohenkreuzbruch und andere Ortschaften, bebauten die Niederungen an der Oder, Warthe und Netze in der Neumark. Sogar einige Schweizer ließen sich in Brandenburg nieder, und beschäftigten sich hier mit Ackerbau und Viehzucht. — Für die Aufnahme des Gartenbaues war Friedrich Wilhelm nicht weniger besorgt. Er ließ nicht nur Blumen-, Obst- und Küchengärten anlegen, geschickte Gärtner und ausländische Sämereien aus entfernten Gegenden kommen und in den vaterländischen Boden verpflanzen, sondern er widmete sich auch selbst in seinen Erholungsstunden diesem Geschäfte, befahl seinen Unterthanen, hinter ihren Häusern Gärten anzulegen, und ließ an den Landstraßen Alleen pflanzen. Kein Landmann durfte sich verheirathen, wenn er nicht wenigstens vorher sechs Obstbäume gepfropft und eben so viele junge Eichen angepflanzt hatte. — Die Domainengüter wurden sonst durch Amtsschreiber bewirthschaftet, und die gewonnenen Produkte theils zur Oekonomie des Landesherrn, theils zur Bezahlung der Staatsdiener abgeliefert. An Gewinn war nicht zu denken; ja, es mußte nicht selten noch etwas hinzugekauft werden. Friedrich Wilhelm änderte dies dadurch ab, indem er seine Räthe und Diener größtentheils auf ein bestimmtes Jahrgehalt setzte, und eine eigene Kommission ernannte, welche die Domainen unter

suchen und Pachtkontrakte entwerfen mußte, nach welchen er diese Aemter verpachtete. Die vortheilhaften Folgen dieser weisen Einrichtung zeigten sich bald, da der Pächter, je mehr Sorgfalt er auf seine Ländereien verwendete, desto mehr Vortheil davon genoß. Wüsteneien wurden in fruchtbare Kornfelder, Sümpfe in lachende Wiesen umgeschaffen, eingeäscherte Häuser wieder aufgebaut, Dörfer, Flecken und Städte bevölkerter, und Fleiß und Wohlstand allgemeiner. — Auch in den Städten bot er Fremdlingen Baustellen an, schenkte ihnen Baumaterialien und bewilligte ihnen sechsjährige Freiheit von allen Bürgerpflichten. Ein altes Vorurtheil schloß die Nachkommen der Wenden, die Söhne der Schäfer, Vögte, Stadtdiener und Nachtwächter, als unehrliche Menschen, von allen Zünften aus. Diese Mißbräuche hob er auf (1669) und beförderte dadurch den Betrieb der Handwerke. Alle lächerliche und kostspielige Ceremonien derselben verbot er bei 100 Rthlr. Strafe und Verlust des Privilegiums (1674). Geschickte und fleißige Handwerker hingegen munterte er theils durch Jahrgelder, theils durch Begünstigungen und Titel auf. Es gab daher schon Hof-Maurer, Hof-Schlösser, Hof-Tischler u. s. w. — Allein am vortheilhaftesten für den Flor der Städte, für die Vermehrung und Verbesserung der vaterländischen Fabriken und Manufakturen, so wie vorzüglich ruhmvoll für unsern Churfürsten war die Aufnahme der um ihrer reformirten Religion willen verfolgten französischen Flüchtlinge. Heinrich IV. nemlich, jener große König der Franzosen, hatte durch das berühmte und bekannte Edikt, welches er zu Nantes, den 13ten April 1598 unterzeichnete, den Reformirten eine vollkommene bürgerliche und Religionsfreiheit zugesichert.

Dieses hob sein Enkel, Ludwig XIV., am 18ten Oktober 1685 wieder auf, und die Unglücklichen mußten nun entweder ihrem Glauben entsagen oder wurden mit den grausamsten Martern belegt. Das Auswandern wurde ihnen gänzlich untersagt und alle Gränzen des Landes mit einer zusammenhängenden Kette von Dragonern besetzt. Dennoch gelang es einer großen Menge, durch List, durch Bestechung der Wachen und durch sinnreiche Erfindungskunst ihren blutgierigen Verfolgern zu entwischen. Friedrich Wilhelm ließ die Verfolgten unter sehr vortheilhaften Bedingungen in seine Staaten einladen und auf seine Kosten in das Land bringen, welches sie selbst wählten. Den Adlichen wurden die Vorzüge und Würden des brandenburgischen Adels zugesichert, Offiziere und Kriegslustige in seine Armee aufgenommen, jedem, der sich anbauen wollte, die Baumaterialien unentgeldlich geliefert, und alle Lasten und Abgaben auf sechs Jahre erlassen. Künstler, Fabrikanten und Handwerker erhielten alle mögliche Unterstützung und zehnjährige Freiheit von Abgaben. Die Geistlichen wurden theils bei Hofe als Kapelläne, theils bei den Refugiès — so nannte man die Ausgewanderten — als Prediger an den ihnen verliehenen Kirchen angestellt. Ganz Dürftige und zur Arbeit Unfähige erhielten Pensionen und Gnadengehalte, wozu ein Fond von 40,000 Thlr. angewiesen wurde, den die französische Kolonie noch jetzt besitzt. Auch wurde ihnen ein geistliches Gericht in geistlichen und weltlichen Sachen bewilligt. Durch dieses edle und weise Benehmen des großen Churfürsten, gewann das Land gegen 20,000 arbeitsame, geschickte und brauchbare Bürger, welche nicht nur den Menschenverlust, den Brandenburg durch schreckliche Kriege erlitten hatte, ersetzten, sondern auch durch Anlegung von

Fabriken und Manufakturen, Urbarmachung wüster Flecken, Verbesserung des Acker- und Gartenbaues, und Verfeinerung der Künste, Wissenschaften und Sitten den Staat immer mehr empor hoben. Seiden- Hut- Strumpf- Rasch- und Sammetmanufakturen entstanden durch ihren Kunstfleiß, so wie eine Zuckersiederei und Seifenfabrik. Auch die Wollmanufakturen, welche schon unter Albrecht dem Bär angelegt worden, durch die Kriege des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts aber sehr in Verfall gerathen waren, kamen durch sie wieder empor und vervollkommneten sich beträchtlich. Eben so wurde eine Manufaktur von gewirkten Tapeten, wie man in Brabant und Frankreich verfertigte, in Berlin (1680) angelegt. Um die bis jetzt aus Böhmen bezogenen Glaswaren entbehren zu können, zog Friedrich Wilhelm geschickte Schleifer, Maler und Vergolder in's Land, legte an mehreren Orten Glashütten und Glasschleifereien an, welche ihre künstlichen Produkte bald in's Ausland verschicken konnten. — Zu den übrigen Handelsartikeln kam noch der Rauch und Schnupftaback als ein neuer hinzu, den die Brandenburger durch die Holländer kennen gelernt haben sollen. Ein gewisser Christian Martin Böckel errichtete zuerst in Berlin eine Tabacksfabrik, und bei Spandau, Brandenburg, Werben und Rathenau legten mehrere französische Ankömmlinge Tabackspflanzereien an *).

---

*) Daß das Tabacksrauchen damals unter dem Landvolke noch nicht gebräuchlich war und sogar verabscheut wurde, davon erzählt man folgende Anekdote. Ein Mohr, wel-

Auf die Beförderung des in- und ausländischen Handels wendete Friedrich Wilhelm nicht weniger Sorgfalt. Im Jahre 1650 errichtete er die ersten Posten in seinem Lande, welche von Berlin aus durch die gesamten brandenburgischen Staaten und durch Verträge mit benachbarten Fürsten, auch nach Hamburg, Leipzig und Breslau gingen. Matthias, ein Enkel des würdigen berlinischen Bürgermeisters, der unter Joachim I. und II. lebte, war der erste brandenburgische Post-Direktor *). — Durch den geschickten italienischen

---

cher den Churfürsten einst auf der Jagd begleitete, bot einem Bauer eine Pfeife Taback an. Aber dieser sprang erschrocken zurück und rief: „Ne, gnädiger Herr Düvel, ick frete keen Küer!“ — Uebrigens wurde die Tabackspflanze um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts aus Amerika nach Europa gebracht und anfänglich blos ihrer medizinischen Kraft wegen geschätzt. Man gewöhnte sich aber bald an das Rauchen, streute den Taback auf glühende Kohlen und zog den Rauch durch Trichter oder kegelförmig zusammengerollte Palmblätter ein. In der Folge bediente man sich thönerner Pfeifen, welche die Engländer zuerst bei den Wilden in Virginien gesehen und in Europa nachgemacht haben sollen.

*) Die ersten Posten in Oberdeutschland wurden zwar schon im Anfange des 16ten Jahrhunderts von Babtista von Taxis eingerichtet, und erwarben seinen Nachfolgern ein so großes Vermögen, daß sie sich in den Reichsfürstenstand konnten erheben lassen; allein in Niederdeutschland mußte man sich noch immer mit Boten oder eige-

Baumeister Philipp von Chiese, brandenburgischen Generalquartiermeister, ließ er den bekannten Friedrich-Wilhelms-Graben, welcher die Oder mit der Spree vereinigt, anlegen. Im Jahre 1662 wurde der Bau desselben angefangen und 1668 vollendet *) — Durch den holländischen Kaufmann Benjamin Raule, der ihm bisher stets Schiffe geliehen und besorgt hatte, und von ihm zum General-Direktor des Seewesens ernannt worden war, wurde er in dem Entschlusse bestärkt, den Handel seiner Staaten bis in entfernte Welttheile auszudehnen. Er ließ deshalb den Hafen in Pillau reinigen, durch holländische Schiffbauer Schiffe bauen, sie mit holländischen Matrosen und brandenburgischen Soldaten bemannen, und unter dem Kapitain Blonk nach der afrikanischen Küste Guinea auslaufen (1680). Dieser schloß mit drei Negerhäuptern einen Vergleich, welche den Churfürsten für ihren Oberherrn erkannten, nur mit Brandenburg zu handeln versprachen und die Erbauung eines Forts gestatteten. Diese glückliche Nachrichten bewogen den Churfürsten, nach Rückkunft des Blonk, eine afrikanische Handlungsgesellschaft

---

nen Reisen, oder Schlächterposten behelfen, denn die Schlächter ritten, wegen Ankauf des Viehes, überall im Lande herum und besorgten zugleich Postgeschäfte.

*) Der Churfürst hatte an der geschickten Ausführung dieses für seine Unterthanen so nützlichen Unternehmens eine solche Freude, daß er in dem Kanale, als er vollendet war, öffentlich speißte, dann die Schleusen öffnen, den Graben mit Wasser anfüllen, und ihn an demselben Tage mit einem aus Breslau kommenden Schiffe befahren ließ.

zu errichten (1682), an welcher jeder, der Geld vorschoß, Theil nehmen konnte. Er selbst versicherte ihr in einem eigenen Freiheitsbriefe auf 30 Jahre seinen Schutz, und verschaffte ihr auch die Unterstützung Frankreichs. Der Major Otto Friedrich von der Gröben wurde darauf mit zwei Fregatten, die eine zu 26, die andere zu 12 Kanonen, und mit hundert Soldaten zur Anlegung eines Forts nach Guinea geschickt. Am Neujahrstage 1683 nahm dieser, mit Einwilligung der Neger, vom Berge Mamfort Besitz, legte das Fort Groß-Friedrichsburg an, pflanzte zwanzig Kanonen darauf, ließ die nöthige Besatzung und den Kapitain Blonk als Kommandanten daselbst und kehrte nach Europa zurück. In der Folge wurde Emden der Sitz des ganzen brandenburgischen Handels und Seewesens. Der Erfolg entsprach indeß den Erwartungen nicht, und die Handelsgeschäfte waren so wenig vortheilhaft, daß die Theilnehmer nicht einmal die Interessen von ihren vorgestreckten Kapitalien heraus bekamen. Zum Andenken dieser gestifteten Kompagnie ließ Friedrich Wilhelm aus dem Goldsande von Guinea Dukaten schlagen, gestand aber selbst, daß ihm jeder derselben zwei andere koste. Da sich jedoch die Schulden der Gesellschaft immer mehrten, so übernahm der Churfürst zuletzt den ganzen Handel auf eigene Kosten, setzte ihn, ohne besondern Vortheil davon zu haben, bis ans Ende seiner Regierung fort, und errichtete zu diesem Zwecke noch 1684 das Ober-Kommerzkollegium. Sein ökonomischer Enkel, Friedrich Wilhelm I., verkaufte die ganzen afrikanischen Besitzungen für die geringe Summe von 7200 Dukaten an die Holländer.

Eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmete der Churfürst den Künsten und Wissenschaften. Er rief geschickte Maler *), Bildhauer **), Kupferstecher und Künstler aller Art aus dem Auslande an seinen Hof und ließ junge Brandenburger, welche Fähigkeiten zeigten, auf Reisen gehen. Für die Baukunst war er nicht weniger thätig. Die Stadt Potsdam und Berlin verschönerte er beträchtlich. Er ließ die Straßen pflastern, viele eingefallene Häuser wieder aufbauen, den Schmutz wegschaffen, Laternen anbringen, die Brücken wieder herstellen und überall geschmackvolle Brunnen anlegen. Auch sorgte er für ihre Erweiterung, welche bei dem steigenden Gewerbsfleiß und der zugenommenen Volkszahl durchaus nothwendig war. Die Dorotheenstadt ***) verdankt ihm ihren Ursprung. Den von seinen Vorfahren angefangenen Schloßbau

---

*) Unter andern den berühmten Wilhelm Hundhorst, einen Niederländer, den er mit einer jährlichen Besoldung von 1000 Rthlr. zu seinem Hofmaler ernannte.

**) Die Gewohnheit jener Zeit, den Verstorbenen Monumente zu setzen, brachte die Bildhauerkunst vorzüglich in Aufnahme; so wie die Kupferstecher, unter denen sich Künzelmann uud Bartsch besonders auszeichneten, dadurch eine Beschäftigung erhielten, daß Wohlhabende ihre Portraits in Kupfer stechen ließen.

***) Sie hat ihren Namen von seiner zweiten Gemahlin, welche zum Anbau derselben selbst sehr thätig mitwirkte, und zu deren Vorwerk der Boden gehörte, auf welchem diese neue Vorstadt angelegt wurde.

setzte er fort und legte den Lustgarten an der Spree an, der damals von Kanälen durchschnitten, mit Statuen und seltnen Blumen, Gewächsen und Bäumen geziert war. Auch legte er die Lindenallee *) und den Thiergarten an. Als Freund der Musik, behielt er nicht nur die von seinem Vater gestiftete Kapelle bei, sondern errichtete auch eine neue, und gab dem dabei angestellten Personale einen für die damaligen Zeiten sehr ansehnlichen Gehalt von 3 bis 400 Thlr. **). — Das Joachimsthalsche Gymnasium verlegte er nach Berlin (1655), vermehrte dessen Einkünfte mit dem Kloster Dambeck und mit den sekularisirten Kanonikaten in Halberstadt, mit welchen letzteren die Universität Frankfurt in gleiche Theile ging, und stiftete das Werdersche Gymnasium (1681). Den Lehrern des grauen Klosters gab er 500 Rthlr. jährliche Tischgelder, wodurch sie von der in mehrerer Hinsicht nachtheiligen Nothwendigkeit, die Bürger um Freitische ansprechen zu müssen, befreit wurden. Zu Duisburg gründete er (1655) eine Universität. Die königliche Bibliothek zu Berlin, wozu jeder freien Zutritt hatte, verdankt ihm gleichfalls ihr Entstehen

---

*) Die Churfürstin Dorothea soll hierzu selbst den ersten Baum gepflanzt haben.

**) Nach dem von ihm selbst im Jahre 1652 entworfenen Hofstaate, kosteten ihm, die churfürstlichen Trompeter nicht einmal mit gerechnet, seine Kammermusikanten 2778 Thlr. Diese mußten auch, so oft er des Krieges oder anderer Geschäfte wegen abwesend war, die Kirchengesänge in der Domkirche zu Berlin begleiten.

(1650). Theils durch Ankauf, theils durch Vermächtnisse, theils durch die ihr angewiesenen Einkünfte von Straf- und Dispensationsgeldern wuchs dieselbe bald so sehr, daß ihr schon (1661) ein besonderes Gebäude eingeräumt werden mußte. Gelehrte, Buchhändler und Buchdrucker sah man jetzt häufig, und ihr Einfluß auf die Wissenschaften, Sittenbildung und Staatenwohl war unverkennbar. Leti, ein Italiäner, schrieb eine brandenburgische Geschichte (Historia ceremonialis Brandenburgica) und überreichte sie dem Churfürsten, wofür er eine Medaille und eine Anweisung auf 200 Rthlr. erhielt *). — Im Jahre 1685 stiftete Friedrich Wilhelm für Berlin ein Collegium Medicum, welches, unter dem Leibarzt D. Martin Weiße, die Aufsicht über das Arzeneiwesen erhielt.

Das Militair, welches unter George Wilhelm beinahe seine Existenz verloren hatte, brachte unser Churfürst auf einen ganz andern regelmäßigern Fuß. Seine Vorfahren hatten blos zur Beschützung ihrer Person und ihrer Schlösser einige Trabanten zu Fuß und zu Pferde, und zur Vertheidigung ihrer festen Plätze einige Kompagnien Landsknechte. In Kriegszeiten boten sie ihre Unterthanen auf, warben, wenn die Noth groß

---

*) Er hatte eben heftige Gichtschmerzen in der Hand, als er diese Anweisung schrieb. Man ersuchte ihn deshalb, das Schreiben einzustellen; allein er antwortete: „ich kann mir ja wohl einige Mühe zum Besten eines Mannes geben, der zur Ehre meines Hauses ein ganzes Buch geschrieben hat!“ —

war, auf allgemeine Unkosten Söldner an, und entließen sie nach Endigung des Krieges ihrer Dienste. Die Edelleute und ihre Lehnsträger bildeten die Reiterei, die übrigen das Fußvolk Friedrich Wilhelm sah das Unvollständige und Mangelhafte dieser Einrichtung ein, und beschäftigte sich gleich vom Anfange seiner Regierung damit, eine stehende und geübte Armee zu errichten. Zwei Drittheile des Fußvolkes hatten Musketen, die mit einer Lunte abgefeuert wurden, und hießen Musketiere; ein Drittheil hatte Piken und hieß Pikeniere. Die Leibgarde bestand aus Musketieren und Pikenieren. Ihre Montirungen waren sehr vollständig; denn zu einem Rocke wurden sechs Ellen Tuch und sechs Ellen Boy zum füttern gerechnet. An jeder Uniform waren drei Dutzend große und anderthalb Dutzend kleine zinnerne Knöpfe. Ein anderes, in alten Rechnungen erwähntes, Zeug, Prahlsucht genannt, wurde wahrscheinlich zu Aufschlägen gebraucht; die Elle kostete 2 Groschen 5 Pfennige. Die übrigen Stücke der Uniform bestanden aus einem Kollet, einem Wams und Aermeln von Elends- oder Hirschhaut. Die Musketiere trugen Hüte mit einem Federbusch, über der einen Schulter ein ledernes breites Bandelier, an welchem die Patronen nebst der Lunte befestigt waren, und über der andern ein Wehrgehenk, in welchem der Degen hing. Die Hosen waren sehr weit, und so wie die Schuhe mit Bandschleifen versehen. Die Pikeniere waren eben so gekleidet, wie die Musketiere, nur daß sie noch einen Harnisch und auf dem Kopfe ein Kasket, oder eine Pickelhaube trugen. Sowohl Musketiere, als Pikeniere hatten auch noch lange Mäntel, die sie auf Märschen aufgewickelt auf den Schultern trugen. Von den Uniformen der Offiziere weiß man nur so viel, daß

sie auch schon damals Ringkragen, Schärpen, ein schönes Wehrgehenk, und auf der rechten Achsel ein Achselband trugen. Das war die Montirung der Leibgarde Die übrigen Soldaten waren schlechter gekleidet. Die Wibranzen, eine Art Landmiliz, die von den Ständen zusammengebracht wurden, trugen leinene Kittel, und zeigten schon dadurch deutlich genug ihren Ursprung an. Sämtliche Musketiere hatten eine bunt angestrichene Gabel, auf welche sie ihr Gewehr legten, wenn sie es abfeuern wollten. Die Kavallerie trug lederne Kollets, einen Brustharnisch und um den Leib eine Schärpe. Der Hut hatte nur zwei Krempen, und war mit einem Federbusch versehen. Sowohl der gemeine Soldat, als auch der Offizier trug einen Stutzbart. Zöpfe kannte man damals noch nicht; man trug das Haar frei. Nur die Offiziere fingen schon an, Perucken zu tragen. Gegen Ende der Regierung Friedrich Wilhelm's wurden die Pikeniere abgeschafft, und die ganze Infanterie bestand nur aus Musketieren, die sich auch nicht mehr der Gabeln bedienten, sondern die Muskete aus freier Hand, jedoch vermittelst einer Lunte, abfeuerten. Die Reuterei führte schon Kanonen bei sich, und bei der Belagerung von Stralsund wurden achtzig Stück schweres Geschütz gebraucht.

Zu allen diesen Verbesserungen, nützlichen Einrichtungen und Neuerungen, verbunden mit den vielen, kostspieligen Kriegen, wurde natürlich ein bedeutender Geldaufwand erfordert. Da die Domainen hierzu nicht hinreichten, so mußten die Unterthanen das ihrige beitragen, und es wurden deshalb neue Auflagen gemacht. Im Jahre 1664 wurde das Salz als ein Regal betrachtet, 1681 die Accise und Steuerordnung re-

virt und in allen brandenburgischen Städten eingeführt. Die Kopfsteuer, von welcher man nur bei außerordentlichen Fällen Gebrauch machte, wurde beibehalten, und bei Gelegenheit des schwedischen Krieges in den Jahren 1677 und 1679 ausgeschrieben. Auch mußten, nach einer Verordnung von 1686, alle weltliche Beamten beim Antritt ihrer Aemter eine gewisse Summe Geldes zahlen, welches in die Marienkasse abgeliefert wurde. Im Jahre 1685 wurde die Stempelkasse errichtet, nach welcher die Spielkarten, alle Schriften, die zu einer Klage, einem gerichtlichen Urtheile, einem Kontrakt oder andern gerichtlichen Sachen gebraucht wurden, mit dem churfürstlichen Stempel versehen sein mußten. Auch die Land- und Seezölle waren sehr ergiebige Quellen für die Staatskasse.

Der Glaube an Gespenster, Hexen, Zauberer, Schatzgräber, Wahrsager, Teufelsbanner u. s. w. behauptete unter der Regierung Friedrich Wilhelms noch immer ein großes Ansehen in den Gemüthern der Brandenburger. Ja, er selbst, dieser große Mann, konnte sich noch nicht von allen Vorurtheilen loswinden. Vorzüglich begünstigte er die gerichtlichen Untersuchungen gegen Hexen, Zauberer, Schatzgräber und Teufelsbanner. So wurde ein alter Heideläufer Claus, der mit dem Teufel im Bunde stehen sollte, eingezogen, auf die Tortur gebracht, und ungeachtet er nach den höchsten Martern nichts gestand, dennoch zur Ehre Gottes enthauptet (1653). In Absicht der Kleidung und Lebensart, welche zu Anfange dieser Regierung die äußere Anständigkeit noch nicht beleidigten, wurden durch die französischen Flüchtlinge sehr unanständige Veränderungen bei beiden Ge-

schlechtern hervorgebracht. Der Branntewein, den man vorher zwar schon kannte, aber bloß als Arzenei gebrauchte, wurde jetzt ein gewöhnliches Getränk, so wie auch der Kaffee und fremde Weine. Karten- und Würfelspiele zählte man unter die Lieblingsvergnügungen, und das Tabacksrauchen und Schnupfen wurde immer gewöhnlicher.

Friedrich Wilhelm war von mittelmäßiger Größe, aber schönem und regelmäßigem Körperbau. Seine angenehme Gesichtsbildung, sein sanftes, liebreiches und leutseliges Betragen flößten Zutrauen und Achtung ein. In verschiedenen Theilen der Gelehrsamkeit, als der Geschichte, Staatskunde, Kriegeswissenschaft, Münzwesen, Chemie, Technologie und den schönen Künsten überhaupt hatte er sich große Kenntnisse erworben. Die französische, polnische und holländische Sprache sprach er sehr fertig, und der lateinischen war er so mächtig, daß er die in derselben abgefaßten Schriften gern und häufig las. Sein Gedächtniß war so stark, daß er fast alle seine Soldaten namentlich kannte. — Seine Kleidung war einfach und geschmackvoll. Anfänglich trug er sein eigenes Haar, das ungekräuselt um die Schultern wallte; in der Folge nahm er von den Franzosen die Perücke an, und machte diesen Kopfputz zur Mode. Im Kriege trug er einen runden, sammetnen Hut, den ein Federbusch zierte. Ein schönes Wehrgehenk hing über den Schultern und hielt den Degen, und eine Schärpe, aus schwarzer und weißer Seide gewürkt, umgürtete seinen Rock. Anfangs trug er kurze, spanische Stiefeln mit großen Stulpen, nachher längere, die bis an das Knie reichten. Hatte er in Preußen oder Polen Geschäfte, so kleidete er sich in diese Nationaltracht,

wodurch er die Liebe dieser Nation gewann. — Seiner ungewöhnlichen Thätigkeit, welcher weder körperliche Leiden und Widerwärtigkeiten, noch Freuden und Feste Schranken setzen konnten, verbunden mit einer eben so großen Mäßigkeit im Essen und Trinken und andern sinnlichen Vergnügungen, verdankte er die Gesundheit seines Körpers, die Heiterkeit seiner Seele und die lange Dauer seines wohlthätigen Lebens. Keuschheit, Bescheidenheit, Frömmigkeit *), Religiosität und eine unwandelbare Gerechtigkeitsliebe waren nicht minder glänzende Hauptzüge seines Charakters.

Auch als Gatte und Vater verdient Friedrich Wilhelm gleiche Ehrfurcht und Bewunderung. Wahre Zuneigung verband ihn im Jahre 1646 mit Louise Henriette, einer Prinzessin von Oranien, und ihre Ehe war ein Muster für alle Stände. Mit männlicher Geisteskraft verband sie alle Eigenschaften des sanftern Weibes. Sie begleitete ihn auf seinen Reisen und auf seinen Feldzügen, nutzte ihm nicht selten durch guten Rath, theilte Leiden und Freuden mit ihm, erhöhete so diese und verminderte jene. — Im zweiten Jahre ihrer glücklichen Ehe gebar sie einen Prinzen, der aber bald nachher wieder starb. Es verstrichen mehrere Jahre unter der vergeblichen Hoffnung, Mutter

---

*) Die Psalmen, welche er, wegen der Aehnlichkeit seiner frühern Schicksale mit denen des verfolgten David's, vorzüglich lieb gewann, so wie das neue Testament, führte er — wie Alexander Homer's Gedichte — stets bei sich.

schlechtern hervorgebracht. Der Branntewein, den man vorher zwar schon kannte, aber bloß als Arzenei gebrauchte, wurde jetzt ein gewöhnliches Getränk, so wie auch der Kaffee und fremde Weine. Karten- und Würfelspiele zählte man unter die Lieblingsvergnügungen, und das Tabaksrauchen und Schnupfen wurde immer gewöhnlicher.

Friedrich Wilhelm war von mittelmäßiger Größe, aber schönem und regelmäßigem Körperbau. Seine angenehme Gesichtsbildung, sein sanftes, liebreiches und leutseliges Betragen flößten Zutrauen und Achtung ein. In verschiedenen Theilen der Gelehrsamkeit, als der Geschichte, Staatskunde, Kriegeswissenschaft, Münzwesen, Chemie, Technologie und den schönen Künsten überhaupt hatte er sich große Kenntnisse erworben. Die französische, polnische und holländische Sprache sprach er sehr fertig, und der lateinischen war er so mächtig, daß er die in derselben abgefaßten Schriften gern und häufig las. Sein Gedächtniß war so stark, daß er fast alle seine Soldaten namentlich kannte. — Seine Kleidung war einfach und geschmackvoll. Anfänglich trug er sein eigenes Haar, das ungekräuselt um die Schultern wallte; in der Folge nahm er von den Franzosen die Perücke an, und machte diesen Kopfputz zur Mode. Im Kriege trug er einen runden, sammetnen Hut, den ein Federbusch zierte. Ein schönes Wehrgehenk hing über den Schultern und hielt den Degen, und eine Schärpe, aus schwarzer und weißer Seide gewürkt, umgürtete seinen Rock. Anfangs trug er kurze, spanische Stiefeln mit großen Stulpen, nachher längere, die bis an das Knie reichten. Hatte er in Preußen oder Polen Geschäfte, so kleidete er sich in diese Nationaltracht,

wodurch er die Liebe dieser Nation gewann. — Seiner ungewöhnlichen Thätigkeit, welcher weder körperliche Leiden und Widerwärtigkeiten, noch Freuden und Feste Schranken setzen konnten, verbunden mit einer eben so großen Mäßigkeit im Essen und Trinken und andern sinnlichen Vergnügungen, verdankte er die Gesundheit seines Körpers, die Heiterkeit seiner Seele und die lange Dauer seines wohlthätigen Lebens. Keuschheit, Bescheidenheit, Frömmigkeit *), Religiosität und eine unwandelbare Gerechtigkeitsliebe waren nicht minder glänzende Hauptzüge seines Charakters.

Auch als Gatte und Vater verdient Friedrich Wilhelm gleiche Ehrfurcht und Bewunderung. Wahre Zuneigung verband ihn im Jahre 1646 mit Louise Henriette, einer Prinzessin von Oranien, und ihre Ehe war ein Muster für alle Stände. Mit männlicher Geisteskraft verband sie alle Eigenschaften des sanftern Weibes. Sie begleitete ihn auf seinen Reisen und auf seinen Feldzügen, nutzte ihm nicht selten durch guten Rath, theilte Leiden und Freuden mit ihm, erhöhete so diese und verminderte jene. — Im zweiten Jahre ihrer glücklichen Ehe gebar sie einen Prinzen, der aber bald nachher wieder starb. Es verstrichen mehrere Jahre unter der vergeblichen Hoffnung, Mutter

---

*) Die Psalmen, welche er, wegen der Aehnlichkeit seiner frühern Schicksale mit denen des verfolgten David's, vorzüglich lieb gewann, so wie das neue Testament, führte er — wie Alexander Homer's Gedichte — stets bei sich.

eines Prinzen zu werden; und schon entschloß sie sich, so schwer auch ihrer Liebe diese Aufopferung wurde, ihrem Gatten freiwillig zu entsagen, als endlich nach sieben langen Jahren eine so seltene Liebe und Großmuth durch die Geburt des Prinzen Karl Aemil, der alle Tugenden seiner erhabenen Aeltern in sich vereinigte, belohnt wurde. Der Dienstag, an dem sie den Liebling ihres Herzens geboren hatte, blieb für sie lebenslang ein heiliger Tag. Aber noch mehr verewigte sie das Andenken an diese frohe Begebenheit dadurch, daß sie Bötzow, ein Geschenk der Liebe ihres Gemals, zu einem Städtchen erweiterte, es mit einem Lustschloß und einem schönen Garten zierte, und zur Ehre ihrer Familie Oranienburg nannte. Hier stiftete sie für 12 Knaben und 12 Mädchen reformirter Religion ein Waisenhaus, das noch jetzt blüht, und ließ so ihr frohes Muttergefühl durch Werke der Menschenliebe an unglückliche Kinder laut werden. Doch, sie überlebte die Stiftung dieser milden Anstalt nicht lange. Der unerbittliche Tod riß sie im 40sten Jahre ihres Alters (1667) von der Seite ihres Gatten, beweint von ihren guten Brandenburgern als Mutter, und ewig fortlebend in dem Herzen des Churfürsten. Ihre Wohnzimmer waren ihm ein Heiligthum, und oft stand er, von den schmerzhaftesten Gefühlen hingerissen, vor ihrem Gemälde, und rief laut aus: „O Louise, Louise, wie sehr vermisse ich deinen Rath!“ — Von den sechs Kindern, die er mit ihr gezeugt hatte, überlebte ihn nur der Churprinz Friedrich.

Im Jahre 1668 vermählte sich Friedrich Wilhelm zum zweitenmale mit Dorothea, einer holsteinischen Prinzessin, verwittweten Herzogin von Braun-

schweig-Lüneburg. Auch sie beförderte die Unternehmungen ihres Gemals, begleitete ihn ebenfalls auf seinen Reisen und Feldzügen, und erwarb sich dadurch seine Zuneigung. Leider benutzte sie diese aber nur zu oft zur Durchsetzung eigennütziger und herrschsüchtiger Absichten und zum Vortheile ihrer eigenen Kinder, auf Unkosten des Prinzen aus erster Ehe. Sie gebar ihm sieben Kinder, von denen ihn folgende vier Söhne und zwei Töchter überlebten. Philipp Wilhelm, welcher die Markgrafschaft Schwed in der Ukermark nebst verschiedenen Aemtern zur Abfindung erhielt, (st. 1711). Marie Amalie, erst mit dem Erbprinzen von Mecklenburg, nachher mit dem Herzog von Sachsen-Zeiz vermählt, (st. 1739). Albrecht Friedrich, der nach dem Tode seines Bruders, Karl Philipp, Herrenmeister des Johanniterordens, und in der Folge auch Statthalter von Hinterpommern ward, (st. 1731). Karl Philipp, Herrenmeister des Johanniterordens, (st. 1695). Elisabeth Sophie, vermält an den Herzog von Kurland, dann an den Markgrafen von Baireuth, und endlich an den Herzog von Sachsen-Meinungen, (st. 1748). Christian Ludwig, Statthalter zu Halberstadt und Domprobst zu Magdeburg, (st. 1734).

Mehrere körperliche Leiden und vorzüglich heftige Gichtschmerzen, an denen Friedrich Wilhelm schon einige Jahre litt, und wozu noch die Wassersucht kam, beschleunigten das Ende seines thatenreichen Lebens. Er befand sich jetzt zu Potsdam, und als er die Annäherung seines Todes fühlte, widmete er die noch übrigen wenigen Stunden seinen Unterthanen, seiner Familie und sich selbst. Den 27sten April 1688 ließ er noch

einmal den Staatsrath mit dem Churprinzen zusammen rufen, übergab demselben die Regierung, dankte den Ministern in einer rührenden Rede für ihre treue Dienste, und forderte sie auf, seinem Nachfolger so wie ihm ergeben zu sein. Er beklagte die unglücklichen Zeitumstände, welche ihn gehindert hätten, daß er seinen Unterthanen nicht so viel Erleichterung habe verschaffen können, als er wohl gewünscht hätte. Dem Churprinz gab er viele ernste und selbst schriftliche Regierungsvorschriften; er ermahnte ihn mündlich, seine Unterthanen über alles zu lieben, den Rath geprüfter Minister zu folgen, und überall das Wohl seines Landes vor Augen zu haben. Alle Umstehenden weinten laut. Nach einiger Erholung ließ er noch die gewöhnlichen Vorträge über Staatsgeschäfte halten, und entschied darüber mit der Gemüthsruhe und Geistesstärke eines Gesunden. Hierauf ließ er sich in sein Schlafzimmer zurück bringen, und unterhielt sich mit seinen Hofpredigern. Am folgenden Tage ließ er seine ganze Familie zu sich kommen, und gab ihnen allen seinen väterlichen Segen. Am 29sten April, Vormittags um 9 Uhr, neigte er unter einem vernemlichen Gebete, ohne Veränderung des Gesichts, sein ehrwürdiges Haupt, und entschlief sanft und furchtlos im 69sten Jahre seines Alters und im 48sten seiner Regierung. So stirbt ein Vater, dessen letzter Gedanke an seinen Kindern hängt, der, bei den größten Verdiensten um sie, sich selbst noch nicht genug that, weil sein Herz der Wünsche für sie zu viele hat. Er ergreift die Hand eines Freundes und empfiehlt ihm die Lieblinge seines Herzens.

Mit dem Augenblick des Todes begann die Unsterblichkeit dieses erhabenen Mannes. „Er starb" —

sagt sein großer Urenkel, Friedrich II., von ihm — „wie er gelebt hatte, als großer Mann; sah mit unerschütterter Standhaftigkeit der Annäherung des Todes entgegen; verließ Vergnügen, Glück, Ruhm und Leben mit Gleichmuth; führte das Staatsruder bis zum Augenblick seines Todes mit sicherer Hand; richtete seine letzten Gedanken auf seine Völker, die er mit Vaterwärme seinem Nachfolger empfahl, und rechtfertigte durch ein Leben voller Ruhm und Wunder den Beinamen des Großen, den er von seinen Zeitgenossen empfing, und den ihm die Nachkommenschaft einhellig bestätiget."

Ueberschauen wir die Reihe der Regenten seiner Zeit, so nennt die Geschichte mehrere mit Liebe, mit Achtung, mit Bewunderung; mit allen kann Brandenburgs großer Churfürst die Vergleichung aushalten, — keiner übertrift ihn! — Seine eigenthümliche Hoheit und Vortreflichkeit erhob ihn über seinen Stand. Er verdiente eine Krone, aber er suchte sie nicht; sie ward ihm angeboten, aber er schlug sie aus. Durch Ueberlegenheit des Geistes ward Friedrich Wilhelm das Orakel der Fürsten, durch Kriegsglück und Uebermacht, ob er gleich oft auf die Seite des Schwächern trat, der Schiedsrichter von Europa! —

Sachsens Johann Georg III., Portugalls Peter II., Englands Karl I., Belgiens Friedrich Heinrich, Polens Wladislav und Johann Kasimir, Dännemarks Christian IV. und V., Schwedens Karl VI., Rußlands Feodor Alexiewitsch — tragen einzelne große Züge in ihren Gemälden; aber die ganze Physiognomie der Größe trug keiner so, wie Er. — In Portu-

gall unter Alphons VI., in Spanien und Frankreich regierten Weiber; Friedrich Wilhelm regierte selbst. Als Meister in der Staatswirthschaft war er nie ohne Geld, sein Land, trotz aller Plünderungen und Räubereien der Schweden und Oesterreicher, nie arm. In Frankreich mußte ein Wechsler Bankerott machen, um den Kredit der Krone zu retten. In Polen gerieth Johann Casimir in die äußerste Verlegenheit, weil kein Geld da war, den aufrührerischen Kriegsheeren ihren verdienten Sold zu zahlen. Ludwigs XIV. asiatische Pracht kostete ungeheure Summen, Friedrich Wilhelms spartanischer Hof nur wenig. Der französische Monarch, die spanischen Regenten, die englischen Könige, die Kaiser nebst mehrern katholischen Fürsten Deutschlands haßten und verfolgten mit blindem Religionseifer die des Glaubens wegen verketzerten Partheien; Friedrich Wilhelm, beseelt vom Geist der Religion, der Liebe und Duldung athmet, wollte nicht über die Gewissen herschen, drückte keinen seiner Unterthanen, der sich zu einer andern Sekte bekannte, nahm mit Vaterarmen jene Unglücklichen auf, die das undankbare Frankreich mit fanatischer Wuth von sich ausstieß. Nur von einem Christian V. von Dännemark, und Wladislav von Polen kann man sagen, daß sie Brandenburgs großem Fürsten nicht ganz unähnlich waren. — Stolz, Ländersucht, eitler Durst nach Unsterblichkeit gab Frankreichs Heeren die Waffen in die Hand; Cromwells Fanatismus und grenzenloser Ehrgeitz entzündete die Fakel des Bürgerkriegs in England. Regenten, Sultane und Czare versuchten ihre Kräfte gegen einander, aus Rache, aus Wildheit und Blutdurst und Raubbegierde; und Friedrich Wilhelm? — um seine Länder zu erhalten und zu schützen, um seine Rechte zu behaupten und zu ver-

theidigen, um die Sache des Unterdrückten zu verfechten und auszuführen. — Philipp IV. von Spanien starb aus Gram über all sein Unglück, Ludwig XIV., als ein schwacher, abergläubiger Greis; Cromwell als ein Heuchler und Betrüger noch im letzten Augenblick. Friedrich Wilhelm — als Philosoph und Christ.

Churfürst Friedrich Wilhelm ist der zweite Stifter des brandenburgischen Staates und legte den Grund zu der schnellen Größe und Macht der preußischen Monarchie, welche sein größerer Urenkel bis auf den höchsten Grad erhob. Seinem Nachfolger hinterließ er ein beinahe um die Hälfte vergrößertes Land *), ein vortreffliches Heer von 28000 wohl disciplinirter und im Kriege geübter Soldaten, und einen Schatz von 650000 Rthlr.

---

*) Von seinem Vater hatte er empfangen: 1444. Q. M.

Diese vermehrte er

1)	Durch Halberstadt mit Derenburg, Rheinstein und Hohenstein	40. —
2)	Durch Magdeburg mit Mansfeld	104. —
3)	Durch Minden	31. —
4)	Durch Hinterpommern mit Lauenburg, Bütow und Kammin	419. —
5)	Durch den Schwibusser Kreis	8. —

hinterließ also 2046. Q. M.

an seinen Nachfolger.

Churfürst Friedrich III., nachmaliger König Friedrich I. 1688 — 1713.

Friedrich war den 12ten Juli 1657 zu Königsberg in Preußen geboren. Durch Nachlässigkeit seiner Amme, die ihn rückwärts von ihrem Arme hatte fallen lassen, ward sein Körperbau zwar unansehnlich und ungestaltet, desto mehr Sorgfalt aber wendeten seine großen Eltern auf seine Erziehung und auf die Bildung seines Geistes. In seinem 6ten Jahre erhielt er den Baron Otto von Schwerin zu seinem Hofmeister und den Eberhard von Dankelmann, mittelsten Sohn eines oranischen Landrichters, zu seinem Lehrer. Dieser wußte sich durch sein feines, edles, liebreiches und väterliches Betragen eben so wohl die Zuneigung und das Vertrauen des jungen Prinzen zu erwerben, als er dessen Geist durch Kenntnisse ausbildete. Der frühzeitige Tod seiner Mutter, Louise, war für Friedrich von mehreren unangenehmen Folgen, und hatte wahrscheinlich einen großen Einfluß auf seine Denkungsart und seinen Charakter. Seine Stiefmutter, Dorothea, wendete alles an, ihren Gemal dahin zu bewegen, wenigstens die durch den westphälischen Frieden neu erworbenen Länder unter ihre Kinder zu theilen. Der Churprinz erfuhr dies, machte seiner Mutter Vorwürfe darüber, brach sogar, als diese von ihr noch bitterer erwiedert wurden, in Drohungen gegen sie aus, und reisete endlich heimlich des Nachts, von Dankelmann und seinem Kammerdiener begleitet, nach Kassel

zu seiner Tante, der verwittweten Landgräfin. *) Nur die Einwendungen seiner Minister hielten den ohnehin schon jähzornigen und durch seine Gemalin noch mehr in Erbitterung gesetzten Vater ab, den Churprinz ganz zu enterben; doch konnten sie das Testament nicht hindern, in welchem er alle seine Länder unter seine übrigen Söhne theilte, und dem Aeltesten nur die Churländer und die Churwürde ließ, die er ihm nicht entziehen konnte. Den redlichen Bemühungen mehrerer Fürsten gelang es zwar, in der Folge eine Aussöhnung zwischen Vater und Sohn zu Stande zu bringen; indeß war diese nur von kurzer Dauer. Denn der Churprinz, der einst nach einer Mahlzeit, wozu ihn seine Stiefmutter eingeladen hatte, durch den Genuß einer Tasse Kaffee von einer so heftigen Kolik überfallen wurde, daß man ihn für todt in sein Zimmer trug, hielt sich jetzt fest überzeugt, daß die Churfürstin ihn habe vergiften wollen, verließ von neuem plötzlich den Hof, ging nach Köpenick, und schrieb seinem Vater, daß er sich in Berlin nicht mehr sicher halte. Der kurz darauf erfolgte Tod seiner Gemalin, Elisabeth Henriette, Tochter des hessischen Landgrafen, Wilhelm IV., welche im fünften Monat ihrer zweiten Schwangerschaft plötzlich starb und der ebenfalls seiner Stiefmutter zugeschrieben wurde, machte ihn noch erbitterter. — Diese Uneinigkeit in der churfürstlichen Familie benutzte der ländersüchtige österreichische Hof, versprach das Testament des Churfürsten nach seinem Tode für null und nichtig zu erklären, und bestimmte ihn dadurch, den oben be-

*) Dies war Hedwig Sophie, Tochter des Churfürsten George Wilhelm.

reits erwähnten Revers wegen Rückgabe des schwäbischen Kreises auszustellen.

Gleich nach dem Antritt seiner Regierung erklärte Friedrich das Testament seines Vaters für ungültig, und nahm von allen brandenburgischen Ländern Besitz. Zu mehrerem Beweise der Rechtmäßigkeit seines Verfahrens, berief er sich auf den gemachten Vertrag mit Oesterreich, und fand seine Stiefbrüder mit ansehnlichen Aemtern, Würden und Jahrgeldern ab. Hierauf bestätigte er alle Anordnungen seines Vaters, und nahm seinen Liebling Dankelmann in die Zahl der Staatsräthe auf. Dem Prinz von Oranien, Wilhelm III., schickte er, unter Schombergs Anführung, um ihn zum Besitz der Krone von England zu verhelfen, 6000 Mann Hülfstruppen. Mit diesen vereinigt, ging Wilhelm mit einer holländischen Flotte nach England, zwang seinen Schwiegervater, Jakob II., zur Flucht, nnd bestieg mit Einwilligung der Nation den Thron.

Ungeachtet erst zwei Jahre von dem zwanzigjährigen regensburger Waffenstillstande verflossen waren, so fing Ludwig dennoch mit dem deutschen Reiche neue Feindseligkeiten an, um die Ansprüche seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, auf einen Theil der Pfalz zu behaupten, und dem Kardinal von Fürstenberg das Erzbisthum Kölln zu verschaffen. Schwaben und Pfalz wurden in kurzer Zeit von zwei französischen Herren überschwemmt, und mußten viele Drangsale erdulden. Den Kaiser beschäftigte der Krieg gegen die Ungarn und Türken zu sehr, um von ihm eine bedeutende Hülfe zu erwarten; Friedrich schloß deshalb zu Magdeburg mit Sachsen, Lüneburg und Hessenkassel ein

Bündniß zur Vertheidigung des deutschen Reichs (1688), und ließ 20000 Mann zur Reichsarmee stoßen. Er selbst übernahm die Vertheidigung des Niederrheins, vermehrte den Kriegsruhm der Brandenburger durch die Eroberung der Städte Rheinbergen, Kaiserswerth und Bonn (1689), und zog am 7ten September, unter Jubel und Frohlocken des Volks, als Sieger in Berlin ein. Nicht so glücklich für die Alliirten war der Feldzug des folgenden Jahres. Bei Fleury mußten die Deutschen den Franzosen das Schlachtfeld überlassen, ohnerachtet des tapfern Widerstandes der 6000 Brandenburger, die sich bei diesem Treffen befanden. Im Jahre 1691 trat Friedrich dem großen Bunde des Kaisers, Spaniens, Englands und Hollands wider Frankreich bei, und schickte 15000 Mann zu dem verbundenen Heer in den Niederlanden. König Wilhelm von England übernahm selbst den Oberbefehl, verlor aber die Schlachten bei Landen und Neerwinden in Flandern (1693). — Auch gegen die Türken schickte Friedrich dem Kaiser, unter Anführung des General Barfuß, 6000 Brandenburger, gegen eine Entschädigung von 150000 Rthlr., zu Hülfe, welche an dem herrlichen Siege zu Salankemen (1691) den größten Antheil hatten. Im Jahre 1693 gingen abermals 6000 Brandenburger, unter dem Generallieutenant von Brand, nach Ungarn, wo sie den alten Ruhm ihrer Tapferkeit behaupteten; bei der Belagerung und Bestürmung von Belgrad hielten sie sich sehr brav, und trugen sehr viel zu dem vollkommenen Siege bei, den der Prinz Eugen von Savoyen bei Zenta über die Türken erfocht, welcher den Karlowitzer Frieden zur Folge hatte (1699). — In Italien zeichneten sich die brandenburgischen Hülfstruppen unter Anführung des Brü-

ders des Churfürsten, des Markgrafen Karl Philipp, bei der Einnahme der Festung Kasal vortheilhaft aus (1695), worauf der Herzog von Savoyen einen Separatfrieden schloß, und Friedrich seine Soldaten zurückrief. — Unterdeß wurde auch Frankreich des langwierigen Krieges mit Deutschland müde, und zu Ryswick kam im Jahre 1697 ein allgemeiner Friede zu Stande, in welchem Brandenburg nichts weiter erhielt, als daß ihm alle Vortheile bestätigt wurden, die sein Vater in dem westphälischen und in dem Frieden zu St. Germain erhalten hatte.

Im Jahre 1695 wurden die Unterhandlungen wegen des schwiebusser Kreises geendigt. Friedrich trat denselben an Oesterreich zurück, erklärte aber ausdrücklich, daß hiedurch alle Rechte seines Hauses auf die vier schlesischen Fürstenthümer wieder erneuert würden. Zur Vergütung der auf Schwiebus gewandten Verbesserungen, erhielt er 250000 Rthlr. und zur Schadloshaltung die Anwartschaft auf Ostfriesland und die Grafschaft Limburg in Franken. — Dem Churfürst von Sachsen, Friedrich August, hatte seine Wahl zum König von Polen (1697), nach dem Absterben des Johann Sobiesky, in so große Schulden gesetzt, daß er sich aus Geldmangel genöthigt sah, unserm Churfürsten die Erbschirmvoigtei über die Stadt und das Stift Quedlinburg, die Reichsvoigtei und das Reichs-Schultheißenamt zu Nordhausen für 300000 Rthlr., und das Amt Petersberg bei Halle für 40000 Rthlr. zu verkaufen (1698). — Die Grafschaft Hohenstein, welche sein Vater im westphälischen Frieden als halberstädtsches Lehn bekommen, aber dem Graf von Wittgenstein überlassen hatte, vereinigte er wieder mit dem Fürstenthum Halberstadt

(1699). — Zwischen den Herzogen von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz stiftete er einen Frieden, und erneuerte die brandenburgische Anwartschaft auf dieses Land. — Mit dem Fürsten Wilhelm von Hohenzollern-Hechingen und Karl Meinhart von Hohenzollern-Siegmaringen schloß er einen Vertrag, kraft dessen die hohenzollernschen Fürsten, nach dem gänzlichen Abgange des brandenburgischen Hauses, die fränkischen Länder, und Brandenburg, nach dem Abgange der hohenzollernschen Fürsten, die hohenzollernschen Länder erhalten sollten. — Viele Schwierigkeiten machte es unserm Churfürsten, seine gerechten Ansprüche auf die Stadt Elbingen durchzusetzen, welche (1657) Friedrich Wilhelm dem Großen für 400000 Rthlr. verpfändet worden war. Brandenburg hatte jedoch bis jetzt weder die Stadt, noch das Geld erhalten. Friedrich ließ sie daher (1698) durch den General Brand besetzen. In dem erfolgten Vergleiche versprachen die Polen, an Brandenburg in drei Monaten 300000 Rthlr. zu bezahlen; weil dies aber nicht geschah, so nahm er die Vorstädte und das Gebiet der Stadt Elbingen völlig in Besitz (1703). —

Ehrgeitz und Prachtliebe hatten schon längst in Friedrich den Gedanken erweckt, sich zum König von Preußen zu erheben. Die Wahl des Churfürsten von Sachsen zum König von Polen, die Erhebung Wilhelm III. auf den englischen Thron, erweckten und belebten diesen Gedanken aufs neue. Im Jahre 1700 legte er daher diesen Plan seinen Ministern vor, und fast alle stimmten ihm bei. Dankelmann, der sich am meisten widersetzte, fiel in Ungnade, wurde unvermuthet gefangen genommen und nach Spandau ge-

bracht. Schwerer hielt es, den Kaiser zur Anerkennung dieser Würde zu bewegen. Denn der kaiserliche Kanzler, Graf von Kaunitz, wußte ihm die Nachtheile, welche für das Haus Oesterreich dadurch entstehen würden, so nachdrücklich vorzustelleu, daß alle Schmeicheleien und Bestechungen der brandenburgischen Gesandten ohne Erfolg blieben. Unterdeß hatte die Churfürstin auf einer Reise nach Brüssel und Haag den König von England, den Churfürst von Baiern und mehrere angesehene deutsche Fürsten für die preußische Königswürde gestimmt, und von ihnen das Versprechen erhalten, dies Gesuch bei dem kaiserlichen Hofe zu unterstützen. Auch die bedenkliche Lage Europens hatte großen Einfluß auf das kaiserliche Kabinet. Der Friede mit den Franzosen zu Ryswick (1697) und mit den Türken zu Karlowitz (1699) trennte das Bündniß, welches der Kaiser mit Brandenburg geschlossen hatte, das außerdem noch große Forderungen an Hülfsgeldern machte, die Oesterreich nicht bezahlen konnte. Ueberdies sah man den spanischen Successionskrieg als unvermeidlich voraus, in welchem die Hülfe der Brandenburger sehr wichtig war. Denn Karl II., König von Spanien, war dem Tode nahe, und Frankreich machte Ansprüche auf dieses Reich, worauf auch der Kaiser schon rechnete, weil er mit Karl II. aus einem Hause abstammte. Alle diese Umstände zusammengenommen, verbunden mit den Zuredungen seines Beichtvaters, des Jesuit Wolf, den man durch Bestechungen gewonnen hatte, vermochten endlich den Kaiser, nach einer langwierigen Unterhandlung und Aufopferung großer Geldsummen, seine Einwilligung zu geben. Am 16ten November 1700 wurde der Krönentraktat unter folgenden sehr harten Bedingungen

geschlossen: 1) Friedrich mußte auf Bezahlung aller rückständigen österreichischen Hülfsgelder Verzicht thun; 2) während des bevorstehenden spanischen Erbfolgekrieges 10000 Mann auf seine Kosten unterhalten; 3) eine Kompagnie in die Reichsfestung Philippsburg schicken; 4) in allen Reichsangelegenheiten auf die Seite des Kaisers treten; 5) bei jeder künftigen Kaiserwahl seine Stimme einem österreichischen Prinzen geben, wenn nicht der Churfürst durch wichtige Gründe genöthiget würde, einen Kaiser aus einem andern Hause zu wählen; und sich verpflichten, 6) seine deutschen Reichslande keiner Verbindlichkeit gegen das Reich zu entziehen.

Kaum war die kaiserliche Bestätigung in Berlin angekommen, so reißte Friedrich, mitten im Winter (den 17ten Dezember 1700), mit seiner Gemalin, seinem Sohne, seinen Brüdern und einem großen Hofstaate nach Königsberg. Die Hinreise schon glich einem Triumph. Der ganze Zug war in vier Haufen abgetheilt. Der erste, in welchem sich der Churfürst selbst befand, bedurfte allein vier hundert Wagen. Auf jeder Station mußten, außer den churfürstlichen Pferden, noch 30,000 Vorspannpferde bereit stehen. Am 29sten Dezember zog Friedrich, auf ausdrücklichen Befehl, ohne alles Gepränge in Königsberg ein. Den 15ten Januar 1701 nahmen die Feierlichkeiten, mit der öffentlichen Bekanntmachung der Erhebung des Herzogthums Preußen zu einem Königreiche, unter dem Läuten aller Glocken und einem schrecklichen Kanonenfeuer ihren Anfang. Voraus ritten zwei Pauker und vier und zwanzig Trompeter. Ihnen folgten vier Herolde. Sie trugen blaue sammetne Wappen-

röcke, auf denen das königlich-preußische Wappen gestickt war, schwarze sammetne Hüte mit weißen Federn, große Heroldsstäbe, die oben mit goldenen Kronen gezlert, mit blauem Sammet und goldenen Tressen umwunden waren. Die langen, bis auf die Erde herabhängenden, Decken ihrer Pferde waren von Silberstoff und mit goldenen Adlern und Kronen übersäet. Dann kamen viele Hof- und Kriegsbediente, und ein Haufen Dragoner beschloß den Zug. An fünf verschiedenen öffentlichen Plätzen hielt derselbe still, Pauken und Trompeten schwiegen, die ganze Begleitung entblößte das Haupt, und der erste Herold las mit lauter Stimme die Bekanntmachung ab, welche sogleich gedruckt unter das Volk vertheilt wurde *). Der folgende Tag, ein Sonntag, wurde einem feierlichen Gebete um den Beistand der Vorsehung zur bevorstehenden Krönung gewidmet. Den 17ten stiftete Friedrich den schwarzen Adler-Orden, dessen Ritter nie mehr, als dreißig sein sollten, 16 Ahnen haben, und um dem Orden fortdauernd Ehre zu machen, gerecht und keusch zu leben, Künste und Wissenschaften zu schützen, und Witt-

*) Sie war folgenden Inhalts: „Demnach es durch die weise Vorsehung dahin gediehen, daß dieses bishero gewesene souveraine Herzogthum Preußen zu einem Königreiche aufgerichtet, und desselben Souverain, der allerdurchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Friedrich, König in Preußen geworden, so wird solches hierdurch männiglich kund gethan, publizirt und ausgerufen. Lange lebe Friedrich, unser allergnädigste König! Lange lebe Sophie Charlotte, unsre allergnädigste Königin!“

wen, Waisen und Unglücklichen beizustehen, versprechen mußten *). Am 18ten, dem in der preußischen Geschichte ewig denkwürdigen Tage, ging die eigentliche Krönung mit ungewöhnlicher Pracht vor sich. Morgens um 9 Uhr, trat Friedrich im königlichen Schmucke aus seinem Kabinet in einen großen Audienzsaal. Er trug ein Kleid von rothem Scharlach, reich mit Gold

---

*) Der schwarze Adler-Orden besteht aus einem blau emaillirten, in acht Spitzen ausgehenden Kreuze, in dessen Mitte der Namenszug F R., und in einer jeden der vier Mittelecken ein schwarzer Adler mit gebreiteten Flügeln sich befindet. Dieses Kreuz hängt an einem orangefarbenen Bande, von der linken Schulter nach der rechten Hüfte. Außerdem tragen die Ritter auf der linken Brust einen in Silber gestickten Stern, in dessen Mitte ein schwarzer fliegender Adler vorgestellt ist, welcher in der einen Klaue einen Lorbeerkranz und in der andern einen Donnerkeil hält, mit dem Wahlspruch: Suum cuique! (einem Jeden das Seine!) Die ganze Ritterkleidung besteht in einem Rock von blauem Sammet, einem Mantel von incarnatrothem Sammet mit himmelblauem Mohr gefuttert und in einer goldenen Ordenskette, welche von dem wechselsweise aneinander gefügten Namenszüge F R, und von Adlern, die Donnerkeile in den Klauen halten, zusammengesetzt ist. An dieser Kette, vorn auf der Brust, hängt das blau emaillirte Ordenskreuz, und auf der linken Seite des Mantels ist der oben beschriebene Stern gestickt. Auf dem Kopfe tragen die Ritter einen schwarz sammetnen Hut mit einem weißen Federbusch.

gestickt und mit großen diamantenen Knöpfen besetzt, jeder 3000 Dukaten an Werth. Der Königsmantel bestand aus karmosinrothem Sammet, mit Hermelin gefüttert, mit goldgestickten Adlern und Kronen besäet, und mit einer Agraffe aus drei Diamanten versehen, deren Werth man allein auf eine Tonne Goldes schätzte. Die Schleppe des Mantels trug der Oberkämmerer mit einigen Kammerherren. So ausgeschmückt trat der König mit dem goldenen, überall mit Diamanten und Rubinen besetzten, Zepter in den großen Saal, und ließ sich auf einem Throne nieder. Mit eigener Hand setzte er sich hier die Krone auf, um dadurch öffentlich anzuzeigen, daß er von niemanden, als von sich selbst, die Königswürde empfangen habe. Hierauf nahm er den Zepter in die rechte und den Reichsapfel in die linke Hand, und empfing die Huldigung seines Sohnes und seiner Brüder, die auf den Stufen des Throns das Knie vor ihm beugten. Nun begab er sich, von seinem vornehmsten Hofstaate begleitet, zur Königin, die ihn am Eingange des Vorzimmers erwartete, und ihn durch Kniebeugen huldigte. Der König setzte ihr die Krone auf, hob sie auf, umarmte sie, setzte sich mit ihr auf den Thron, und sie nahm ebenfalls die Huldigung der Prinzen an. Jetzt begab sich das königliche Paar nebst dem ganzen Hofe zur Königssalbung in die lutherische Schloßkirche. Schon vorher waren der reformirte Oberhofprediger Ursinus und der lutherische von Sanden, zur Erhöhung der Feierlichkeit, zu Bischöfen ernannt, ihr Gehalt bis auf 8000 Thlr. erhöht, und Ursinus auch in den Adelstand erhoben, mit Verwandlung seines lateinischen Namens in den deutschen von Bär. Nach geendigtem Gottesdienste trat der König vor den Altar, und legte dort Krone und Zepter nieder.

Der Oberkämmerer rückte dem Könige die Perücke etwas von der Stirn zurück, der Bischof von Bär bestrich diese Stirnstelle und die Pulse der beiden königlichen Hände mit geweihtem Oele, sprach einige Worte, und dann ertönte unter Pauken und Trompetenschall ein Chor: Amen! Amen! Glück zu dem Könige! Glück zu dem Könige! Glück zu dem Könige! Gott verleihe ihm langes Leben! Der König setzte sich darauf die Krone selbst wieder auf, nahm den Zepter in die Hand, und kehrte zum Thron zurück. Dann folgten noch verschiedene Gesänge und Gebete, und endlich ein Generalpardon für alle Gefangenen; die Mörder, Schuldner, Majestätsschänder und — den treuen Dankelmann ausgenommen. Bei dem Ausgange des königlichen Paare aus der Kirche wurden goldene und silberne Krönungsmünzen unter das Volk geworfen. Nun folgte das erste königliche Mahl. Es war sehr prächtig und feierlich, versteht sich, nach dem Geschmacke der damaligen Zeit. Vor dem Mahle wurden dem König und der Königin von zwei Kammerherrn, unter Anführung der vier Marschallsstäbe, Wasser zum Waschen gereicht. Sieben und zwanzig Kammerjunker und Offiziere, die aus Hauptleuten und Oberstlieutenants bestanden, trugen unter Anführung von vier Marschällsstäben, denen Paukker und Trompeter vorangingen, die Speisen. Das königliche Paar setzte sich im königlichen Schmucke unter einem Thronhimmel zur Tafel. Nur den Zepter gab der König während des Essens dem hinter ihm stehenden ersten Kammerherrn, Grafen von Dohna. Das königliche Paar aß von goldenen, der Kronprinz und die Brüder des Königs von vergoldeten Tellern. Wenn der König zu trinken begehrte, so reichte der Mundschenk das Glas einem Kammerjunker, dieser einem

Kammerherrn, der Kammerherr dem Oberkämmerer, der es erst kredenzte und dann dem Könige übergab. Für die Königin wurde das Glas erst einem Kammerjunker, dann einem Kammerfräulein, dann der Oberhofmeisterin, und endlich der Herzogin von Holstein überreicht, die es der Königin einhändigte. Schon einige Tage vorher war, nach Art der römischen Kaiserkrönung, ein Ochse an einem großen Balken gebraten, und mit Schafen, Rehen, Hünern, Gänsen und allerlei Federwildprett gefüllt und gespickt worden. Als dem Könige in feierlicher Prozession ein Stück von diesem Ochsen überreicht war, wurde er dem Volke Preis gegeben. Für dasselbe ließen auch zwei künstliche Springbrunnen, die zwei Adler vorstellten, rothen und weißen Wein aus ihren Schnäbeln heraus fließen. Gemeinnütziger waren die 1000 Thlr., die der König am Krönungstage dem Armenhause, schenkte und die 10,000 Thlr., die er zur Errichtung zweier neuen Armenhäuser hergab. Ein Feuerwerk beschloß die Feierlichkeit dieses Tages. — Unter steten Vergnügungen verweilte Friedrich bis zum 8ten März zu Königsberg, traf am 17ten März zu Potsdam ein, und hielt erst, da die Anstalten zu seinem feierlichen Empfange in Berlin noch nicht vollendet waren, am 6ten Mai seinen prachtvollen Einzug daselbst. Vorstadt, Thor und Straße, durch welche der Zug ging, wurden daher Königsthor, Königsstraße u. s. w. genannt, da sie vorher George hießen. Alle europäischen Staaten, nur der Pabst, die polnischen Stände, der deutsche Ritterorden und Frankreich ausgenommen, erkannten die Königswürde Friedrichs an, der sich von jetzt an König Friedrich I. nannte.

Während dieser Zeit hatten zwei blutige Kriege, der spanische Erbfolgekrieg und der nordische Krieg, fast ganz Europa in Feuer und Flammen gesetzt. An dem letzten nahm Friedrich weder jetzt, noch in der Folge den geringsten Antheil, so blendend auch die Versprechungen waren, welche ihm Peter der Große machte, und so gewiß auch die Umstände einen glücklichen Erfolg erwarten ließen, da Karl XII., König der Schweden, bei Pultawa völlig geschlagen worden war; in den ersten aber ward er wegen des Bündnisses mit dem Kaiser verflochten. Der Urheber dieses Krieges war Ludwig XIV., welcher, nach Karls II., Königs von Spanien, Tode (den 1sten November 1700), dieses ganze Reich mit seinem Hause vereinigen wollte. Der Kaiser, England und Holland widersetzten sich diesem Plane, und schlossen mit mehreren andern deutschen Fürsten ein Bündniß *); Baiern und Kölln allein verbanden sich mit den Franzosen.

---

*) Karl II. hatte nemlich in einem Testament den französischen Prinzen Philipp, Herzog von Anjou, einen Enkel Ludwigs XIV., zu seinem Erben und Nachfolger ernannt, der auch, mit Zustimmung der spanischen Nation, den Thron bestieg. Allein Kaiser Leopold, welcher mit dem verstorbenen König von Spanien aus Einem Hause abstammte, behauptete, daß dieser kein Recht gehabt habe, zum Nachtheil der männlichen Verwandten der Nebenlinie seines Hauses ein Testament zu machen, verlangte die spanische Krone für seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl, und erklärte diesen Krieg für einen Reichskrieg, der in

Ob sich gleich Friedrich nur 10,000 Mann zu stellen verpflichtet hatte, so erbot er sich dennoch von selbst, 20,000 Mann an den Rhein und 6000 nach Italien zu schicken. In diesem langen und blutigen Kriege bewährten die Brandenburger ihren alten Kriegsruhm aufs neue. Im Jahre 1702 half ein brandenburgisches Heer am Niederrhein, unter dem Fürsten Leopold von Dessau, Kaiserswerth und Lüttich einnehmen, worauf im folgenden Jahre die Eroberung von Rheinbergen, Bonn und Geldern erfolgte. Nicht so glücklich waren die Alliirten am Oberrhein, wo sie von den Franzosen und Baiern bei Hochstädt geschlagen wurden (1703), wobei Fürst Leopold mit 3000 Brandenburgern den Rückzug deckte. — Ludwig XIV., der die Wichtigkeit der preußischen Truppen fühlte, gab sich vorzüglich jetzt alle Mühe, den König Friedrich von seinem Bündniß mit dem Kaiser abzuziehen, und erbot sich, nicht nur die preußische Königswürde anzuerkennen, ihm das Fürstenthum Oranien unentgeltlich einzuräumen, und seine Ansprüche auf Neufchatel zu unterstützen, sondern auch 100,000 Louis'dors sogleich, und monatlich 100,000 Rthlr. Subsidien zu zahlen; allein unserm König war sein gegebenes Wort zu heilig, um sich durch diese glänzenden Versprechungen wankend machen zu lassen. Im Gegentheil vermehrte er, zum Besten der Verbundenen, sein Heer ansehnlich, und errichtete eine Land-Miliz von 10,000 Mann. Im Jahre 1704 halfen die preußischen Truppen, unter Eugen und Marlborough, jenen herrlichen Sieg bei

---

der Folge unter dem Namen des spanischen Erbfolge-Krieges bekannt wurde.

Hochstädt erfechten, wodurch die Franzosen aus Baiern und Schwaben vertrieben und eine große Anzahl derselben gefangen genommen wurde. Auf Marlboroughs Zureden, schickte Friedrich 8000 Mann unter Leopolds Anführung nach Italien, welche aber in der unglücklichen Schlacht bei Cassano (1705), den französischen Waffen weichen mußten. Desto größern Ruhm erwarben sie sich in der blutigen Schlacht bei Turin, wo die Preußen zuerst die französischen Verschanzungen erstiegen. Auch in den übrigen Feldzügen waren die preußischen Truppen, deren Anzahl sowohl am Rhein, als in Italien im Jahre 1709 sich bis auf 30,000 Mann belief, sehr thätig. Sie nahmen lebhaften Antheil an den Schlachten bei Oudenarde (1708), bei Malplaquet, an der Eroberung der Stadt Dornick (1709) und vielen andern Kriegesbegebenheiten. — In den folgenden Jahren wurde der Krieg in Deutschland und Italien mit abwechselndem Glücke und zuletzt, besonders durch Englands Eifersucht gegen Oesterreich, immer schläfriger geführt. Im Jahre 1712 wurden deshalb zu Utrecht die Friedensunterhandlungen eröfnet; allein Friedrich I. erlebte die Beendigung derselben nicht.

Während dieses Krieges beschäftigten noch verschiedene andere Angelegenheiten den König, wodurch er die Rechte und das Ansehen seines Hauses durch friedliche Mittel ansehnlich vermehrte. In verschiedenen katholischen Ländern, vorzüglich in der Pfalz, nahm er sich der gedrückten Protestanten nachdrücklich an, und die Drohung, in seinen Ländern gegen die Katholiken Repressalien zu brauchen, bewirkte den Düsseldorfer Religionsvergleich (1705). Vergeblich aber blie-

ben alle seine Bemühungen, zwischen den Reformirten und Lutheranern eine Religionsvereinigung zu Stande zu bringen. — Nach dem Tode Wilhelms III., Königs von England und Statthalters von Holland (1702), hätten diejenigen Länder, welche er als oranischer Fürst eigenthümlich besessen, nach dem Testamente, welches Friedrich Heinrich von Oranien (1644) gemacht hatte, an das Haus Brandenburg fallen sollen; allein König Wilhelm III. hatte dieses Testament verworfen, und seinen Vetter, den jungen Fürsten von Nassau-Diez, Johann Wilhelm Friso *), zum Erben dieser Länder bestimmt und die Generalstaaten zu Vollziehern dieses Testaments ernannt. König Friedrich erklärte dieses aber für ungültig, und nahm die beiden Grafschaften Mörs und Lingen unverzüglich in Besitz. Das Fürstenthum Oranien eignete sich jedoch Ludwig XIV. zu, und die Holländer besetzten nicht nur die übrigen Güter von der oranischen Erbschaft, sondern machten auch unserm König die von ihm besetzten Erbländer streitig, und beharrten selbst dann noch in ihrem Widerspruch, als Kaiser Joseph I. die Grafschaft Mörs in ein Fürstenthum erhob und sie Brandenburg zusprach (1707). Erst 1732, unter Friedrich Wilhelm I., wurde dieser Streit entschieden. — Aus Dankbarkeit für die wesentlichen Dienste, welche Friedrich dem König Wilhelm III. sowohl in England, als in den Nie-

---

*) Friso ist ein Beiname von der Provinz Friesland, worüber dieser Prinz Statthalter war. Denn Wilhelm III. verwaltete die Starthalterschaft nur über fünf holländische Provinzen.

derlanden geleistet hatte, trat ihm dieser alle Ansprüche auf Neufchatel und Valengin ab (1694), welche damals die verwittwete Herzogin Maria von Neumours besaß. Diese starb 1707. und da sich mehrere fürstliche Häuser zu dieser Hinterlassenschaft meldeten, so wurde die Entscheidung dieser Angelegenheit dem Obergericht zu Neufchatel übergeben. Dieses entschied für Friedrich, der auch ohne weitere Schwierigkeit (den 3ten November 1707) durch den Grafen von Metternich die Huldigung einnehmen ließ. — Dem Grafen von Solms-Braunfels kaufte der König in eben diesem Jahre die Grafschaft Tecklenburg in Westphalen für 300,000 Thlr. ab, und verknüpfte sie mit der Grafschaft Lingen. —

Ungeachtet die auswärtigen Kriege, an denen Friedrich Theil nahm, seine Neigung zur Pracht, seine kleinliche Sucht zu glänzen, verschiedene unglückliche Finanzspekulationen und die üble Wirthschaft unwissender und schlecht gesinnter Staatsdiener ungeheure Summen erforderten und die drückendsten Auflagen erzeugten, so war er dennoch nicht weniger bemüht, seinen Staaten durch die innere Landesregierung, wobei er den weisen Planen seines großen Vaters folgte, wirkliche Vortheile zu verschaffen. Auch er nahm menschenfreundlich alle die Fremden auf, welche ein blinder Religionseifer oder die zerstörende Kriegswuth aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte. Aus der Schweiz kamen so viele Flüchtlinge an, daß man aus ihnen drei Kompagnien Schweizergarde errichtete. Sie bauten sich vorzüglich in den Aemtern Lindau, Ruppin und Lenin an, und erhielten in der Folge (1710) eine eigene Gerichtsbarkeit, unter dem Namen eines schweizerischen

Oberdirektoriums, welches vom Kammergericht unabhängig war. Ein großer Theil der Pfälzer, welche die Grausamkeit des Krieges aus ihrem Vaterlande vertrieb, bebaute vorzüglich die wüsten Plätze zu Magdeburg und Halle. — Aus dem Fürstenthum Oranien ließen sich mehrere vertriebene protestantische Einwohner, denen man nur 3 Monate zur Flucht erlaubte, in Brandenburg nieder. Ihre Anzahl wuchs bald so sehr, daß Friedrich für sie ein eigenes Gericht, das oranische Tribunal, stiftete (1709), dem auch die aus der oranischen Erbschaft erhaltenen Länder, Mörs, Lingen und Tecklenburg unterworfen waren. In Berlin wurde ein Gasthaus für Neuankommende, ein Hospital für Kranke, ein eigenes Gymnasium zu Erziehung junger Gelehrten errichtet, und außerdem noch ein Fond von 40,000 Rthlr. bestimmt, um den ankommenden Land-, Handwerks- und Handelsleuten durch Vorschüsse aufzuhelfen. — Die Fabriken und Manufakturen würden gleichfalls in mehrere Aufnahme gebracht. In Berlin, Magdeburg, Küstrin und Kolberg gab es schon große Tabacksspinnereien. Die Salzsiedereien, welche im 30 jährigen Kriege sehr in Verfall gerathen waren, stellte man wieder her und verbesserte sie ansehnlich. Zu Wettin, Könnern und Löbegin wurden Steinkohlenbergwerke angelegt. Die Spiegelmanufaktur zu Neustadt an der Dosse versorgte nicht allein ganz Brandenburg hinlänglich mit Spiegeln und Glas, sondern hatte auch noch Vorrath für Absatz in's Ausland. Die Wollmanufakturen und Tuchmachereien, welche durch die sächsischen Tuchmacher sehr gelitten hatten, suchte Friedrich durch die patriotische Verordnung (1700) wieder empor zu bringen, daß zu Monturen und Hoftrauern einländisches

Tuch genommen werden mußte. — Im Jahre 1695 errichteten zwei leipziger Kaufleute die Gold- und Silberfabrik zu Berlin. — Zur Erleichterung der Salzausfuhr wurden sechs Schleusen an der Saale erbaut. Der von Friedrich erbaute Friedrichsgraben verband die Seine mit der Memel. — Berlin erweiterte er durch die Friedrichsstadt, welche ihm zu Ehren so genannt wurde. — Um das Andenken seiner vortrefflichen Gemalin, Charlotte Sophie, auch im Tode noch zu ehren, ließ er Lützen oder Lützow, ein Dorf ohnweit Berlin, das sie verschönert und erweitert, in ein Städtchen verwandelt, mit einem Schlosse versehen und zu ihrem Lieblingssitz erwählt hatte, beträchtlich vergrößern, und nannte es zu ihrem Andenken Charlottenburg. — Im Jahre 1693 wurde für Berlin ein besonderes Polizeidirektorium errichtet, und um jeder Betrügerei zu steuern, die Verordnung gegeben, daß man sich beim Verkauf nur der gleichgemachten gestempelten Maaße, Gewichte und Ellen bedienen sollte. — Um Berlin vor Brodmangel zu schützen, erbaute Friedrich das Proviantthaus in der neuen Friedrichsstraße (1709). — Zur Verbesserung der Feueranstalten wurde die Generalfeuersocietät errichtet, wozu jeder Angesessene jährlich eine bestimmte Summe, die sich nach dem Werthe der Häuser richtete, beitragen mußte. — 1695 wurde für Berlin eine Armenkasse gestiftet und eine wöchentliche Allmosensammlung von Haus zu Haus, so wie die Ausstellung der Becken an dem ersten Sonntage jedes Monats bewilligt. — 1697 wurde zu Berlin ein Armen-, ein Zucht und Spinnhaus, und zu Potsdam ein Waisenhaus erbaut. — Nach dem von Leopold I. (1702) auf sämtliche königl. Pro-

vinzen ausgedehnten Recht de non appellando, nach welchem kein Churmärker von den Urtheilen des brandenburgischen Kammergerichts an das Reichskammergericht oder den Reichshofrath appelliren durfte, stiftete Friedrich (1703) das Oberappellations-Gericht — jetzt Tribunal genannt —, an welches von jetzt an alle Appellationen aus den sämtlichen preußischen Ländern gehen sollten.

In Ansehung des Militairs, wo noch keine bestimmte Truppenanzahl statt fand, machte Friedrich ebenfalls mancherlei Verbesserungen. Er schaffte sowohl die Piken, als Musketen ab, und führte die Flinten mit Bajonetten und französischen Schlössern ein, so daß die Lunte, mit der man sonst die Muskete abfeuerte, entbehrt werden konnte. Auch ließ er die Infanterie in vier Glieder ordnen, und sie gegen die feindliche Reuterei durch spanische Reuter schützen. Die Artillerie war noch in einem sehr unvollkommenen Zustande. — Die Einführung des General-Auditoriats und des Militairkonsistoriums gab dem Militairstande eine eigene Verfassung.

Am meisten hatten die Künste, die Wissenschaften und gelehrten Schulen König Friedrich I. zu danken. — Im Jahre 1699 wurde eine Bildhauer- und Maler-Akademie, die erste in Deutschland, gestiftet. Sie wurde nach der zu Rom und Paris befindlichen eingerichtet, am 11ten Julius, als am Geburtstage des Königs, eingeweiht, und erhielt auf der Dorotheenstadt ein besonderes Gebäude. — Eine andere gelehrte Anstalt veranlaßte Leibnitz, der Lehrer und Freund der großen Königin, Sophie Charlotte.

Dies war die Akademie, oder wie sie anfangs hieß, die Societät der Wissenschaften, zu Berlin. Sie wurde zwar schon 1700 gestiftet, aber erst den 19ten Januar 1711 förmlich eingeweiht, weil das dazu bestimmte Gebäude nicht früher vollendet werden konnte. Zu ihrer Erhaltung bekam sie den Alleinhandel mit den Kalendern, woher jenes strenge Verbot der Einführung fremder Kalender in den preußischen Staaten rührt. — Thomasius, Magister und Advokat zu Leipzig, wurde wegen einiger politischen Streitigkeiten nicht nur seines Amts entsetzt, sondern auch aus ganz Sachsen verwiesen. Er ging, von einigen hundert Studenten begleitet, nach Halle, und setzte hier seine Vorlesungen fort. Schon Friedrich Wilhelm der Große hatte hier eine Universität errichten wollen; der würdige Dankelmann brachte diesen Plan bei Friedrich aufs neue in Anregung und betrieb ihn aufs eifrigste. Er wirkte unterm 19ten October 1693 einen kaiserlichen Freiheitsbrief aus, berief geschickte Lehrer, sorgte für den nöthigen Unterhalt, und am 11ten Juli 1694 ging die Einweihung der Friedrichsuniversität, in Gegenwart des Churfürsten, seines Hofes und vieler andern fürstlichen Personen, mit großer Pracht vor sich. Der jedesmalige Churprinz wurde zum Rektor und D. Baier zum ersten Prorektor ernannt. — Im nemlichen Jahre verewigte sich ein Privatmann durch die Stiftung einer nicht minder berühmten und nützlichen Anstalt. Dies war August Herrmann Franke, Professor der Theologie und Prediger zu Glaucha, bei Halle, der den 13ten Julius 1698, zum Seegen vieler tausend Menschen, das hallische Waisenhaus stiftete, das an unserm Friedrich einen sehr thätigen Unterstützer fand. — Außerdem entstanden noch ver-

schiedene andere Schulen. Zu Halle, zu Frankfurt an der Oder und zu Königsberg in Preußen wurden Friedrichsschulen und zum Besten der Reformirten in Halle, das Gymnasium illustre errichtet (1711). Die Stiftung der Fürsten- und Ritterakademie (1705) war ein eben so verdienstliches Werk unsers Friedrichs. — Der Bibliothek half der König nicht nur durch den Befehl auf, von allen im Lande gedruckten Büchern zwei Exemplare an sie abzugeben, sondern auch durch ansehnliche Geldunterstützungen. — Für das Collegium Medicum zu Berlin wurde eine Anatomiekammer angelegt, um durch Kadaver die Nützlichkeit der Vorlesungen zu vermehren. —

Ein großes Hinderniß der Gelehrsamkeit war die überaus große Vorliebe, welche Friedrich gegen den Erbadel zeigte. Die höchsten und einträglichsten Stellen wurden mit Adlichen, und nur als Ausnahme mit Bürgerlichen besetzt. Er errichtete sogar ein Oberst-Heroldsamt (1706), vor welchem jeder Adliche seine Aechtheit beweisen sollte, damit man hierin ja keinen Fehltritt thue. Ein trauriges Beispiel hiervon giebt uns Schlüter, der geschickteste Baumeister und Bildhauer damaliger Zeit. Dieser große Künstler, der mit einem ansehnlichen Gehalt zum Hofbaudirektor ernannt worden war, und durch den Schloßbau zu Berlin, das Zeughaus, mehrere Kunstgebäude und vorzüglich durch die Bildsäule des großen Churfürsten sein Andenken verewigt hat *), wurde von einem Adlichen

*) Schlüter entwarf das Modell zu der Statue zu Pferde; der Stückgießer Jakobi goß es in Metall, und am Ge-

(dem Obrist Erfander von Göthe), der ihm an Talenten und Geschicklichkeit unendlich weit nachstand, angeschwärzt und verlor Amt und Gehalt, welches beides sein Verfolger erhielt.

Friedrich, der von Jugund auf einen schwächlichen Körper gehabt hatte, und zuletzt auch noch an heftigen Brust- und Magenschmerzeu litt, fühlte die Heranahung seines Todes, nahm von dem Kronprinz Abschied, dem er noch vortreffliche Lehren der Regierungsweisheit ertheilte, und starb unter Gebeten den 25sten Februar 1713 im 56sten Jahre seines Alters und im 25sten seiner Regierung *). — Er hatte sich dreimal ver-

---

burtstage des Königs (1703) wurde sie unter vielen Ceremonien auf der langen Brücke aufgestellt, wo sie noch jetzt allgemeine Bewunderung erregt.

*) Eine unvermuthete heftige Erschütterung beschleunigte seinen Tod. Die Königin (Sophie Louise), welche wohl bemerken mochte, daß nur Convenienz das eheliche Band geknüpft und wie wenig sie im Stande sei, die Stelle ihrer verstorbenen, in jeder Hinsicht so musterhaften Vorgängerin zu ersetzen, hatte sich, im Gefühl dieses Bewußtseins, gänzlich dem Hange zur Einsamkeit und dadurch dem Pietismus bis zur Schwärmerei ergeben, war nach und nach in eine solche Geistesverwirrung gerathen, daß man sie in ihren Gemächern, welche einem Bethause glichen, bewachen mußte, uud zuletzt in eigentlichen Wahnsinn versunken. Einst entschlüpfte sie ihren Wächterinnen, rannte nach dem Zimmer des Königs, dem man ihren Zu-

mählt: das erstemal mit Elisabeth Henriette von Hessenkassel; das zweitemal mit Charlotte Sophie, Churfürst Ernst Augusts von Braunschweig-Lünburg Tochter, welche ihm den Kronprinz Friedrich Wilhelm gebar; und das drittemal mit Sophie Louise, verwittwete Erbprinzessin von Mecklenburg-Güstrow, geborne Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Unstreitig würde Friedrich, bei seinem milden, menschenfreundlichen Herzen, und der aufrichtigen Liebe zu seinen Unterthanen, zu ihrem Glücke noch mehr gethan haben, wenn treuere Diener ihm zur Seite gestanden hätten. — Seinem Nachfolger hinterließ er einen Armeebestand von ungefähr 30000 Mann, und ein Königreich, welches um 40 Quadratmeilen vergrößert worden war *).

---

stand um so leichter hatte verheimlichen können, da er schon längst von ihr getrennt lebte — stürzte durch eine Glasthüre, der Verwundung und des Schmerzes ihrer Hände nicht achtend, wüthend auf ihren Gemal zu, der in einem Lehnstuhle schlummerte. Er erwachte, erblickte vor sich eine hagere, abgezehrte, halb entblößte Gestalt, mit wild herunterhängenden Haaren, blutigen Armen und Händen, und erstarrte, als er in den Schmähreden und Schimpfwörtern über seine Kälte, seine Gemalin erkannte. Die herbei eilenden Bedienten befreiten ihn zwar vor eigentlichen Mißhandlungen; allein der heftige Schreck zog ihm ein Fieber zu, und er mußte sich ins Bette legen, um es nie wieder zu verlassen! —

*) Diese Vermehrung, obgleich er den schwibusischen Kreis von

Friedrich Wilhelm I. 1713 — 1740.

Friedrich Wilhelm I. war den 15ten August 1688 geboren. Als das einzige Kind seiner Aeltern, verwendete man auf seine Erziehung die größte Sorgfalt, und übergab ihn der Aufsicht der Frau von Rocoule, einer reformirten Französin, die der Religionsverfolgungen wegen ihr Vaterland verlassen hatte, und die Auszeichnung, welche man ihr erwieß, vollkommen verdiente. In seinem 3ten Jahre (1691) wurde er an den großväterlichen Hof zu Hannover gebracht und daselbst mit George II., nachmaligem König von England, gemeinschaftlich erzogen. Allein beide Prinzen lebten in unaufhörlichen Streitigkeiten, und hatten eine außerordentliche Abneigung gegen einander, welche bei zunehmendem Alter immer stieg. — Friedrich Wilhelm kehrte deshalb zu Ende des Jahres 1693 nach

---

3 Quadratmeilen an Oesterreich abgetreten hatte, bestand in

Quedlinburg mit	2. Q. M.
Mörs	6. —
Lingen	9. —
Tecklenburg	6. —
Neufchatel und Valengin	17. —
	40 —
Hierzu die von seinem Vater empfangenen Länder, mit Ausschluß des schwibusischen Kreises	2038 —
	2078 Q. M.

Berlin zurück und erhielt nun den Minister und Generallieutenant, Graf Alexander von Dohna, zum Oberhofmeister, so wie einen gewissen Rebeur, aus der französischen Schweiz, zum eigentlichen Lehrer, dessen pedantischer Erziehungsmethode es unstreitig zuzuschreiben ist, warum Friedrich Wilhelm in der Folge einen so entschiedenen Widerwillen gegen die Wissenschaften bekam. An die Stelle des Grafen von Dohna kam 1702 der Oberste Graf Fink von Finkenstein, ein Mann von vortrefflichem Charakter und entschiedener Vorliebe für das Militair. Durch ihn bildete sich Friedrich Wilhelm zum Soldaten aus, und wurde schon im folgenden Jahre in den geheimen Staats- und Kriegsrath eingeführt. Seit dieser Zeit nahm er an den damaligen Kriegsbegebenheiten lebhaften Theil, wohnte unter andern der Schlacht bei Malplaquet bei, und kehrte nach der Einnahme von Mörs (1709), mit Kriegskenntnissen bereichert und mit Ruhm gekrönt, nach Berlin zurück. — Noch als Kronprinz vermälte er sich mit der hannöverschen Prinzessin Sophia Dorothea (1706).

Gleich nach dem Antritt seiner Regierung zeigte sich Friedrich Wilhelm als erklärter Feind aller Pracht und Verschwendung, zog mehrere kostspielige Aemter ganz ein, verringerte die hohen Besoldungen anderer, suchte die Finanzen zu verbessern und der Bevölkerung in seinen Ländern wieder aufzuhelfen. — Durch den am 11ten April 1713 zu Utrecht geschlossenen Frieden, erhielt Friedrich Wilhelm mehrere bedeutende Vortheile. Sowohl von Spanien, als auch von Frankreich, wurde nicht nur die preußische Königswürde und die Souverainität über Neufchatel und Valengin anerkannt,

sondern er behielt auch das, was sein Vater vom Oberquartier-Geldern in Besitz genommen hatte, nebst Kessel und Kriechenberg. Dagegen trat er alle seine Rechte auf das Fürstenthum Orange und alle seine Ansprüche auf die oranische Verlassenschaft und Burgund an Frankreich ab. — In demselben Jahre nahm er auch die Grafschaft Limburg, worauf sein Vater (1694) die Anwartschaft erhalten hatte, nach dem Absterben des letzten Grafen dieses Hauses, in Besitz. —

Der nordische Krieg wüthete jetzt an den brandenburgischen Staaten mehr als jemals, und nöthigte endlich auch Friedrich Wilhelm, daran Theil zu nehmen. Der schwedische General Steinbock war nehmlich durch die Russen und Sachsen, von denen er sich unvorsichtigerweise hatte einschließen lassen, gezwungen worden, sich zu ergeben. Der Ueberrest seines Heers, der sich in die holsteinische Festung Tönningen geworfen hatte, konnte einem ähnlichen Schicksale — obwohl erst im folgenden Jahre und unter freiem Abzuge — nicht entgehen. Die Russen und Schweden, die jetzt keinen Widerstand mehr fanden, machten nun Anstalten, Schwedisch-Pommern zu besetzen. Dieses zu verhindern, beschlossen der Herzog Administrator von Holstein und der General Welling, Statthalter in Pommern, dieses Land dem König von Preußen zur Sequestration zu übergeben. Dieser nahm den Antrag an; als sich aber der Kommandant von Stettin, General Mayerfeld, weigerte, ihm diesen Ort zu übergeben, so stand er davon ab. Sogleich übernahmen die Russen und Sachsen die Belagerung dieser Stadt, und setzten ihr so heftig zu, daß Mayerfeld, unvermögend, sie länger zu vertheidigen, sich zur Uebergabe bereitwil-

lig fand. Friedrich Wilhelm zahlte hierauf an Sachsen und Rußland 400,000 Thlr. zum Ersatz der Kriegskosten, welche Summe Schweden an Preußen zurückgeben sollte, besetzte Stettin mit 1000 Mann, und versprach zu verhindern, daß die Schweden nicht aus Pommern in Polen einfallen, und die Schweden von ihren Feinden in Pommern nicht sollten beunruhigt werden. Karl XII., der bis jetzt in der Türkei gewesen war, wo er Beistand gesucht, aber keinen erhalten hatte, langte kaum von Demotica in Stralsund an (den 22ten November 1714), als er sogleich diesen Sequestrationsvergleich, der ohne sein Wissen und Willen geschlossen sei, zu vernichten beschloß, Stettin unter Drohungen zurückforderte, und die Wiederbezahlung der 400,000 Thlr. durchaus verweigerte. Da alle Vorstellungen des Königs bei diesem hartnäckigen Monarchen fruchtlos waren, dieser im Gegentheil sich der Insel Usedom bemächtigte und die dasigen preußischen Sequestrationsvölker gefangen nahm, so erklärte ihm Friedrich Wilhelm sogleich öffentlich den Krieg, nachdem er vorher mit Dännemark, Polen und Rußland ein Bündniß geschlossen hatte. Der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau stieß mit 20,000 Preußen zu den Dänen und Sachsen in Pommern, und als Friedrich Wilhelm die holsteinischen Truppen in Stettin entwaffnen und die Bürger den Eid der Treue hatte ablegen lassen, stellte er sich selbst an die Spitze der Armee. Das Hauptaugenmerk der Verbündeten war auf die Festung Stralsund gerichtet. Nachdem Wollin, Wolgast, Usedom und die Peenamünder Schanze *) erobert, die Insel

*) Ein fester Posten an der westlichen Landspitze von Usedom, der die Aus- und Einfarth der Peene beherscht

Rügen dem Fürst Leopold sich hatte unterwerfen müssen, die schwedische Flotte von einer dänischen geschlagen worden war, führte man dieses Vorhaben unverzüglich aus, und betrieb es, ungeachtet der einfallenden Kälte und der üblen Witterung, mit dem hitzigsten Eifer. Karl selbst befand sich in Stralsund und entging nur mit Mühe, auf einer einzigen kleinen Fregatte, in welche er sich blos mit 10 Personen des Nachts begab, um mitten durch das mit feindlichen Schiffen bedeckte Meer zu fahren, der Gefangenschaft (den 20ten December 1715). Die Besatzung ergab sich hierauf zu Kriegsgefangenen, und zwei preußische Bataillons, mit eben so viel Sachsen und Hannoveranern, besetzten die Stadt. Friedrich Wilhelm selbst ging nach Berlin zurück, wo er den 2ten Januar 1716 eintraf. — Der Tod Karls XII., der bei der Belagerung der Grenzfestung Friedrichshall in Norwegen erschossen wurde (den 17ten December 1718), machte diesem Kriege ein Ende. Im Jahre 1720 (den 21sten Februar) kam der Friede mit Preußen zu Stockholm zu Stande, nach welchem Friedrich Wilhelm an Schweden 2 Millionen Thaler zahlte und dafür Stettin und denjenigen Distrikt, welcher zwischen der Peene und Oder liegt, nebst der Insel Usedom und Wollin erhielt.

Oesterreich, Spanien und Rußland errichteten zu Wien ein Bündniß. Diesem setzten England, Holland und Preußen ein anderes entgegen, welches sie zu Hannover errichtet hatten, und worin beide Mächte dem König versprachen, seine Ansprüche auf Jülich und Bergen zu schützen. Der Tod George I. von England, dem George II. folgte, mit dem er sich, wie

oben bereits erwähnt worden ist, von Jugend auf nicht vertragen konnte, machte Friedrich Wilhelm indessen gegen dieses Bündniß merklich kälter. Diese Kälte wurde durch die Grenzstreitigkeiten über einige Wiesen vermehrt, und ging endlich in völligen Haß über, als George II. um gleiche Zeit den Befehl gab, alle preußische Kriegsleute, die das hannöversche Gebiet durchreiseten, wenn sie auch mit königlichen Pässen versehen sein sollten, gefangen zu setzen, und wenn Werber darunter wären, diese als Verletzer des Völkerrechts zu bestrafen. Sein Zorn wurde durch den Kaiser und König von Polen, mit denen er damals in gutem Vernehmen stand, noch mehr angefacht, und der Graf Seckendorf, ein kluger, aber hinterlistiger Mann, der als österreichischer Gesandte in Berlin sich aufhielt, wußte den König durch mehrere Versprechungen auf die Seite seines Hofes zu ziehen. Friedrich Wilhelm schloß deshalb mit Karl VI. zu Wusterhausen (den 12ten October 1726) einen Traktat, in welchem er sich verbindlich machte, die neue österreichische Erbfolge, die pragmatische Sanction *), aufrecht erhalten zu helfen,

*) Kaiser Karl VI. hatte nemlich nach dem frühen Tod des Erzherzogs Leopold keine Hofnung zu männlichen Nachkommen, wünschte aber doch, daß seine weitläuftigen Staaten nicht in fremde Hände kommen möchten. Er machte daher ein neues Hausgesetz, vermöge dessen in Zukunft auch Töchter, deren er damals zwei hatte, nach der Ordnung der Erstgeburt, sämtliche österreichische Länder beherrschen sollten. Diese neue Bestimmung über die

und dem Kaiser im Nothfall mit 12,000 Mann zu unterstützen, wogegen dieser versprach, alles anzuwenden, um ihn zu dem Besitz von Jülich und Bergen zu verhelfen.

Schon rüstete man sich von beiden Theilen, als noch zeitig genug, durch fremde Vermittelung (1730) ein Vergleich zu Stande kam, und den Ausbruch eines blutigen Krieges hinderte. — Im Jahre 1732 wurde endlich auch der oranische Erbschaftsstreit beendigt. Friedrich Wilhelm behielt das Fürstenthum Mörs, die Grafschaft Lingen, die Herrschaft Herrstall und noch einige andere Oerter. Das übrige bekam der Fürst von Nassau. — Der Churfürst von der Pfalz, Karl Phtlipp, der letzte von der neuburgischen Linie, nahete sich seinem Ende. Vermöge gewisser Verträge hätten die Herzogthümer Jülich und Bergen an Preußen fallen sollen; allein die Sulzbachische Linie machte Ansprüche auf dieselben, und verwarf sogar den Vorschlag des Königs, der mit dem Herzogthum Bergen sich begnügen, dem Prinzen von Sulzbach Jülich überlassen, und außerdem eine Million Thaler auszahlen wollte. —

Der Tod des polnischen Königs, August II. (den 1sten Februar 1733), unterbrach die Ruhe aufs neue, und verursachte in ganz Europa die lebhaftesten Bewegungen. Es meldeten sich drei Kronbewerber zur polnischen Königswürde, und alle drei fanden mächtige

---

Nachfolge, erhielt den Namen: die pragmatische Sanction.

Unterstützer. Stanislaus Leszinski, der Sohn eines polnischen Edelmanns, der ehemals mehrere Jahre schon als König geherrscht und darauf seine einzige Tochter an König Ludwig XV. verheirathet hatte, wurde von seinen Landsleuten fast allgemein zum Regenten verlangt, und hierin von Frankreich aufs thätigste unterstützt. Der zweite Bewerber, der portugiesische Prinz Emanuel, den weder innerer Werth, noch äußeres Recht dazu berechtigten, wurde blos durch Rußlands und Oesterreichs Ueberredung nach Warschau gerufen, wo er aber allgemeinen Widerwillen erregte, den er weder durch Geld noch Gewalt bei den polnischen Ständen unterdrücken konnte. Der dritte, welcher erwählt zu werden suchte, war der Sohn des verstorbenen Königs, August III., Churfürst von Sachsen. Letzterer hatte anfänglich die wenigsten Aussichten, wußte aber Kaiser Karl VI. bald in sein Interesse zu ziehen, indem er seinen Erbfolgerechten auf Oesterreich entsagte, und die pragmatische Sanction anerkannte. Rußland wurde ebenfalls gewonnen und Stanislaus nun mit vereinter Macht angegriffen. Er sah sich genöthigt, nach Danzig zu flüchten, welches sich dadurch eine harte Belagerung der Russen zuzog, und mußte, da deren Macht nicht zu widerstehen war, in Bauerkleidern, unter den größten Gefahren des Lebens, entfliehen. Glücklich kam er nach Preußen, wo er einen sichern Zufluchtsort fand, indem ihn Friedrich Wilhelm zu Königsberg mit aller Ehre, die seiner Würde gebührte, aufnehmen ließ, ob er sich schon darüber von den Höfen, welche für den Churfürst von Sachsen die Waffen ergriffen hatten, mancherlei Vorwürfe zuzog. Diese ganze Begebenheit benutzte der König von Frankreich, Ludwig XV., in Verbindung mit Spanien und Sar-

dinien, Oesterreich den Krieg zu erklären. Er ging über den Rhein und eroberte die Festung Kehl Vermöge des geschlossenen Bündnisses, stießen 10,000 Preußen, unter dem Kommando des Generallieutenant von Röder, zur kaiserlichen Armee am Rheinstrom, über welche der damals schon bejahrte Prinz Eugen den Oberbefehl erhalten hatte (1734). Bald darauf begab sich auch Friedrich Wilhelm, in Begleitung des Kronprinz Friedrich, zum alliirten Heere, und setzte sich dabei allen im Felde nur vorkommenden Beschwerlichkeiten ohne Schonung aus. So gewiß man aber auch einem glänzenden Feldzuge entgegen sah, und so große Thaten man erwartete, so erfolgte doch von alle dem nichts. Prinz Eugen war alt und vorsichtig geworden; er fürchtete, seinen bereits gegründeten Kriegsruhm einzubüßen, oder doch zu verringern, unternahm deshalb nichts gegen die Franzosen, und ließ Philippsburg vor seinen Augen wegnehmen. Aus Verdruß hierüber, ging Friedrich Wilhelm in seine westphälischen Staaten, wo ihn zu Moyland, einem Schlosse bei Kleve, eine heftige, durch das zurückgetretene Podagra verursachte, Krankheit überfiel. Unter augenscheinlicher Todesgefahr langte er zu Potsdam an. Man war für die Erhaltung seiner Person äußerst besorgt, und er selbst hielt sein Ende so nahe, daß er nicht nur den Kronprinz von der Armee unverzüglich zurück rief, sondern sich sogar in Holland einen Sarg von schwarzem Marmor bestellen und auch im voraus einen ähnlichen für seine Gemalin besorgen ließ *). Er wurde

*) In dem einen dieser Särge ruht sein Leichnam zu Pots-

jedoch durch Hülfe geschickter Aerzte und besonders des berühmten hallischen Professors Hoffmann, in einigen Monaten glücklich wieder hergestellt. Der folgende Feldzug endete eben so unrühmlich für die deutschen Waffen und der Kaiser, des fruchtlosen Streites müde, schloß, ohne das deutsche Reich zu Rathe zu ziehen, und ohne seinem Bundesgenossen, dem König von Preußen, die mindeste Nachricht von seinem Unterhandlungen zu geben, den 3ten October 1735 einen Frieden zu Wien. August III. blieb König von Polen, Stanislaus erhielt das Herzogthum Lothringen, der Herzog von Lothringen dagegen Toskana als Schadloshaltung. Dem Kaiser wurde Parma und Piazenza versprochen. Des Königs von Preußen, und seiner Ansprüche auf Jülich, wurde mit keiner Silbe gedacht, ja man theilte ihm nicht einmal die Friedensartikel mit. Diese Behandlung kränkte ihn so empfindlich, daß er in tiefer Rührung und im prophetischen Geiste ausrief, indem er auf den Kronprinz hinwies: „Da, da steht Einer, der wird mich rächen!!" — —

Von diesen politischen Ereignissen unter Friedrich Wilhelm I., gehen wir nun zu seiner innern Staatsverwaltung über. — Gleich nach dem Antritt seiner Regierung befahl er, um dem Verfall und der sinkenden Nahrung der einländischen Woll-Manufakturen wieder aufzuhelfen, daß keiner seiner Unterthanen sich in fremdes Tuch kleiden sollte. Auch errichtete er durch den Minister Kraut in dem Gebäude,

---

dam unter der Kanzel, in dem andern die Königin in der Domkirche zu Berlin.

welches die aufgehobene Ritterakademie inne gehabt hatte, das sogenannte Lagerhaus, in welchem eine Menge Fabrikanten aufgenommen und von ihren Fabrikaten die Armee künftig bekleidet werden sollte. Die Ausfuhr der Wolle untersagte er bei harter Strafe. Zu gleicher Zeit führte er in der ganzen Mark Brandenburg nach berlinischem Fuß einerlei Elle, Maaß und Gewicht ein. — Nicht weniger Aufmerksamkeit richtete er auf die Finanzen und Domänen, welche unter seinem Vater in gänzliche Unordnung gekommen waren, so wie auf das Justizwesen. Er verbot alles gerichtliche Verfahren gegen die Hexen nochmals ernstlich, drang auf die Beschleunigung der Prozesse, weshalb er sich seit 1618 jährliche Tabellen über die vor den Gerichten anhängig gemachten Streitsachen überreichen ließ, die er nicht selten mit Anmerkungen (Marginalien) versah, verminderte die Zahl der Advokaten, verbot ihre Ansetzung auf dem Lande ganz, und bestimmte ihre Zahl bei allen Justizkollegien, mit Inbegriff der Prokuratoren, auf 24 *). — Im Jahre 1714 errichtete der König das in ganz Europa berühmte Leibregiment, nachher Garde genannt, welches einer Sammlung von Riesen glich **), und in der

---

*) Sie mußten, nach seinem Befehle, einen schwarzen Rock und einen schwarzen Mantel tragen, der nur bis ans Knie reichte, welche auffallende Kleidung dem Publikum Gelegenheit zu manchen Spöttereien gab.

**) Der Flügelmann, Homann, hatte eine solche Höhe, daß August II., König von Polen, der doch auch nicht klein war, ihm nicht mit der ausgestreckten Hand an

Folge das Muster für die ganze preußische Armee geworden ist. Den schönen Lustgarten in Berlin verwandelte er in einen Exerzierplatz. — Im folgenden Jahre legte er bei dem Dohm eine reformirte Schule an, verbot aber allen Schülern in Berlin das Degentragen, wodurch sie sich auszuzeichnen suchten. Auch legte er zu gleicher Zeit den Grund zu dem botanischen Garten. — Bis jetzt hatten die Vasallen bei entstandenen Kriegen, zur Vertheidigung des Landes, Lehnpferde gestellt. Diese unzweckmäßige und mit zu vielen Umständen verknüpfte Lehnsverbindlichkeit hob Friedrich Wilhelm, so viel Widerspruch er auch dabei fand, gänzlich auf, und setzte solche dagegen auf ein gewisses Geldquantum (40 Rthlr. jährlich für jedes Ritterpferd), welches künftig zur Kriegskasse fließen sollte (1716). Dagegen erhielt der Lehnsmann die freie Vererbung seiner Besitzungen auf seine Kinder ohne Unterschied des Geschlechts, da vorher, nach Absterben einer männlichen Nachkommenschaft, die Lehngüter an den Landesherrn fielen. Es fielen auch nunmehr die Abndungen der sogenannten Lehnsfehler weg (d. h. wenn die Erneuerung nicht zu rechter Zeit oder nicht auf die rechte Art nachgesucht worden war), die manchen Edelmann um seine Ansprüche gebracht oder doch wenigstens in kostspielige Prozesse verwickelt

---

den Kopf reichen konnte. — Diese Leute wurden aus allen Ländern Europas mühsam zusammengesucht, und nicht selten mit Gewalt nach Berlin und Potsdam geschleppt und hier eingekleidet. Mancher kostete über 1000 Thlr. und erhielt täglich eine Löhnung von zwei Thlr; der geringste von einem Gulden.

hatten. Memel, Weser, Magdeburg und Stettin ließ er durch den geschickten Wallrawe *), der aus holländischen in preußische Dienste getreten war, befestigen (1716). In der breiten Straße legte er die Ritterakademie an (1716), erbaute eine Pulvermühle an der Spree, und errichtete eine Kadettenschule, mit welcher er die aus Magdeburg und Kolberg vereinigte, und ihr den ehemaligen Hetzgarten einräumte (1717). So legte auch der König noch eine besondere Rekrutenkasse zum Behuf der Werbungen an. Sie erhielt ihre Einnahme von dem Kauf der Titel, Ehrenbenennungen und vieler weltlichen Bedienungen. In eben diesem Jahre erhielten auch die Soldaten, auf Anrathen des Fürst von Dessau, statt der zerbrechlichen hölzernen, eiserne Ladestöcke. — 1718 wurde das Kriegs-, Hof- und Kriminal-Gericht eingesetzt und eine Kriegskasse errichtet. Auch hob Friedrich Wilhelm zu eben dieser Zeit die oben erwähnte afrikanische Handelsgesellschaft auf, und verkaufte die Besitzungen derselben in Afrika um einen sehr geringen Preiß (7200 Dukaten) an die Holländer. — Wegen der Zunahme der berlinischen Garnison ward eine besondere Servis-Kommission und Kasse errichtet (1721). Für die

---

*) Er wurde in der Folge General, stand auch bei Friedrich II. in großem Ansehen, und leitete den Bau der schlesischen Festungen. Aber wegen schändlicher Betrügereien, deren er sich schuldig gemacht hatte, ward er zum Festungsarrest auf Lebenslang verurtheilt, und im Februar 1748 nach Magdeburg in die Sternschanze geführt, deren Baumeister er selbst gewesen war.

französische Gemeine und zur Bequemlichkeit der dazu gehörenden Personen, welche in den Vorstädten wohnten, beschloß der König, in der Klosterstraße eine neue Kirche erbauen zu lassen, zu welcher in diesem Jahre der Grundstein gelegt wurde. 1726 ward sie fertig, und den 11ten August, in Gegenwart des Monarchen, feierlich geweiht. — 1722 stiftete er das große Waisenhaus zu Potsdam, in welchem 2500 Soldatenkinder erzogen und unterrichtet werden sollten. — Den 19ten Januar 1723 setzte er das General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium ein. Dies war gleichsam sein geheimes Rathskollegium, welches alle innere Staatssachen besorgte, und anfangs aus 4, in der Folge aber aus 6 Departements bestand. Einer jeden Abtheilung wurden ihre besondern Provinzen untergeordnet. Der König selbst blieb Präsident. — Als ein Theil des General-Direktoriums wurde die, um eben die Zeit gestiftete, Ober-Kriegs- und Domainen-Rechenkammer angesehen, bei welcher alle Kassenbedienten und Beamten ihre Rechnungen ablegen mußten. — Das Kollegium Medico-Chirurgicum war eine andere, eben so verdienstvolle, Stiftung Friedrich Wilhelms. — Die bisher auf dem Lande zerstreut gelegene Reuterei zog er zusammen und verlegte sie in die Städte. Berlin bekam das Gensd'armes-Regiment in seine Ringmauern, welches eine Hauptzierde des preußischen Heeres ausmachte, und auch eine Menge Vorzüge vor andern Regimenten genoß. — Dem Kollegium Medicum, welches schon unter seinem Vater bestanden hatte, gab er eine erweiterte Gewalt und eine bessere Einrichtung, und erhob es 1725 zu einem Oberkollegium, welches den

Staatsminister Kreutz zum Vorsteher erhielt. Er räumte ihm ein vortreffliches anatomisches Theater ein, und befahl, daß sich, ohne Prüfung und Erlaubniß desselben, durchaus niemand mit Heilung der Kranken abgeben sollte. — Für die Friedrichsstadt ließ er die Jerusalemskirche erbauen (1725). Der Bau wurde jedoch erst 1728 beendigt, und die Kirche den 27sten Mai d. J. eingeweiht. — Um geschickte Aerzte und Wundärzte zu bilden, und armen, besonders schweren Kranken Unterhalt und Pflege, und wo möglich Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu verschaffen, verwandelte er das vor dem Spandauer Thore gelegene Spinnhaus in ein Krankenhaus (1727), die sogenannte Charitee, in welches schon im ersten Jahre 300 gebrechliche und sieche Personen aufgenommen wurden. Außer den nöthigen Gebäuden und einigem Ackerland, erhielt es vom König ein Kapital von 100,000 Rthlr., dessen Zinsen ihm zum Genuß angewiesen wurden, wozu in der Folge noch das wohlthätige Vermächtniß des Freiherrn Grappendorf von 80,000 Rthlr. kam. Auch bekam es den Verlag aller Kundschaften, Lehr- und Geburtsbriefe der Handwerker in sämtlichen preußischen Landen, welches sehr einträglich war, indem jede Kundschaft mit 4 und ein Geburtsbrief mit 12 Groschen bezahlt werden mußten *). Das Findelhaus, zum Besten unehelicher,

---

*) Außer seiner eigentlichen Bestimmung, machte sich dieses Institut noch dadurch verdient, daß es die ersten Versuche mit den Bau der, damals noch fremden, Kartoffeln anstellte.

verlassener und verwahrloseter Kinder, verdankt seine Entstehung ebenfalls diesem für das Wohl seiner Unterthanen so thätigen König. — Zum Besten des potsdamschen Waisenhauses errichtete er in eben diesem Jahre das Intelligenzkomtoir, und gab die Aufsicht darüber dem Generalpostmeister von Görn. — Die Aufführung des französischen Waisenhauses, welches im Jahre 1729 zu Stande kam, fand an Friedrich Wilhelm einen sehr thätigen Beförderer und Unterstützer *). —

Die Härte, mit welcher der damalige Erzbischof von Salzburg, Anton Eleuterius, Baron von Firmian, seine protestantischen Unterthanen behandelte, und mit Hülfe österreichischer Soldaten zur katholischen Religion zurückzwingen wollte, zog die ganze Aufmerksamkeit des Königs auf sich. Er verwendete sich ihretwegen dringend beim Kaiser; da solches aber nicht den erwünschten Erfolg hatte und die Grausamkeiten und Verfolgungen fortwährten, so drohte er, das Vergeltungsrecht an den in seinem Fürstenthum Halberstadt belegenen Stiftern und Klöstern auszuüben. Diese

---

*) Unter mehreren andern wohlthätigen Anstalten, welche während dieser Regierung noch von Privatpersonen besonders gegründet wurden, gehört vorzüglich das von dem reichen Besitzer der berlinischen Gold- und Silber-Manufaktur, geheimen Rath Schindler in dem Dorfe Schöneiche gestiftete Waisenhaus (1730) für arme Kinder beiderlei Geschlechts, das in der Folge nach Berlin verlegt wurde.

Drohung bewog den Erzbischof, seinen evangelischen Unterthanen zu befehlen, daß, wer von ihnen nicht die katholische Religion annehmen wolle, ungehindert auswandern könne. Jedoch machte er ihnen in Absicht ihres Vermögens solche harte Bedingungen, und setzte eine so kurze Frist, daß der, welcher sein Vaterland verließ, wenig oder nichts behielt. — Friedrich Wilhelm, dem die unglückliche Lage dieser armen Leute sehr nahe ging, zeigte hier seine Menschlichkeit und seine Staatsklugheit im schönsten Lichte, und machte sich um sein eigenes Land eben so verdient, als um die ankommenden Fremdlinge. Er lud sie durch ausgeschickte Kommissarien in seine Staaten ein, ließ ihnen die beste Aufnahme versprechen, und wieß ihnen vorzüglich das immer noch nicht bevölkerte Preußen und Litthauen an. Hierauf erschienen auch wirklich nach und nach über 20,000 Flüchtlinge, die größtentheils auf königliche Kosten verpflegt wurden, bis sie nach ihren Bestimmungsörtern gelangten, wo sie neue Unterstützungen fanden, und dadurch in den Stand gesetzt wurden, sich reichlich zu erhalten, und nach ihren Fähigkeiten zu arbeiten. — In eben diesem Jahre kamen noch eine Menge verfolgter Böhmen, mehrentheils Weber, in Berlin an, wo ihnen die Friedrichsstadt zum Anbau angewiesen, und jede Unterstützung, deren sie bedurften, verschaft wurde. In der Folge sammelten sich noch mehrere Unglücksgenossen von ihren Landsleuten zu ihnen, wodurch sich zuletzt die noch bestehende böhmische Gemeine bildete.

Sehr bedeutende Summen verwendete der König aufs Bauen, und nöthigte seine Diener und Fabrikanten und selbst ganze Gemeinden, Bauten zu unter-

nehmen, welche zwar die Städte verschönerten, aber auch manchen Menschen in Armuth und Mangel versetzten. Potsdam, Berlin, Rathenow und andere ansehnliche Städte sind Denkmale von der edlen Freigebigkeit nnd von der regen Thätigkeitsliebe dieses Monarchen. Besonders kann man ihn als den Stifter von Potsdam ansehen. Diese Stadt war zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts als ein unbedeutender Ort an Wickard von Rochow für 400 Schock Groschen verpfändet, und wurde vom ersten Churfürsten des hohenzollerschen Hauses durch Rückzahlung dieser geringen Schuldsumme (1416) wieder eingelöset. Nur Fischer und ähnliche Leute wohnten hier. Noch im Jahre 1721 hatte dieser Ort ein elendes Ansehen. Zwischen Sümpfen und Morästen standen verschiedene schlecht gebaute hölzerne Häuser und Hütten. Die Liebe zu seinem Leibregimente gab seinem Vorhaben, etwas für Potsdam zu thun, den letzten Nachdruck. Die Berliner hatten sich geweigert, seine Riesen einzuquartieren; hierüber erbittert, verlegte er sie nach Brandenburg; weil dies aber zu entfernt von seiner Residenz war, so beschloß er, sie nach Potsdam als Besatzung zu nehmen. Es wurden deshalb die Sümpfe ausgetrocknet, ganze Straßen angelegt, viele Häuser auf königliche Kosten erbaut, an Soldaten und fleißige Bürger verschenkt, eine Mauer herumgezogen, viele Kirchen und andere öffentliche Gebäude aufgeführt, und die Stadt selbst, im Jahre 1737, für eine Immediatstadt erklärt. —

Friedrich Wilhelm hatte einen wohlgebildeten Körper, ein schönes Ansehen, ein Auge voll Feuer und Lebhaftigkeit. Sein Aeußeres war mehrentheils finster

und nur gegen seine Vertrauten zuweilen lachend. In Ansehung der Kleidung und aller Pracht überhaupt, war er gerade das Gegentheil seines glanzliebenden Vaters; er trug die Uniform seines Regiments, die fest an den Leib anschloß, und mit Messingknöpfen besetzt war, einen langen Degen, weiße Stiefeletten, öfters aber Stiefeln. Nur auf Jagden, Reisen und an fremden Höfen machte er häufige Ausnahmen. Nicht einmal bei Frauenzimmern gefiel ihm Putz und Kleiderpracht. Seine eigene Gemalin und seine Töchter mußten sich einfach kleiden. — Die Natur hatte ihn mit vortreflichen Anlagen des Geistes ausgestattet; er besaß einen guten Verstand, ein großes Gedächtniß, eine richtige Beurtheilungskraft, eine schnelle Fassungsgabe. Aber er that nichts, diese Fähigkeiten auszubilden; er unterdrückte sie vielmehr, verachtete die Wissenschaften und hatte einen Widerwillen gegen alles, was gelehrte Kenntniß heißt. Die Akademie der Wissenschaften sollte aufgehoben werden, und nur auf die Vorstellung, daß die Anstalt auf die Bildung der Wundärzte für die Armee großen Einfluß habe, ward er von seinem Entschluß abgebracht; unterdeß würdigte er sie so tief herab, daß er den Hofnarren Gundling zu ihrem Präsidenten ernannte. — Auch die Universitäten sollten aufgehoben werden. Nach seiner Meinung bedurfte der Mensch keiner besondern Verstandesbildung, sondern die höchste Wissenschaft bestand in Theologie, die höchsten Tugenden in Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit, die Sicherheit des Staats in einer spartanischen Kriegeszucht. Daher sollten seine Unterthanen weiter nichts, als fromme Christen, fleißige Bürger und gute Soldaten seyn. Er selbst verstand zwar einige Sprachen, als die französische, die er aber un-

gern und nur im höchsten Nothfall, und die holländische, die er desto lieber und häufiger redete. Schlechter sprach und schrieb er seine Muttersprache. Gottesfurcht und gute Sitten, Ehrlichkeit und Sparsamkeit waren der gewöhnlichste und ihm angenehmste Inhalt seiner Gespräche, so wie die Einrichtung, Vermehrung, Erhaltung und Verschönerung seines Kriegesheeres das Hauptziel seines Bestrebens. Bei aller dieser ungünstigen Gesinnung für die Wissenschaften, sorgte er dennoch ächt landesväterlich für Schulen, und besonders für die Bildung der niedrigen Volksklasse, für welche bis jetzt in den kleinen Städten und auf dem Lande sehr wenig gethan war. Er legte eine große Anzahl neuer Schulen an, besuchte auf seinen Reisen oft die Unterrichtsanstalten, ermunterte Lehrer und Prediger persönlich und schriftlich zum gewissenhaften Fleiße, und verordnete zuerst, die neu anzustellenden Lehrer zu prüfen. Vorzüglich wohlthätig zeigte er sich auch in dieser Hinsicht gegen Preußen, dem er im Jahre 1735 bloß zur Anlegung neuer Landschulen 150,000 Thaler schenkte. — Zu seinen Lieblingsvergnügungen gehörten die Musterungen, welche er jährlich über seine Truppen erhielt, die Reisen, von welchen er alle Jahre wenigstens eine große und schnelle, bis in seine entferntesten Provinzen machte; die Jagden, welche er leidenschaftlich liebte; die Hofnarren und das Tabakskollegium, welche ihm die Abendstunden verkürzten. Dies letztere, welches sich, der Regel nach, alle Tage nach 5 Uhr bei ihm versammelte und oft erst um Mitternacht auseinander ging, ward zu Berlin sowohl, als zu Potsdam und Wusterhausen gehalten. Die königliche Familie, die Minister und Generale, Räthe und Staabsoffiziere, die fremden Gesandten und Stan-

despersonen, Durchreisende von Bedeutung, besonders Gelehrte, die wegen ihres Rufes oder ihrer Abentheuer berühmt waren, mußten oder durften an diesen Versammlungen Theil nehmen. Man trank Bier, rauchte aus langen holländischen Pfeifen Knigstabak und aß zum Abendbrod kalte Küche. Wer nicht rauchte, mußte wenigstens die Pfeife in den Mund nehmen. Hier wurde frei und ohne Rückhalt von geistlichen und weltlichen Dingen gesprochen, wenn es nur diente, Spaß zu machen und Lachen zu erregen. In dieser Absicht unterhielt der König viele Lustigmacher, Hofnarren und Zeitungsleser, welche letztere alle damals nur vorhandene deutsche Zeitungen vorlesen mußten *).

Der strenge Winter im Jahre 1740 trug ohne Zweifel sehr viel dazu bei, daß sich die Gesundheitsumstände des Königs immer mehr verschlimmerten. Täglich nahmen seine Kräfte ab, das Podagra wurde mit seinem stechenden Schmerze beschwerlicher; die Geschwulst vermehrte sich. Als er sich im April wieder etwas erholte, verlangte er mit Sehnsucht, sein geliebtes Potsdam noch einmal zu sehen. Er begab sich

---

*) Ein Gemälde im berliner Schlosse, welches noch vorhanden ist, stellt den König mit seiner Tabaksgesellschaft vor, wie er in der Mitte sitzt und sich die Tabakspfeife von der Königin mit einem Fidibus anstecken läßt; rings herum befinden sich die Minister und Generale, mit Ordensbändern behangen und mit Tabakspfeifen geschmückt.

deshalb den 27sten d. M. dahin, jedoch mit dem traurigen Vorgefühl, daß er Berlin wohl schwerlich wieder sehen werde. Zum Abschiede schenkte er den hiesigen Armen noch 100,000 Tahler und theilte noch eine Menge anderer Wohlthaten aus. — Zwar versäumte er die Angelegenheiten des Staats auch bei den größten körperlichen Leiden nicht; aber vorzüglich wendete er seine Gedanken jetzt auf geistliche Dinge, und erließ eine Menge Verordnungen, welche die Verbesserung des Predigtwesens und eine zweckmäßigere Einrichtung der theologischen Studien betrafen. Er selbst ließ den berlinischen Probst, Rolof, zu sich holen, mit dem er sich alle Abend über geistliche Gegenstände unterhielt. — Am 27sten Mai befand er sich so schlecht, daß die Königin den Kronprinz aus Rheinsberg, durch einen Eilboten, nach Potsdam rufen ließ. Dieser fand seinen Vater im Garten in einem Rollstuhle, und stürzte ihm in die Arme. Alle Mißhelligkeiten, die bis dahin zwischen beiden obgewaltet hatten, waren vergessen; Friedrich Wilhelm nannte ihn seinen lieben Fritz, und hatte an diesem und dem folgenden Tage mit ihm mehrere geheime Unterredungen, in welchen er ihm die Lage des Landes schilderte, das Verhältniß zu fremden Mächten deutlich auseinander setzte, und wahrscheinlich auch in diesen merkwürdigen Stunden den Grund zu dem unversöhnlichen Hasse gegen das Haus Oesterreich in die Seele seines Sohnes legte. Endlich brach der letzte Tag seines Lebens, der 31ste Mai, an. Er starb gegen 2 Uhr Nachmittags, unverzagt wie ein Weiser und hoffnungsvoll wie ein Christ, im 52sten Jahre seines Alters, und im 28sten seiner thätigen Regierung. Seinem großen Nachfolger hinterließ er ein wohlgeübtes und disciplinir-

tes Heer von beinahe 80,000 Mann, einen Schatz von 8,700,000 Tahler und 2,240,000 Einwohner in seinen Staaten, deren Einkünfte sich auf 7,400,000 Reichsthaler beliefen *).

Von seiner Gemalin, Sophia Dorothea, Königs George I. von England Tochter, mit der er seit 1707 vermält war, hinterließ er 3 Prinzen und 6 Prinzessinnen. 1) August Wilhelm, Vater des Königs Friedrich Wilhelm II., geboren den 9ten August 1722; starb den 12ten Juni 1758. 2) Heinrich, geboren den 23sten Februar 1726, der als Held und Mensch in den Jahrbüchern der Geschichte die gerechtesten Ansprüche auf einen glänzenden Platz sich erworben hat; starb den 3ten August 1802 kinderlos. 3) Ferdinand, geboren den 23sten Mai 1730 und seit 1762 Herrenmeister des Johanniterordens zu Sonnenburg; starb den 2ten Mai 1813. 4) Friederike Sophie Wilhelmine, geboren den 3ten Juli 1709; starb als vermälte Markgräfin von Baireuth, den 14ten October 1758. 5) Friederike Louise, geboren den 28sten September 1714, seit 1729 Gemalin des Markgrafen von Anspach; starb den 4ten August 1757. 6) Philippine

---

*) Seine Länder hatte er

durch Obergeldern mit	22. Q. M.
durch Vorpommern mit	87. —
zusammen mit	109 Q. M.
also bis auf	2,187. Q. M.
vermehrt.	

Charlotte, geboren den 13ten März 1716, seit dem 2ten Juli 1733 mit dem Herzog Karl von Braunschweig vermält; starb einige Jahre nach Friedrichs Tode. 7) Sophie Dorothea Marie, geboren den 25sten Januar 1719; starb als verehelichte Markgräfin zu Schwed, und als Schwiegermutter ihres vorhergenannten Bruders Ferdinand, den 13ten November 1765. 8) Louise Ulrike, geboren den 24sten Juli 1720, nachherige Königin von Schweden, vermält den 17ten Juli 1744, Großmutter des jetzigen Königs, Gustav Adolphs IV; starb den 16ten Juli 1784. 9) Anne Amalie, geboren den 9ten November 1723, seit 1755 Aebtissin zu Quedlinburg; starb unvermält bald nach dem Tode Friedrichs II.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tzschucke, Karl Friedrich,

Brandenburgisch-preußische Regenten- und Volksgeschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten der Jugend und allen Vaterlandsfreunden aus den gebildeten Ständen
Bd.: 1

Berlin [u.a.] 1817

Bor. 193 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10014320-0